Jussi

ADLER OLSEN

SELFIES

Thriller

dtv DIGITAL

Der siebte Fall für Carl Mørck,
Sonderdezernat Q

Jussi

ADLER OLSEN

SELFIES

Thriller

dtv DIGITAL

Der siebte Fall für Carl Mørck, Sonderdezernat Q

Jussi Adler-Olsen

Selfies

Der siebte Fall für Carl Mørck, Sonderdezernat Q

Thriller

Aus dem Dänischen von Hannes Thiess

dtv
DIGITAL

Gewidmet unserer wunderbaren »Familie« in Barcelona – Olaf Slott-Petersen, Annette Merrild, Arne Merrild Bertelsen und Michael Kirkegaard

Prolog

Samstag, 18. November 1995

Sie hatte keine Ahnung, wie lange sie schon in dem nassen Laub herumstapfte, aber ihre nackten Arme waren eiskalt. Das Geschrei oben im Haus war mittlerweile so laut und klang so wutentbrannt, dass ihr der Atem stockte. Sie spürte, wie ihre Augenwinkel feucht wurden, aber sie hielt die Tränen zurück,

weil sie wusste, was ihre Mutter sagen würde: Heulen macht Falten und Falten sind hässlich. In Bemerkungen dieser Art war ihre Mutter richtig gut.

Dorrit betrachtete die dunklen Spuren, die sie auf der laubbedeckten Wiese hinterlassen hatte, dann zählte sie zum x-ten Mal die Fenster und Türen am Haus, obwohl sie in- und auswendig wusste, wie viele es waren. Zwei Flügeltüren, vierzehn große Fenster und vier längliche im Keller. Alles in allem einhundertzweiundvierzig einzelne Scheiben.

Sie war ziemlich stolz, dass sie

schon so weit zählen konnte. In ihrer Klasse konnte das niemand sonst.

Da hörte sie, wie sich quietschend die Kellertür im Seitenflügel öffnete. Kein gutes Zeichen.

Und schon kam das Hausmädchen die Kellertreppe herauf und steuerte direkt auf sie zu. »Ich geh da nicht mit rein«, flüsterte sie.

Im dichten Gebüsch ganz hinten im Garten versteckte sie sich gern, oft stundenlang. Aber diesmal war das Hausmädchen zu schnell. Schon hatte es Dorrit am Handgelenk gepackt.

»Dorrit, du kannst doch nicht mit den

guten Schuhen hier rumlaufen! Wenn Frau Zimmermann das sieht!«

Ohne Schuhe, nur auf Strümpfen, trat sie vor das große Ecksofa. Die beiden Frauen starrten sie an, als wüssten sie nicht, was sie hier im Wohnzimmer zu suchen hatte.

Ihre Großmutter schien jeden Moment lospoltern zu wollen. Ihr Blick war kalt und hart. Ihre Mutter hatte offenbar geweint. Lauter Falten gruben sich in ihr Gesicht, genau solche, vor denen sie Dorrit immer warnte.

»Nicht jetzt, Dorrit, wir unterhalten

uns«, sagte sie.

Dorrit sah sich um. »Wo ist Papa?«

Die beiden Frauen tauschten einen Blick. Für den Bruchteil einer Sekunde glich ihre Mutter einem verschreckten Tier, das sich in eine Ecke duckt. Das kannte Dorrit schon.

»Geh ins Esszimmer und beschäftige dich, schau dir Zeitschriften an oder was auch immer«, befahl ihre Großmutter.

»Wo ist Papa?«, wiederholte sie.

»Darüber reden wir später. Er ist gegangen.« Die Großmutter wedelte ihre Enkelin mit einer ungeduldigen Handbewegung weg.

Die wich ein paar Schritte zurück. Genauso gut hätte sie im Garten bleiben können.

Der Esszimmertisch war nicht abgeräumt. Neben Tellern mit eingetrockneten Frikadellenresten und Blumenkohl in Béchamelsoße lag unordentlich das Besteck. Zwei Kristallgläser waren umgekippt, auf dem Tischtuch überall Weinflecken. Nichts war wie sonst. Nichts war so, dass Dorrit im Esszimmer bleiben mochte.

Sie wandte sich der Eingangshalle mit den vielen hohen, dunklen Türen und den abgegriffenen Klinken zu. Das Haus

war riesig und in diverse Flügel unterteilt, aber Dorrit kannte jeden Winkel. Im ersten Stock roch es so intensiv nach Großmutters Puder und Parfums, dass der Geruch noch in ihren Kleidern hing, wenn sie von dort nach Hause kam. Dort, im hellen Licht, das durch die hohen Fenster fiel, spielte Dorrit nicht gern. Abgesehen davon gab es auch nichts, was sie dort hätte machen können.

Viel lieber hielt sie sich im hinteren Teil des Erdgeschosses auf. Nirgendwo sonst gab es solche schweren Sessel, in die man sich mit hochgezogenen Beinen

schmiegen konnte, und so prächtige Sofas – mit braunem Samtvelours und geschnitztem schwarzem Holz an der Rückenlehne. In den zugezogenen Gardinen und den Möbeln hing Tabakgeruch, süß und bitter zugleich. Dieser Teil des Hauses war das Reich des Großvaters.

Es war erst eine Stunde her, dass die Familie friedlich um den Esstisch gesessen und Dorrit das Gefühl gehabt hatte, der Tag würde sich wie eine gemütliche Decke um sie legen.

Aber dann hatte ihr Vater irgendetwas Falsches gesagt, worauf die Großmutter

die Augenbrauen hochgezogen hatte und der Großvater aufgestanden war.

»Das müsst ihr untereinander ausmachen«, hatte er gesagt, den Hosenbund hochgezogen und war gegangen. Sie hatte man in den Garten geschickt.

Vorsichtig schob Dorrit jetzt die Tür zum Arbeitszimmer ihres Opas auf. Zwei braune Vitrinenschränke mit Schuhen in offenen Schuhkartons, alles Warenmodelle, standen an der Wand. Auf der gegenüberliegenden Seite hatte der Schreibtisch seinen Platz, bedeckt mit Papieren voller roter und blauer

Linealstriche.

Hier roch es besonders stark nach Tabak, obwohl sich der Großvater gar nicht in dem dunklen Zimmer aufhielt. Der Qualm schien aus der Ecke zwischen zwei Bücherregalen zu kommen, aus der ein schmaler Lichtstreifen fiel und sich über den Schreibtischstuhl legte.

Dorrit trat näher, um zu sehen, woher das Licht kam. Das war aufregend, der Spalt zwischen den Regalen war unbekanntes Terrain.

»Na, sind sie weg?«, hörte sie den Großvater irgendwo hinter den Regalen

brummeln.

Dorrit schob sich durch den Spalt und stand auf einmal in einem Raum, den sie noch nie gesehen hatte. Dort, in einem Ledersessel, saß ihr Großvater an einem langen Tisch, konzentriert über etwas gebeugt, das sie nicht sehen konnte.

»Rigmor, bist du das?« Seine Stimme hatte einen ganz besonderen Klang. Ihre Mutter nervte das, sie sagte, das liege an seinem Deutsch, das einfach nicht verschwinden wolle. Aber Dorrit mochte die Art, wie der Großvater redete.

Die Einrichtung des Raumes

unterschied sich stark von der des übrigen Hauses. Hier waren die Wände nicht nackt, sondern fast vollständig bedeckt mit Fotos in allen möglichen Formaten. Sah man genauer hin, erkannte man immer denselben Mann in Uniform, aufgenommen in unterschiedlichen Situationen.

Trotz des Tabakqualms wirkte der Raum heller als das Arbeitszimmer. Hier saß der Großvater also. Seine aufgekrempelten Ärmel entblößten dicke Adern an den Unterarmen. Mit ruhigen, bedächtigen Bewegungen blätterte er einen Stapel Fotos durch, nahm einige

heraus und betrachtete sie eingehend. Es wirkte gemütlich, wie er so dasaß, und Dorrit wurde warm ums Herz. Doch als er sich zu ihr umdrehte, war sein sonst so freundliches Gesicht plötzlich ganz verzerrt. Fast so, als hätte er auf etwas Bitteres gebissen.

»Dorrit?« Er erhob sich aus seinem Sessel. Dabei breitete er die Arme aus, als wolle er damit etwas verdecken.

»Entschuldige, Opa, aber ich wusste nicht, wohin ich sonst gehen sollte.« Sie drehte sich zu den Fotos an der Wand um. »Ich finde, der Mann auf den Bildern sieht ein bisschen aus wie du.«

Er sah sie an und schien zu überlegen, was er antworten sollte. Dann ließ er sich in den Sessel zurückfallen und zog sie zu sich auf den Schoß.

»Eigentlich darfst du nicht hier drinnen sein, denn das ist Opas Geheimzimmer. Aber nun bist du mal da.« Er nickte zu den Bildern an der Wand. »Und ja, Dorrit, das stimmt. Das bin tatsächlich ich auf diesen Fotos. Die sind von damals, aus dem Krieg. Als ich jung war und Soldat für Deutschland.«

Dorrit nickte. Er sah flott aus in seiner Uniform. Schwarze Schirmmütze,

schwarze Jacke und schwarze Reithose. Alles schwarz. Der Gürtel mit dem Pistolenhalfter, die Stiefel, die Handschuhe. Nur der Totenkopf auf der Mütze und die Zähne des Großvaters leuchteten weiß.

»Bist du Soldat gewesen, Opa?«

»*Jawohl*. Da oben auf dem Regal siehst du meine Pistole. Eine Parabellum 08, auch ›Luger‹ genannt. Viele Jahre lang mein bester Freund.«

Mit großen Augen sah Dorrit nach oben zu dem Regalbrett. Die Pistole war schwarzgrau und das Halfter daneben braun. Dort lag auch ein schmales

Messer in einer Scheide neben einem keulenartigen Ding, das wie ein Schlagholz für Schlagball aussah, nur mit einer Art schwarzen Dose am einen Ende.

»Kann die Pistole richtig schießen?«

»Ja, Dorrit, und das hat sie auch oft getan.«

»Du bist wirklich Soldat gewesen, Opa?«

Er lächelte. »Ja. Dein Opa war ein sehr mutiger und tüchtiger Soldat, der im Zweiten Weltkrieg viel geleistet hat. Du kannst stolz auf ihn sein.«

»Im *Welt*krieg?«

Er nickte. Soweit Dorrit wusste, war Krieg nichts Gutes. Nie. Nichts, das einen zum Lachen brachte.

Sie machte einen langen Hals, um zu schauen, womit sich ihr Großvater beschäftigte.

»Nein, Dorritchen, die Fotos schaust du lieber nicht an.« Er legte ihr die Hand in den Nacken und zog sie zurück. »Vielleicht später mal, wenn du groß bist. Für Kinder sind diese Fotos nichts.«

Sie nickte, aber reckte sich weiter, und diesmal hinderte er sie nicht daran.

Ihr Blick fiel auf einen Streifen

großformatiger Schwarz-Weiß-Aufnahmen. Auf dem ersten Bild war ein Mann mit hängenden Schultern zu sehen. Er wurde zu ihrem Großvater gezerrt, der auf dem zweiten Bild die Pistole hob und auf dem dritten auf den Nacken des Mannes zielte.

»Aber, Opa … das habt ihr doch nur gespielt?«, fragte sie stockend.

Behutsam drehte er ihr Gesicht zu sich und sah ihr in die Augen.

»Krieg ist kein Spiel, Dorrit. Man tötet seine Feinde, damit man nicht selbst getötet wird, verstehst du? Hätte sich dein Opa damals nicht verteidigt,

würden wir beide jetzt nicht hier sitzen.«

Langsam schüttelte sie den Kopf und zog sich näher an die Tischplatte.

»Und all diese Leute da, die wollten dich töten?«

Sein Blick glitt über die Fotos. Dorrit hatte keine Ahnung, was genau sie darstellten, aber sie fand sie unheimlich. Es waren Bilder von Menschen, die gerade zusammenbrachen. Von Männern und Frauen, die an Stricken baumelten. Einem Mann war mit einer Keule der Hinterkopf zertrümmert worden. Und auf allen Fotos stand ihr Großvater daneben.

»Ja, Dorrit, das wollten sie. Sie waren böse. Aber mach dir keine Sorgen, Schatz. Der Krieg ist vorbei, und es wird auch keinen mehr geben, das verspricht Opa dir. Das ist alles damals zu Ende gegangen. *Alles ist vorbei*.« Ein leichtes Lächeln umspielte seine Mundwinkel, als er sich wieder den Fotos auf dem Tisch zuwandte. Jetzt sah er aus, als würde er sich über ihren Anblick freuen – wahrscheinlich, weil er keine Angst mehr zu haben braucht, dachte sie. Weil er sich nicht mehr gegen seine Feinde verteidigen muss.

»Das ist gut, Opa.«

Da hörten sie Schritte im Nachbarzimmer und konnten gerade noch rechtzeitig aufstehen. Dorrits Großmutter tauchte in der Öffnung zwischen den Regalen auf und starrte sie an.

»Was geht hier vor?« Ihre Stimme klang hart. »Dorrit hat hier drinnen nichts zu suchen, Fritz, da waren wir uns doch einig!«

»*Alles in Ordnung, Liebling*. Dorrit ist nur kurz gekommen und wollte sowieso gerade gehen. Stimmt's, Kleine?« Seine Stimme klang sanft, aber seine Augen waren kalt. Wenn du keinen Ärger willst, hältst du den Mund, sagten

sie. Dorrit nickte und folgte der Großmutter ins Arbeitszimmer. Sie warf noch einen Blick auf die Wand rings um die Tür. Auf der einen Seite hing eine große rote Fahne mit einem weißen Kreis in der Mitte, den ein sonderbares schwarzes Kreuz fast ganz ausfüllte. Auf der anderen Seite sah sie ein blasses Farbfoto ihres Großvaters, wo er mit hoch erhobenem Kopf den rechten Arm schräg in den Himmel reckte.

Das werde ich nie vergessen, schoss es ihr durch den Kopf – und es war vielleicht das erste Mal in ihrem Leben, dass sie das dachte.

»Kümmere dich nicht um das, was Großmutter sagt, ja? Und auch nicht um das, was du bei Großvater gesehen hast. Versprichst du mir das, Dorrit? Das ist alles nur dummes Zeug.«

Nachdem ihre Mutter Dorrits Arme ungeduldig in die Mantelärmel gestopft hatte, ging sie vor der Tochter in die Hocke.

»Wir beide gehen jetzt nach Hause, Schätzchen, und dann vergessen wir das alles, ja?«

»Aber Mama, warum habt ihr euch im Esszimmer so angeschrien? Ist Papa

deshalb gegangen, und wo ist er jetzt? Ist er zu Hause?«

Die Mutter schüttelte ernst den Kopf. »Nein. Papa und ich verstehen uns im Moment nicht so gut. Deshalb ist er weggefahren.«

»Und wann kommt er zurück?«

»Ich weiß nicht, ob er zurückkommt. Aber du musst nicht traurig sein, Dorrit. Wir brauchen Papa nicht, Großmutter und Großvater kümmern sich um uns.« Sie lächelte und streichelte ihrer Tochter sanft über die Wange. Ihr Atem roch nach etwas Kräftigem, ein bisschen wie das Zeug, das Großvater manchmal in

kleine Gläser einschenkte. »Du bist so ein hübsches und liebes Mädchen. Viel feiner und klüger als irgendein anderes kleines Mädchen auf der Welt. Da kommen wir doch wohl ohne Papa zurecht, meinst du nicht?«

Sie wollte nicken, aber ihr Kopf schien wie festgewachsen.

»Und jetzt schauen wir, dass wir nach Hause kommen. Dann machen wir es uns vor dem Fernseher gemütlich und sehen uns die wundervollen Kleider auf der Hochzeit von Prinz Joachim und seiner hübschen chinesischen Braut an.«

»Und dann wird die Alexandra

Prinzessin?«

»Ja, sobald die beiden verheiratet sind. Bis dahin ist sie eine ganz gewöhnliche junge Frau, die sich einen echten Prinzen geangelt hat. Wenn du groß bist, machst du das bestimmt auch, mein Schatz, denn du bist noch viel schöner als Alexandra, und du kannst alles haben, was du willst. Alles auf der Welt. Du wirst sehen: Du wirst später auch mal reich und berühmt, da bin ich ganz sicher.«

Dorrit lächelte. »Aber du bleibst doch immer bei mir, oder, Mama?« Sie freute sich immer, wenn ihre Mutter so

gerührt aussah wie jetzt.

»Aber ja, meine Süße. Ich werde immer für dich da sein.«

1

Dienstag, 26. April 2016

Die vergangene Nacht hatte wie immer Spuren in ihrem Gesicht hinterlassen. Die Haut war trocken, und die Schatten unter den Augen waren noch dunkler als vorm Schlafengehen.

Denise zog ihrem Spiegelbild eine Grimasse. Der Tag war irgendwie an ihr vorbeigezogen, und seit einer Stunde

versuchte sie jetzt schon, die Schäden auszubessern, doch das Ergebnis ließ nach wie vor zu wünschen übrig.

»Du siehst aus und riechst wie ein Flittchen«, äffte sie ihre Großmutter nach.

Die Geräusche aus den Nachbarzimmern kündeten davon, dass es auf den Abend zuging. Die anderen Untermieter wurden langsam munter. Es war der übliche Krach: Flaschen klirrten, man klopfte an Türen, um Zigaretten zu schnorren, und ewig lief jemand zu dem schäbigen Etagenduschbad, das der Mietvertrag als

»exklusiv« bezeichnete. Kurz: In einer der heruntergekommenen Straßen von Frederiksstad bereiteten sich ein paar Randexistenzen auf einen weiteren Abend ohne Zweck und Ziel vor.

Denise trat näher an den Spiegel.

»Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?« Sie spitzte die Lippen zu einem Kussmund, ließ die Hände über ihre Hüften gleiten, über die Brüste, am Hals entlang und in die Haare. Dann schnipste sie ein paar Flusen von ihrem Pulli, tupfte etwas Make-up auf einen unzulänglich abgedeckten Fleck auf der

Stirn und trat zufrieden zurück. Die gezupften und nachgezogenen Brauen und die kräftig getuschten Wimpern unterstrichen das, was sie »Appearance« nannte. Ihre Iris leuchtete einfach intensiver, was ihren Blick tiefer machte und ihr mit wenig Aufwand dieses Extra an Unnahbarkeit verlieh.

Sie war bereit, die Welt in ihren Bann zu schlagen.

»Ich heiße Denise«, hauchte sie mit dunkler Stimme. »Denise.« Dann öffnete sie langsam die Lippen und senkte das Kinn. Die Wirkung war fabelhaft. Gut möglich, dass der eine oder andere es

als Zeichen von Unterwerfung begreifen würde, aber tatsächlich war es das genaue Gegenteil. Es war ein todsicheres Mittel, ihr Gegenüber seines Verstandes zu berauben.

»Alles unter Kontrolle.« Mit einem zufriedenen Nicken schraubte sie den Deckel auf die Gesichtslotion und verstaute die Kosmetika im Spiegelschrank.

Ihr Blick wanderte durch das Minizimmer. Verdammt, es würde eine Weile dauern, die herumliegende Wäsche einzusammeln, das Bett zu machen, die Gläser abzuspülen und den

Müll und die leeren Flaschen wegzubringen.

Ach, Scheiß drauf, dachte sie, nahm die Bettdecke, schüttelte sie auf, klopfte aufs Kopfkissen und sagte sich, dass ihre Sugardaddies, wenn sie erst bis hierher vorgedrungen waren, auf den Rest pfeifen würden.

Anschließend setzte sie sich auf die Bettkante und unterzog den Inhalt ihrer Handtasche einer raschen Prüfung. Hatte sie alles dabei, was sie brauchte?

Ja, sie war bereit. Die Welt und ihre Lüste konnten kommen.

Da drang ein verhasstes Geräusch an

ihr Ohr. Klicke, klack, klicke, klack. Dieses elende Humpeln.

Wieso kommt die jetzt?, dachte sie entnervt, als die Tür vom Treppenhaus zum Korridor aufgedrückt wurde. Ihre Essenszeit war doch lange vorbei.

Sie zählte die Sekunden, und als es an die Zimmertür klopfte, erhob sie sich widerwillig vom Bett.

»Schätzchen!«, rief ihre Mutter. »Willst du mir nicht aufmachen?«

Denise holte tief Luft. Vielleicht ging sie ja wieder, wenn sie nicht antwortete.

»Denise, ich weiß, dass du da bist. Mach bitte auf, ich hab dir was

Wichtiges zu sagen.«

Denise ließ die Schultern sacken. »Warum sollte ich? Hast du was zu essen mit raufgebracht?«

»Nein, heute nicht. Sei so gut und komm mit nach unten zum Essen. Deine Großmutter ist da.«

Denise verdrehte die Augen. »Die Alte kann mich mal.«

»Sag so was nicht, Schätzchen. Und lass mich doch bitte einen Moment rein. Ich muss mit dir sprechen.«

»Keine Zeit. Du kannst mir das Essen nachher einfach vor die Tür stellen, okay? Wie sonst auch.«

Bis auf den Typen mit der kalkweißen Haut zwei Zimmer weiter, der seinen »Vorglühtrunk« schon intus hatte und jetzt über sein verpfuschtes Leben lamentierte, war es auf dem Flur still geworden. Vielleicht standen sie ja alle mit gespitzten Ohren hinter ihren Türen? Wundern würde es sie nicht. Aber was scherte es sie? Solange sie ihre Mutter ignorierten.

Denise blendete deren Gequatsche aus und konzentrierte sich auf das Gejammer des Bleichgesichts. Von den Untermietern auf ihrer Etage waren die geschiedenen Männer mit Abstand am

peinlichsten. Erbärmliche Loser, die nach ungewaschenen Klamotten stanken und sich pathetisch in ihrer Einsamkeit die Birne vollsoffen. Unglaublich, wo die den Glauben an eine bessere Zukunft hernahmen, so wie sie aussahen!

Denise schnaubte. Und was sie sich herausnahmen! Trauten sich doch tatsächlich, mit Aldi-Fusel an ihre Tür zu klopfen, sie vollzuquatschen und sich Hoffnung auf mehr zu machen.

Als ob sie jemals etwas mit einem Typen anfangen würde, der zur Untermiete hauste.

»Sie hat uns Geld mitgebracht,

Denise.« Ihre Mutter gab nicht auf.

Jetzt spitzte Denise die Ohren.

»Aber wenn du nicht mit runterkommst, gibt sie's uns nicht.«

Eine Weile sagte niemand etwas.

»Und dann haben wir für diesen Monat nichts mehr«, fügte ihre Mutter hitzig hinzu.

»Kannst du noch lauter brüllen, damit es auch ja alle mitkriegen?«, keifte Denise zurück.

»Dir ist klar, dass du zum Sozialamt musst, wenn deine Großmutter uns das Geld nicht gibt?« Jetzt bebte die Stimme der Mutter. »Ich hab deine Miete diesen

Monat nämlich noch nicht bezahlt.«

Denise holte tief Luft, ging zum Spiegel und zog die Lippen ein letztes Mal nach. Okay, zehn Minuten würde sie sich den Scheiß der Alten anhören, nicht eine Sekunde länger. Diese ewigen Vorwürfe. Wenn es etwas gab, das sie nicht ausstehen konnte, dann waren es Leute, die an ihr herumnörgelten. Die raubten ihr wirklich den letzten Nerv.

In der Wohnung im Erdgeschoss stank es nach Dosenfutter, wie eigentlich immer. Mit Entrecôte war nicht zu rechnen, wenn ihre Mutter einlud, allenfalls gab

es mal ein Schnitzel oder Milchreis, wurstförmig in Plastik verpackt und mit überschrittenem Verfallsdatum. Na ja, das passte zu den angelaufenen Silberleuchtern mit den blakenden Paraffinkerzen. Die stammten auch aus einer anderen Zeit.

Die Großmutter hockte wie ein Geier am Tisch, bereit loszuhacken – die Mundwinkel heruntergezogen, eine fragwürdige Duftwolke um sich. Denise hätte echt gern gewusst, welcher Laden mit etwas Selbstrespekt Parfum und Puder in derartiger Qualität anbot.

Jetzt öffneten sich die rissigen roten

Lippen. Vielleicht sollte die Grimasse ein Lächeln darstellen, aber so leicht ließ sich Denise nicht täuschen. Sie fing an, bis zehn zu zählen, aber schon bei drei ging das Gezeter los.

»Na also! Konnte sich das Prinzesschen tatsächlich herunterbequemen, um guten Tag zu sagen.«

Zusammengekniffene Augen musterten die Enkelin, spätestens auf Höhe des bauchfreien Oberteils wechselte der Gesichtsausdruck von Missbilligung zu Verachtung.

»Aha, fortgeschrittene

Kriegsbemalung. Keiner soll Dorrit übersehen, wie?«

»Ich hab meinen Namen vor zehn Jahren geändert, also nenn mich bitte nicht so.«

»Na gut, da du so nett ›bitte‹ sagst. Ist man von dir ja gar nicht gewohnt. Du findest also, dass dein neuer Name besser zu dir passt? Denise … bisschen französisch, hm? Da könnten einem ja fast die flanierenden Damen auf den Boulevards in den Sinn kommen, du weißt schon, die mit den geschlitzten Kleidern. Ja, hast recht, das passt vielleicht besser.« Sie ließ den Blick

wieder von Kopf bis Fuß wandern. »Wie ich sehe, bist du gut gerüstet für die Jagd. Gratuliere zu deinem Tarnaufzug.« Sie ließ einfach nicht locker.

Denise sah, wie ihre Mutter der Alten vorsichtig eine Hand auf den Arm legte, ein Versuch, sie zu mäßigen. Als wenn das jemals gewirkt hätte. Auch an dieser Front hatte ihre Mutter versagt.

»Und was hast du seit dem letzten Mal so getrieben, wenn man fragen darf?«, fuhr die Großmutter fort. »War da nicht etwas mit einer Fortbildung? Oder sogar eine Lehrstelle?« Sie kniff

die Augen zusammen. »Nein, Moment, wolltest du dich nicht als Nagelkünstlerin ausprobieren? Ach, bei all den interessanten Ideen komme ich kaum hinterher, hilf mir doch kurz auf die Sprünge.«

Denise verwendete ihre ganze Energie darauf, den Mund zu halten.

Die Großmutter zog die Augenbrauen hoch. »Oder machst du zurzeit vielleicht gar nichts? Oh ja, fürs handfeste Arbeiten bist du dir inzwischen sicher zu fein, stimmt's?«

Warum fragte sie überhaupt, wenn sie auf alles eine Antwort hatte? Warum saß

sie hier mit ihren grauen Strähnen und ihrer verächtlichen Visage? Und was hielt Denise eigentlich davon ab, der Krähe mal ordentlich ins Gesicht zu spucken?

»Denise hat vor, sich zu einem Coaching-Seminar anzumelden«, ging ihre Mutter dazwischen.

Die Metamorphose hätte nicht augenfälliger sein können. Der Mund der Alten klappte auf, die Falten um die Nase glätteten sich, und nach einer kurzen verblüfften Pause setzte ein Gelächter ein, das so tief aus ihrem Inneren aufstieg, dass Denise

unwillkürlich erschauderte.

»Ja, Donnerwetter, das ist ja mal ein Plan! Wie spannend! Sich vorzustellen, wie Denise andere coacht. Und bei was, wenn man fragen darf? Wer auf diesem verrückten Erdball wird sich wohl von einer coachen lassen, die nichts anderes kann, als sich herauszuputzen? Da wird die Welt doch glatt stillstehen.«

»Rigmor …«, nahm Denises Mutter einen erneuten Anlauf.

»Lass mich ausreden, Birgit.« Schroff wandte sie sich wieder an Denise. »Ich sag's jetzt mal ganz unverblümt: Ich kenne niemanden, der so faul,

untalentiert und realitätsfern ist wie du, Denise. Sollen wir nicht endlich mal festhalten, dass du nichts kannst, rein gar nichts? Und willst du dir nicht zur Abwechslung mal einen Job suchen, der diesen nicht vorhandenen Fähigkeiten entspricht?« Sie wartete auf Antwort, aber Denise schwieg. Sie wusste, was gleich kommen würde.

»Ich sag es nicht zum ersten Mal, Denise. Du glaubst wohl, es reicht, sich einfach auf den Rücken zu legen, was? Aber so schön bist du nicht, meine Süße. Und dann lass noch fünf Jahre verstreichen …«

Denise holte tief Luft. Nur noch ein paar Minuten, dann war sie weg.

Mit höhnischem Blick wandte sich die Großmutter jetzt ihrer Tochter zu. »Na ja, du warst genauso, Birgit. Hast nur an dich gedacht und niemals das Geringste getan, um weiterzukommen. Was hättest du denn ohne Vater und mich gemacht? Wenn wir dir nicht alles bezahlt hätten, während du auf deinen größenwahnsinnigen Egotrips warst?«

»Ich hab sehr wohl gearbeitet, Mutter.« Der Ton war jämmerlich. Schon seit Jahren verhallten ihre saft- und kraftlosen Proteste im Nichts.

Kopfschüttelnd wandte sich die Großmutter wieder an Denise. »Und du! Du würdest doch nicht mal den dümmsten Hilfsarbeiterjob hinkriegen.«

Denise verschwand in die Küche. Das injizierte Gift breitete sich in ihr aus. Sie platzte fast vor Hass. Was hatte die Alte für verquere Vorstellungen davon, wie alles einmal gewesen war! Und obwohl Denise diese ganze verlogene Scheiße schon zigmal gehört hatte, tat es jedes Mal doch wieder weh – was sie maßlos ärgerte. Aus was für einer guten Familie sie und ihre Mutter angeblich kämen … blablabla.

Von den goldenen Jahren, als ihr Großvater mit seinem Schuhladen in Rødovre Geld ohne Ende gescheffelt hatte …

Was für ein Bullshit! Waren die Frauen in der Familie nicht allesamt zu Hause geblieben? Hatten sie nicht einzig und allein für ihre Männer gelebt und sich um den Haushalt und die Kinder gekümmert?

Na klar doch!

»Mutter!«, hörte sie es aus dem Esszimmer. »Du darfst nicht so hart mit ihr sein. Sie …«

»Denise ist siebenundzwanzig und

kann nichts, Birgit. NICHTS! Wie wollt ihr zurechtkommen, wenn ich mal nicht mehr bin? Wie stellt ihr euch das vor? Groß erben werdet ihr jedenfalls nicht. Ich hab meine eigenen Bedürfnisse.«

Auch das hatte Denise schon hundertmal gehört. Es war immer dieselbe Platte. Als Nächstes würde es wieder Vorwürfe in Birgits Richtung hageln. Die Großmutter würde sie als »bettelarm und stolz« beschimpfen, als eine wandelnde Niete, die all ihre schlechten Eigenschaften weitervererbt hatte.

Es war zum Kotzen. Wie Denise die

keifende Stimme ihrer Großmutter hasste. Und wie sie ihre Mutter für deren Schwäche hasste – und für ihre Unfähigkeit, einen Mann im Haus zu halten, der sie beide versorgt hätte. Und wie sie wiederum ihre Großmutter hasste, weil die genau das gekonnt hatte.

Warum fiel die nicht einfach tot um?

Zurück im Esszimmer sagte Denise kalt: »Ich hau jetzt ab.«

»Ach ja? Dann habt ihr wohl kein Interesse an dem hier …« Die Großmutter zog ein Geldbündel aus ihrer Handtasche und hielt es Mutter und Tochter hin. Tausendkronenscheine.

»Komm schon, Denise, setz dich«, bat ihre Mutter.

»Ja, stärk dich mit dem Papps, den deine Mutter aufgetischt hat, dann hast du eine Grundlage, wenn du dich gleich von deinen Kerlen mit Schnaps abfüllen lässt«, geiferte die Großmutter. »Ein anständiger Mann wird dir so jedenfalls nicht in die Fänge gehen. Schau dich doch an: ein billiges Mädchen mit falschen Haaren und falscher Hautfarbe, falschen Brüsten und falschem Schmuck. Alles unecht! Glaubst du etwa, dass man den Unterschied zwischen echter Eleganz und deinem billigen Putz nicht

sieht? Gott, und wenn du dann auch noch den Mund aufmachst. Dann merkt auch der Letzte, was für eine Null du bist!«

»Du hast so dermaßen keine Ahnung!«, zischte Denise.

»Na, dann verrat mir doch, was genau du vorhast. Erzähl es mir, ehe du ›abhaust‹, wie du es so schön nennst. Wie sieht dein Plan aus? Liebäugelst du noch immer damit, Filmstar zu werden, so wie früher, als du noch die kleine Püppi warst? Oder möchtest du lieber in Picassos Fußstapfen treten? Was ist dein neuer Spleen? Ich bin wirklich neugierig. Womit liegst du deiner

Sozialarbeiterin diesmal in den Ohren?«

»Halt endlich die Klappe!« Denise lehnte sich über den Tisch. »Halt verdammt noch mal die Klappe! Du bist doch keinen Deut besser! Was zum Teufel kannst du denn schon, außer Gift absondern?«

Erschüttert klammerte sich Denises Mutter an ihrem Stuhl fest. Die Großmutter schien weniger beeindruckt.

»›Halt die Klappe‹? So redest du mit mir? Nicht, dass es mich wundert. Aber ich denke, ich werde meine Unterstützung für euch wohl mal aussetzen. So lange, bis du zu mir nach

Hause kommst und dich ausdrücklich entschuldigst.«

Denise schob ihren Stuhl so ruckartig zurück, dass das Geschirr auf dem Tisch klapperte. Sollte sie der Alten den Triumph lassen, mit dem Geld abzuziehen? Never ever!

»Entweder gibst du Mama auf der Stelle das Geld oder ich nehm es mir.«

»Drohst du mir etwa? Ist das der neue Ton?« Die Großmutter stand jetzt ebenfalls auf.

»Bitte, ihr zwei, hört auf. Setzt euch wieder hin«, bettelte Denises Mutter.

Aber sie setzten sich nicht.

Denise wusste genau, wie es weitergehen würde, sie sah das komplette Szenario vor sich. Nie im Leben würde ihre Großmutter Ruhe geben. Im letzten Sommer war sie siebenundsechzig geworden, und so fit, wie sie war, konnte sie locker neunzig werden. Ein endloser Kleinkrieg lag vor ihnen.

Denise kniff die Augen zusammen. »Ehrlich gesagt, Oma, kann ich zwischen dir und uns keinen Unterschied erkennen. Du hast einen dreißig Jahre älteren Deutschen geheiratet, einen ekelhaften, hässlichen Nazi, und hast dich von ihm

aushalten lassen. Was bitte schön ist daran besser?«

Da zuckte ihre Großmutter zurück, als hätte jemand eine ätzende Flüssigkeit über ihr ausgegossen.

»Stimmt das etwa nicht?«, schrie Denise, während ihre Mutter lamentierte und die Großmutter zu ihrem Mantel griff. »Was sollen wir deiner Meinung nach tun? So leben wie du? Jetzt gib uns das Geld, verdammt noch mal!«

Sie griff nach den Scheinen, aber die Großmutter hatte sich das Geldbündel blitzschnell unter den Arm geklemmt.

Da machte Denise auf dem Absatz

kehrt und knallte die Tür hinter sich zu. Das Gezeter drang bis ins Treppenhaus.

Eine Weile stand sie an die Wand gelehnt da und rang nach Luft, während sie ihre Mutter drinnen winseln hörte. Natürlich vergeblich, wie immer. Und genauso erbärmlich. Nein, erst wenn sie selbst in diesen verdammten Vorort rausfuhr und zerknirscht bei ihrer Oma auf der Matte stand, würden sie die Kohle sehen.

Aber dazu hatte sie einfach keine Lust mehr.

Im Tiefkühlfach ihres Minikühlschranks

lag eine Flasche Lambrusco, das wusste sie. Mit der spartanischen Ausstattung ihres Untermietzimmers – Handwaschbecken, Spiegel, Bett und ein Kleiderschrank aus laminiertem Pressspan – hatte sie von Anfang an leben können. Aber ohne Kühlschrank nicht, der war ihre erste Anschaffung gewesen und hatte sich längst ausgezahlt, denn nach ein paar Gläsern Wein nahm die Großzügigkeit ihrer Sugardaddies sprunghaft zu.

Sie holte die Flasche aus dem Eisfach. Wie erwartet, war der Lambrusco komplett gefroren, aber der

Korken hielt. Eine schöne, schwere Flasche – wie gut, wenn man so was im Haus hatte.

2

Freitag, 13. Mai 2016

Rose brachte die Vespa zweihundert Meter vor der roten Ampel zum Stehen.

Sie konnte sich nicht mehr an den Weg erinnern, obwohl sie die Strecke nun schon jahrelang fuhr. Aber heute kam ihr alles fremd vor.

Sie sah sich um. Erst vor zehn Minuten war ihr in Ballerup dasselbe

passiert. Irgendwie schien die Verbindung zwischen Wahrnehmung und Gehirn kurzzeitig auszusetzen. Und gleichzeitig spielte ihr das Gedächtnis einen Streich. Natürlich wusste sie, dass sie mit ihrer kleinen Vespa nicht durch die Unterführung auf die Bispeengbuen-Schnellstraße fahren durfte. Aber wo musste sie noch mal abbiegen? Gab es ein Stück weiter eine Straße, die zur Borups Allé führte? Vielleicht rechts?

Verwirrt stützte sie sich mit den Zehenspitzen auf dem Boden ab und presste die Lippen zusammen. »Was ist los, Rose?«, sagte sie laut, worauf ein

Passant stehen blieb, um dann kopfschüttelnd weiterzugehen.

Ihr war speiübel, frustriert hustete sie ein paarmal. Der Verkehr brandete um sie wie ein unverständliches Chaos aus Puzzleteilen, die sich bekriegten. Dazu die lauten Motoren und das Farbengewimmel der vielen Autos. Ihr brach der kalte Schweiß aus.

Sie schloss die Augen und versuchte, sich fieberhaft an das zu erinnern, was sich nicht automatisch einstellen wollte. Kurz erwog sie, umzukehren und heimzufahren. Aber dann müsste sie die Straße überqueren, und wie sollte sie

das anstellen? Und überhaupt, konnte sie sich denn an den Heimweg entsinnen? Sie schüttelte den Kopf. Außerdem war sie inzwischen sicher näher beim Polizeipräsidium als bei ihrer Wohnung. Nein, das machte keinen Sinn.

In diesem benebelten Zustand befand sich Rose schon seit mehreren Tagen. Gerade kam es ihr vor, als wenn ihr Körper zu klein sei für alles, was er in sich trug. Als fände ihr Gedankenchaos nicht mal in mehreren Gehirnen Platz. Wenn es ihr so ging und sie anfing, sonderbare Dinge zu tun, nur um einem drohenden Kurzschluss zu entgehen,

brach sie irgendwann zusammen, das wusste sie.

Sie biss sich in die Wange, bis es blutete. Ob die Klinik in Glostrup sie nach dem letzten Mal vielleicht zu früh entlassen hatte? Eine ihrer Schwestern hatte das jedenfalls angedeutet, und Assads besorgte Miene hatte auch Bände gesprochen. Hatte ihre Schwester recht gehabt? War die Ursache für ihren Zusammenbruch vielleicht gar kein peinlicher Mix aus Depression und Persönlichkeitsstörung gewesen? War sie in Wahrheit vielleicht ganz einfach verrü…?

»Hör sofort auf damit, Rose!«, rüffelte sie sich, und wieder drehte sich ein Fußgänger nach ihr um.

Sie warf ihm einen entschuldigenden Blick zu. Man hatte ihr eingeschärft, ihren behandelnden Psychiater anzurufen, wenn irgendetwas auf einen Rückfall deutete. Aber war das, was gerade mit ihr geschah, ein Rückfall? War sie nicht einfach nur hoffnungslos überarbeitet? Übermüdet? War das nicht einfach nur Stress?

Rose blickte nach vorn und erkannte die breite Treppe der Bellahøj-Schwimmhalle und die Hochhäuser im

Hintergrund. Erleichtert seufzte sie auf und startete die Vespa erneut.

Alles schien wieder normal zu funktionieren. Aber wenige Minuten später überholte sie ein Radfahrer.

Rose sah auf den Tacho. Sie fuhr neunzehn! Offenbar hatte sie nicht mal den Gashebel unter Kontrolle.

Puh, heute musste sie echt aufpassen. Möglichst für sich bleiben und versuchen zu entspannen.

Mit zittrigen Fingern wischte sie sich über die Stirn, dann blickte sie sich um. Hauptsache, sie wurde jetzt nicht ohnmächtig.

An guten Tagen gefielen ihr der imposante Bau und die helle Fassade des Präsidiums. Aber an Tagen wie diesem empfand sie den Bau als hässlichen grauen Klotz, und der Säulengang kam ihr vor wie ein bedrohlicher dunkler Schlund.

Sie grüßte den Wachposten nicht wie sonst und registrierte im Treppenhaus auch nicht den aufmunternden Blick von Lis, der Sekretärin. So ein Tag war das.

In den Kellerräumen des Sonderdezernats Q war es still. Kein Mief von Assads Kräutertee, keine laut

gedrehten TV 2 News auf Carls protzigem Flachbildschirm und kein verwirrter Gordon.

Noch niemand da, Gott sei Dank, dachte sie und wankte in ihr Büro.

Schwerfällig ließ sie sich hinter dem Schreibtisch nieder und presste das Zwerchfell an die Tischkante. Manchmal half das. Dann überlagerte der unangenehme Druck das Gefühl, sich nicht unter Kontrolle zu haben. Denselben Effekt hatte es, wenn sie sich die Faust in den Solarplexus drückte.

Doch heute funktionierte beides nicht. Freitag, der dreizehnte. Was konnte man

da erwarten?

Rose stand auf und schloss die Tür zum Flur. Vielleicht glaubten die anderen dann, dass sie nicht da war.

Das verschaffte ihr Ruhe.

Etwas jedenfalls.

3

Montag, 2. Mai 2016

Sobald sie das Sozialamt betrat, bekam sie so einen Hals! Allein schon der Name: *Sozial*amt! Folterkammer, Bettelbüro oder Demütigungszentrum müsste das Ding heißen. Aber wer im öffentlichen Dienst nannte die Dinge schon beim Namen?

Michelle war seit Jahren in diesem

erniedrigenden System unterwegs. Zuerst in der Matthæusgade, dann draußen am Gammel Køge Landevej, am Arsch der Welt, und jetzt wieder in Vesterbro. Und überall stellte man dieselben Forderungen an sie, überall herrschte die gleiche muffige Atmosphäre. Da halfen auch die neuen glänzenden Tresen mit den großen bunten Zahlen nichts und die vielen frisch installierten Computer – die standen so demonstrativ herum, als wollten sie einen auffordern, doch am besten gleich selbst die Arbeit der Angestellten zu erledigen. So weit kam's noch.

Die Leute, denen sie hier begegnete, konnte man komplett vergessen. Allesamt schäbig und geschmacklos gekleidet, mit Klamotten, die sie noch nicht mal vernünftig zu kombinieren verstanden. Und dann glotzten die anderen sie an, als wäre sie eine von ihnen. Dabei ging sie nie vor die Tür, ohne sich vorher zurechtzumachen. Ohne sich die Haare zu waschen und zu überlegen, welche Ohrringe am besten passten. Auf den Gedanken käme sie gar nicht, egal, was passierte.

Hätte sie heute nicht Patrick dabeigehabt, wäre sie gleich an der

Eingangstür wieder umgedreht – obwohl sie natürlich wusste, dass das nicht gegangen wäre. Sie brauchte ja die Urlaubsgenehmigung, da hatte Patrick schon recht.

Patrick war Elektriker und Michelles heißeste Trophäe. Falls sich jemand fragte, wer sie wohl war, musste er bloß Patrick anschauen. Patrick verlieh ihr eine Art Status. Imposanter, athletischer und schöner tätowiert als Patrick konnte man nicht sein. Allein diese glänzenden dunklen Haare. Und wenn er dann noch sein Slim-Fit-T-Shirt trug! Das musste man sich figurmäßig echt leisten können.

Jetzt saßen sie beide dieser dämlichen Sachbearbeiterin gegenüber. Anne-Line Svendsen. Wie konnte man bloß Anne-Line heißen? Was für ein bekloppter Name! Und das Absurde: Egal zu welcher neuen Adresse Michelles Sozialamt umgezogen war, die Svendsen war wie ein Gespenst schon da. Irgendwann hatte im Warteraum mal jemand gesagt, sie hätte letztes Jahr zwei Millionen im Lotto gewonnen. Aber wenn das stimmte, warum saß sie dann noch immer hier? Warum zum Teufel war sie dann nicht aus Michelles Leben verschwunden?

Das Pseudometallschild auf dem Schreibtisch wiederholte den Namen noch einmal, Anne-Line Svendsen. Seit zwanzig Minuten starrte Michelle jetzt schon darauf. In den letzten fünf hatte sie der Frau überhaupt nicht mehr zugehört.

»Stimmen Sie dem zu, Michelle, was Patrick eben gesagt hat?«, hatte Anne-Line Svendsen sie zwischendurch gefragt.

Michelle hatte mechanisch genickt. Wieso denn nicht? Patrick und sie waren doch in fast allem einer Meinung.

»Das ist gut, Michelle«, sagte die Sozialtante jetzt. »Dann sind Sie also

einverstanden, dass wir Sie als Aushilfe an Berendsen vermitteln?«

Michelle runzelte die Stirn. Deshalb waren sie doch nicht hier. Sie waren doch hier, um dieser Frau klarzumachen, dass sie mit dem Druck auf dem Arbeitsmarkt nicht zurechtkam. Und um zwei Wochen Urlaub zu beantragen. Wie oft hatten sie und Patrick ihr das mit dem Druck und Stress nicht schon erklärt? Aber irgendwie schien sie das nicht zu kapieren. Na ja, wer im Lotto gewann und trotzdem noch hier saß …

»Bei Berendsen? Äh nein, das glaube ich nicht«, antwortete sie.

Michelle warf Patrick einen auffordernden Blick zu, aber der sah sie nur durchdringend an.

»Was ist Berendsen denn eigentlich?«, fragte sie schließlich. »Stellen die Klamotten her?«

Anne-Line lächelte. Das sollte sie mit ihrem vom Rotwein verfärbten Gebiss lieber bleiben lassen. Hatte wohl noch nie davon gehört, dass man Zähne bleichen konnte.

»Tja, na ja, mit Stoff im weitesten Sinne arbeiten sie schon«, antwortete sie.

War das etwa ein nachsichtiges

Lächeln?

»Berendsen ist eine sehr renommierte Firma. Großwäscherei und Mietwäscheservice. Die Kunden sind in erster Linie Kliniken.«

Michelle schüttelte den Kopf. So etwas hatten Patrick und sie mit Sicherheit nicht abgesprochen.

Anne-Line Svendsen zog die ungepflegten Augenbrauen hoch. »Michelle, kann es sein, dass Ihnen der Ernst der Situation nicht ganz klar ist?«

Dann wandte sie sich an Patrick. »Sie leben doch zusammen, insofern gehe ich davon aus, dass Sie wissen, dass

Michelle seit einem knappen halben Jahr unberechtigterweise Wohngeld bezieht. Wir nennen das Sozialbetrug. Eine sehr ernste Angelegenheit, wie Sie sich denken können.«

Patrick schob die Ärmel hoch. Die Haut war nach den letzten Tätowierungen noch immer geschwollen.

»Das muss ein Missverständnis sein, wir leben nicht zusammen. Nicht richtig jedenfalls. Michelle hat ein Zimmer in Vanløse.«

Diese Information schien die Sachbearbeiterin nicht im Geringsten zu

beeindrucken. »Heute Vormittag habe ich mit der Familie am Holmestien telefoniert, die Ihnen, Michelle, das Zimmer vermietet hatte. Sie sagen, dass das Mietverhältnis vor fünf Monaten gekündigt wurde, insofern wohnen Sie ja wohl bei Patrick, oder irre ich mich? Nur damit Sie es wissen, Patrick, wir werden für diesen Zeitraum Ihr Gehalt pfänden. Und die Sache hat selbstverständlich ein Nachspiel. Aber Sie kennen vermutlich die neuen Bestimmungen.«

Patricks Gesicht war dunkelrot vor Wut, als er sich zu Michelle umdrehte.

»Aber … also …« Michelle runzelte die Stirn, wurde sich aber sofort bewusst, dass das bestimmt nicht gut aussah. »Eigentlich sind wir doch wegen der Urlaubsgenehmigung hier. Wir haben einen irre günstigen Last-Minute-Flug an der Hand, genau für die zwei Wochen, in denen Patrick freimachen kann, deshalb …« Michelle hielt inne und biss sich auf die Lippe.

Dass sie das Zimmer gekündigt hatte, war ein Fehler gewesen, das dämmerte ihr jetzt. Oder jedenfalls war es blöd gewesen, dass sie Patrick nichts davon gesagt hatte. Das würde noch ein

Nachspiel haben, das ahnte sie. Bisher hatte Patrick noch nie die Hand gegen sie erhoben, was einer der Gründe war, weshalb sie sich an ihn hielt. Aber im Augenblick sah es so aus, als könne sich das ändern.

»Nun, Michelle, ich glaube, das Urlaubsthema steht gerade nicht zur Diskussion. Ich sehe Patrick an, dass Sie wohl vergessen haben, ihm von der Kündigung zu erzählen, oder?«, bohrte die Svendsen nach.

Michelle nickte fast unmerklich. Patrick stand abrupt auf und stellte sich vors Fenster. Sofort schien es im Raum

dunkler zu werden. »Da muss ein Irrtum vorliegen«, erklärte er mit gerunzelter Stirn. »Ich fahre raus zu der Familie und frage, was da los ist.«

Er wandte sich an Michelle.

»Du bleibst noch und redest mit Frau Svendsen über den Job, den sie dir angeboten hat?« Das war keine Frage, das war ein Befehl, da gab's kein Vertun. Er war sauer.

Sie presste die Lippen zusammen, als er die Tür hinter sich zuknallte. Wie fies von ihm, sie in dieser Situation hier hängenzulassen. Hätte sie geahnt, dass das Sozialamt die Wohnverhältnisse

überprüft, dann hätte sie das Zimmer doch behalten. Was zum Teufel sollte sie jetzt tun? Sie konnte nicht auf das Geld verzichten. Erst recht nicht, wenn jetzt noch ein Bußgeld oder so dazukam.

Hoffentlich konnte Patrick die Familie bequatschen. Vielleicht konnte sie das Zimmer ja wieder anmieten. Vielleicht gingen sie sogar mit der Miete runter, achtzehnhundert Kronen waren ja ganz schön üppig. Dann bliebe ihr eine Differenz zum Wohngeld, die sie für sich nutzen könnte. Deshalb hatte sie das doch überhaupt nur getan. Patrick kam es doch schließlich auch zugute, wenn sie

zum Friseur gehen konnte und schicke neue Unterwäsche trug.

Zehn Minuten später setzte sich Michelle in den Warteraum, um erst mal runterzukommen und ein bisschen nachzudenken. Wegen dieser Sache mit dem Sozialbetrug würden mit Sicherheit Nachforschungen angestellt, daraus hatte die Svendsen kein Hehl gemacht. Außerdem sollten sie eine Stange Geld zurückzahlen, aber die genaue Summe hatte sie sich nicht angehört, das hätte sie heute nicht verkraftet. Warum hatte sich die Svendsen so in die Sache

verbissen? Bloß weil sie diesen Scheißjob in der Wäscherei nicht annehmen wollte?

Aber sorry, wer stand denn bitte morgens um vier auf und fuhr mit der S-Bahn nach Helsingør, um in der dreckigen Bettwäsche fremder Leute zu wühlen? Fremder *kranker* Leute obendrein, denn die Firma arbeitete ja wohl hauptsächlich für Kliniken. Wer wusste denn, was die gehabt hatten? Was für ansteckende Krankheiten? Womöglich tödliche. Hepatitis und Ebola und so was. Allein schon bei dem Gedanken wurde ihr übel.

Nein, das konnten sie nicht von ihr verlangen. Das war unzumutbar.

»Was stellen Sie sich denn dann vor, Michelle?«, hatte die Svendsen total schnippisch gefragt. »Sie sind bislang mit keinem einzigen der Jobs klargekommen, die wir Ihnen angeboten haben – und das waren nicht wenige. Sie haben auch an keiner der Fortbildungen teilgenommen, zu denen wir Sie geschickt haben. Sind Sie sich eigentlich im Klaren darüber, was Leute wie Sie, die nicht den geringsten eigenen Beitrag leisten, unsere Gesellschaft kosten? Und jetzt wollen Sie auch noch Urlaub

machen, und zwar von dem Geld, das Sie sich unrechtmäßig angeeignet haben?«

Meine Güte, was für eine Zicke. Warum war die bloß so verbissen drauf? Was hatte sie ihr denn getan? Begriff sie nicht, dass andere Menschen eben anders tickten? Und dass sie, Michelle, durchaus ihren Beitrag leistete: indem sie zum Beispiel Patricks Wohnung in Schuss hielt, tipptopp, sauber machte, aufräumte, die Wäsche erledigte. Sogar ein bisschen kochen konnte sie. Und sie kaufte ein. War das etwa nichts?

»Für so was kriegst du keine Kohle

vom Sozialamt, Michelle, das interessiert die nicht«, hatte Patrick gesagt. Als wüsste sie das nicht selbst. Aber ungerecht war es trotzdem, schließlich waren ihre Mutter und ihre Tante auch immer Hausfrauen gewesen und hatten für ihre Männer gesorgt. Warum bitte sollte das bei ihr nicht gehen?

Ihr Blick fiel auf die schicken Wildlederstiefel, die sie, um nett auszusehen, extra für diesen Anlass gekauft hatte. Und was hatte es genützt? Michelle atmete tief durch. Wie sie das alles nervte!

Mit ihrem perfekt lackierten Fingernagel kratzte sie einen kleinen Fleck von ihrer Hose und strich die Blusenärmel glatt. Ein Reflex, der immer dann einsetzte, wenn ihr Kopf den Ereignissen nicht mehr richtig zu folgen vermochte.

Gott, konnte die Svendsen nicht einfach vor ein Auto laufen?

Michelle ließ ihren Blick durch den Warteraum schweifen. Kaum ein Stuhl, der nicht von einem Idioten besetzt war. Die hingen da rum mit ihren ausgelatschten Schuhen und beknackten Mützen und sahen einfach nur scheiße

aus. Die waren doch schuld, dass die öffentliche Hand für jemanden wie sie, Michelle, kein Geld mehr übrig hatte. Menschen wie sie, die keinem was taten, die nicht tranken und nicht fett waren und ins Krankenhaus mussten, die sich keine Spritzen reinjagten oder andere Leute beklauten. Wer von denen, die hier saßen, konnte das von sich sagen? Wer von denen hielt seinen Haushalt so gut in Schuss wie sie? Der Gedanke war so absurd, dass sie laut auflachte.

In dem Moment kamen zwei etwa gleichaltrige junge Frauen herein, die im Vergleich zu allen anderen ganz okay

wirkten. Jedenfalls trugen sie gute Klamotten und tolles Make-up.

Als die zwei ihre Wartenummern gezogen hatten, sahen sie sich um und steuerten auf die beiden letzten leeren Plätze in der Ecke zu, direkt neben Michelle.

Sie tauschten respektvolle Blicke.

»Wartest du auch?«, fragte die eine, und fünf Minuten später schwatzten sie, als würden sie sich schon ewig kennen.

Sie hatten so viel gemeinsam, es war echt unglaublich! Und so wurde ihre Ecke im Warteraum plötzlich zum Zentrum für guten Geschmack. Enge

helle Jeans und Tops von H&M oder Mango, Schmuck von Tiger oder aus den angesagten kleinen Boutiquen in den Nebenstraßen, dazu sorgfältig eingesetzte Extensions im Haar und High-Heel-Stiefeletten – aber klar, zwischendurch gingen auch mal Ugg-Boots und ein bisschen Kunstpelz, da waren sie sich einig. Es war wirklich irre, wie viele Gemeinsamkeiten sie hatten.

Und noch etwas anderes teilten sie, womit Michelle nun überhaupt nicht gerechnet hatte: Sie waren es alle drei dermaßen leid, vom System

herumkommandiert und ständig neuen Schikanen ausgesetzt zu werden. Und dann hatten sie doch ungelogen auch noch alle drei die unsägliche Anne-Line Svendsen als Sachbearbeiterin.

Michelle hatte sich lange nicht so gut unterhalten. Als sie aufblickte, sah sie, wie sich schräg gegenüber eine junge Frau hinsetzte. Sie hatte extrem schlechte Haut, eine Irokesenfrisur und um die Augen fette schwarze Striche. Machte einen auf Punk, ganz in Leder, einfach nur hässlich. Irgendwie angestrengt starrte sie rüber zu ihnen, als wäre sie neidisch oder so. Dazu hast du auch

allen Grund, dachte Michelle. Die Frau konnte die Beine nicht stillhalten, ihre Füße waren unablässig in Bewegung, als trampelte sie auf dem Pedal einer Bass Drum herum. War die auf Speed oder so? Ihr Blick jedenfalls wurde immer stumpfer. Brauchte die eine Zigarette? Das zumindest hätte Michelle nachvollziehen können.

»Krass, dass sich jemand hier mit Schlampen wie euch abgibt«, blaffte die Lederfrau völlig unvermittelt los, und zwar eindeutig in ihre Richtung. »Echt, verglichen mit euch ist doch Scheiße noch Gold.«

Die Frau neben Michelle, die sich als Jazmine vorgestellt hatte und eigentlich echt cool wirkte, zuckte zusammen und schien sich unsichtbar zu machen auf ihrem Stuhl. Aber die andere, Denise, zeigte der Lederbraut ganz ungerührt den Stinkefinger.

»Scheiße ist sich selbst am ähnlichsten, heißt es, und das erste Land, das die Nazis besetzten, war ihr eigenes«, zischte sie. »Aber da, wo du herkommst, weiß man so was natürlich nicht!«

Michelle schüttelte den Kopf. Das war ja eine merkwürdige Antwort.

Im Bruchteil einer Sekunde war die Luft zwischen ihnen wie elektrisch geladen. Die Ledertussi sah aus, als sei bei ihr mit allem zu rechnen, wirklich mit allem. So langsam wurde es Michelle unbehaglich.

Da wurde eine Nummer aufgerufen, und Jazmine atmete hörbar auf, als die Aggrofrau aufstand. Aber der Blick, mit dem sie die drei auf dem Weg zu ihrer Sachbearbeiterin bedachte, ließ sie gleich wieder erstarren.

»Gott, was ist denn das für eine Gruseltante? Du scheinst sie zu kennen«, sagte Denise zu Jazmine.

»Das ist jedenfalls keine, der man den Stinkefinger zeigen sollte, das kann ich dir sagen. Wohnt zwei Straßen weiter und kommt aus Island. Heißt Birna und ist total krank im Kopf. Total krank.«

4

Freitag, 13. Mai 2016

»Ja, genau so war das. Ich hab ihr mit der Eisenstange eins über den Kopf gezogen. Klar hat sie aufgeheult, aber das war mir in dem Moment egal, ich hab einfach weiter draufgehauen.«

Carl klopfte die Zigarette ein paarmal auf den Handrücken, führte sie zum Mund und legte sie wieder weg.

Mit zusammengekniffenen Augen sah er sich den Ausweis an, den ihm der Mann unaufgefordert gegeben hatte. Zweiundvierzig war er, wirkte aber mindestens fünfzehn Jahre älter.

»Okay, Sie haben sie also geschlagen und sie hat geschrien. Wie fest haben Sie denn zugeschlagen, Mogens? Können Sie mir das zeigen? Stehen Sie doch mal auf und zeigen es mir.«

»Sie meinen, ich soll in die Luft schlagen und so tun, als hätte ich die Eisenstange in der Hand?«, fragte sein Gegenüber verblüfft.

Carl nickte. Er unterdrückte ein

Gähnen, als sich der Typ zögernd erhob. Er bot einen ziemlich trostlosen Anblick. Schmächtig, fahle Haut, das Hemd schief zugeknöpft, und die Hose schlotterte um die Hüften.

»Nun schlagen Sie mal zu, Mogens, genau so, wie Sie es bei ihr getan haben.«

Der Mann knautschte vor lauter Konzentration das Gesicht zusammen. Dann nahm er seine imaginäre Waffe und holte aus.

Als der Energieschub kam und er endlich zuschlug, riss er die Augen auf, als sähe er einen zusammensackenden

Körper vor sich. Er zitterte am ganzen Leib und wirkte abartig euphorisch dabei.

»So war's«, erklärte er dann und grinste erleichtert.

»Danke, Mogens. Genau so haben Sie also die junge Lehrerin von der Privatschule in der Parkanlage Østre Anlæg erschlagen, Bolmans Friskole? Sehe ich das richtig? Und dann fiel sie vornüber, mit dem Gesicht nach unten?«

Mogens Iversen nickte und sah Carl voller Reue an. Wie ein unartiges Kind.

»Assad, komm doch bitte mal!«, rief Carl in den Flur.

Von draußen war kräftiges Prusten und Stöhnen zu hören.

»Und bring einen mexikanischen Kaffee mit. Ich glaube, Mogens Iversen ist durstig geworden.« Er beobachtete den Mann, dessen Gesichtsausdruck mechanisch zwischen kumpelhaft-konspirativ und verhalten dankbar wechselte.

»Aber check vorher noch, welche Infos wir zu dem Mord an einer gewissen Stephanie Gundersen von 2004 haben«, ergänzte er.

Dann nickte er dem Mann zu, der ihm vertraulich zublinzelte. In diesem

Augenblick, das strahlten die Augen des Mannes aus, waren sie so etwas wie Kollegen. Zwei Seelen in fruchtbarer Zusammenarbeit, um einen alten Mord aufzuklären. Nicht weniger als das.

»Und dann, als sie auf dem Rasen lag, haben Sie sie wieder geschlagen. Stimmt das, Mogens?«

»Ja. Sie schrie, aber ich schlug noch drei- oder viermal drauf, und dann hörte sie irgendwann auf. So genau erinnere ich mich nicht mehr, das ist ja immerhin zwölf Jahre her.«

»Sagen Sie, Mogens, warum gestehen Sie die Tat eigentlich? Und warum erst

jetzt?«

Der Blick wich aus. Die zitternde Unterlippe gab die Sicht frei auf ein paar schauerliche Zähne im Unterkiefer, die Carl zu seinem Ärger daran erinnerten, dass ihn sein Zahnarzt schon drei Mal vergeblich zur jährlichen Prophylaxe einbestellt hatte.

Es war nicht zu übersehen, dass der Mann mit sich rang, so wie sein Zwerchfell bebte.

»Ich hab’s einfach nicht mehr ausgehalten, mit dem Wissen herumzulaufen«, erklärte er, und jetzt zitterte das Kinn. Gleich fängt er an zu

heulen, dachte Carl.

»Das kann ich gut verstehen, Mogens. Es muss schwer sein, sich mit dem Wissen um einen Mord alleine herumzuplagen«, erklärte er, während er die Ausweisnummer des Mannes in die Datenbank eingab.

Mogens Iversen nickte dankbar.

»Ich sehe, dass Sie in Næstved wohnen. Das ist ja ein ganzes Stück von Kopenhagen entfernt – und auch vom Tatort, sollte ich vielleicht ergänzen.«

»Ich hab nicht immer in Næstved gewohnt.« Es klang fast wie eine Verteidigung. »Früher hab ich in

Kopenhagen gewohnt.«

»Aber warum sind Sie dann bis hierher gefahren? Sie hätten Ihr Geständnis doch ebenso gut bei der örtlichen Polizei ablegen können?«

»Weil ihr doch die mit den alten Fällen seid. Es ist zwar lange her, dass ich über euch in der Zeitung gelesen hab, aber ihr seid es doch immer noch, oder?«

Carl runzelte die Stirn. »Sie lesen viel Zeitung, Mogens?«

Iversen straffte die Schultern und gab sich seriös. »Ist es nicht eine Verpflichtung der Gesellschaft

gegenüber, unterrichtet zu sein und die Pressefreiheit wertzuschätzen?«, entgegnete er.

»Die Frau, die Sie erschlagen haben … warum haben Sie das getan? Kannten Sie sie? Sie haben doch wohl kaum etwas mit der Bolmans Friskole zu tun gehabt?«

Iversen wischte sich über die Augen. »Sie ging halt gerade vorbei, als es über mich kam.«

»Über Sie kam? Passiert Ihnen das oft, Mogens? Denn falls Sie noch andere Menschen getötet haben, wäre jetzt die Gelegenheit, Ihr Gewissen zu

erleichtern.«

Ohne eine Miene zu verziehen, schüttelte Iversen den Kopf.

Carl blickte auf den Bildschirm. Die Seite zeigte aufschlussreiche Informationen über den Mann. Carl hatte keinen Zweifel, was Mogens Iversen ihm als Nächstes auftischen würde.

Assad kam ins Zimmer und legte eine dünne Akte auf den Schreibtisch. Er sah nicht wirklich glücklich aus.

»Auf dem Gang sind gerade vier weitere Regalbretter runtergekracht, Carl. Wir müssen dringend anbauen, das Zeug ist inzwischen einfach zu schwer.«

Carl nickte. Jaja, Papier hier, Papier da, Papier überall. Wenn es nach ihm ginge, konnte das meiste davon sowieso verbrannt werden.

Er öffnete die Akte. Viel hatten sie hier im Keller nicht zum Fall Stephanie Gundersen. Demnach betrachtete die Mordkommission die Tat vermutlich noch immer als ihre Angelegenheit.

Er schlug die letzte Seite auf, las die untersten Zeilen und nickte vor sich hin.

»Assad, du hast den Kaffee vergessen«, sagte er mit Blick auf die Akte.

»Für ihn hier?«

Carl blinzelte ihm zu. »Und mach ihn ruhig etwas stärker, das kann er bestimmt brauchen.« Dann wandte er sich wieder an Iversen. »Der Akte entnehme ich, dass Sie verschiedentlich im Präsidium waren und Geständnisse zu anderen Fällen abgelegt haben.«

Der Mann nickte schuldbewusst.

»Und jedes Mal war Ihr Wissen über den Tathergang so lückenhaft, dass man Sie mit dem Rat nach Hause geschickt hat, sich psychologische Hilfe zu suchen und nie mehr wiederzukommen.«

»Hm, okay. Aber dieses Mal war ich's, darauf können Sie sich verlassen.«

»Und warum haben Sie sich nicht einfach oben bei der Mordkommission gemeldet und denen das erzählt? Weil man Sie dort mit denselben Worten wie die letzten Male nach Hause geschickt hätte, stimmt's?«

Carls Verständnis schien Iversen zu begeistern. »Ja, das hätten die mit Sicherheit gemacht.«

»Und? Haben Sie in der Zwischenzeit einen Psychologen aufgesucht?«

»Ja, mehrere. Ich war auch in der Klinik Dronninglund und so.«

»Und so …?«

»Na ja, Psychopharmaka halt, das

volle Programm.« Er klang fast ein bisschen stolz.

»Tja, leider muss ich Ihnen jetzt aber sagen, dass Sie auch von mir keine andere Antwort bekommen als die, die Sie schon von oben kennen. Sie sind krank, Mogens, und wenn Sie hier weiter mit falschen Geständnissen aufkreuzen, werden wir Sie festnehmen müssen. Ich bin mir sicher, dass Ihnen ein weiterer Klinikaufenthalt helfen könnte, aber das müssen Sie natürlich selbst entscheiden.«

Mogens Iversen runzelte die Stirn. Carl wollte sich lieber nicht ausmalen,

was hinter dieser Stirn gerade abging: Wahrscheinlich mischten sich Lügenmärchen mit einer Messerspitze von Fakten, die er irgendwo aufgeschnappt hatte, einer Prise aufrichtiger Reue und einem Schuss Verzweiflung. Aber warum? Carl hatte Menschen wie Mogens nie verstanden.

»Ganz offensichtlich haben Sie uns hier unten im Keller falsch eingeschätzt, Mogens, deshalb verrennen Sie sich jetzt besser nicht noch weiter. Ehrlich gesagt war alles, was Sie bisher gesagt haben, falsch: die Beschreibung des Tathergangs, die Anzahl der Schläge, die

Schlagrichtung, die Lage ihres Körpers auf dem Boden, nichts davon stimmte. Sie haben mit diesem Mord nichts zu tun, und jetzt fahren Sie bitte hübsch zurück nach Næstved.«

»Hallo, hier kommt ein wunderschönes kleines Tässchen mexikanischer Kaffee«, trällerte Assad und stellte Mogens Iversen die Tasse hin. »Zucker?«

Mogens nickte benommen. Er wirkte wie jemand, den man auf der Zielgeraden des Orgasmus gestört hatte.

»Das ist eine schöne Stärkung für die Rückfahrt«, sagte Assad lächelnd. »Aber

Sie müssen ihn in einem Zug trinken. Dann wirkt er noch besser.«

Misstrauisch beäugte der Mann die Tasse.

»Wenn Sie nicht trinken, nehme ich Sie wegen Falschaussage fest, Mogens.« Carl bemühte sich jetzt, richtig streng zu klingen.

Gleichzeitig beugten er und Assad sich vor und beobachteten Mogens' zögernden Griff nach der Tasse.

»Auf ex!«, drohte Assad.

Während der Kaffee verschwand, hüpfte der Adamsapfel ein paarmal auf und ab.

Dann blieb ihnen nur noch abzuwarten. Der arme Kerl.

»Wie viel Chili hast du reingetan, Assad?«, fragte Carl, nachdem sie die letzten Spuren vom Tisch abgewischt hatten.

Assad zuckte die Achseln. »Nicht so viel, aber es war ganz frischer Carolina Reaper.«

»Und der ist besonders stark?«

»Ja, hast du doch gesehen.«

»Kann man davon sterben?«

»Unwahrscheinlich.«

Carl lächelte. Mogens Iversen würde

sie mit Sicherheit kein weiteres Mal belämmern.

»Carl, soll ich einen Bericht über das sogenannte Geständnis des Mannes schreiben?«

Carl schüttelte den Kopf, während er weiter in den Unterlagen blätterte. »Das war einer von Marcus Jacobsens Fällen, sehe ich gerade. Schade für ihn, dass er den nie aufklären konnte.«

Assad nickte. »Hat man überhaupt je rausgefunden, mit welcher Waffe die Frau erschlagen wurde?«

»Soweit ich sehen kann, nicht. Mit irgendeinem stumpfen Gegenstand, steht

da. Wäre ja nicht das erste Mal, dass die Tatwaffe unbekannt geblieben ist.«

Carl klappte den Ordner zu. Wenn die Zeit reif war und die Mordkommission den Fall zu den Akten legte, wäre es mal wieder an ihnen, diesen ganzen Kram herauszufinden.

Aber alles zu seiner Zeit.

5

Montag, 2. Mai 2016

Anne-Line Svendsen gehörte nicht unbedingt zu den fröhlichsten Kindern Gottes, und dafür gab es verschiedene Gründe. Zwar hatte die Natur sie durchaus passabel ausgestattet – mit einem klugen Kopf, einigermaßen hübschen Zügen und einem Körper, nach dem sich seinerzeit die Männer den Hals

verrenkt hatten. Aber leider hatte sie nie gelernt, diese Vorzüge einzusetzen, und deshalb hatte sie im Lauf der Zeit begonnen, an deren Nutzen zu zweifeln.

Anne-Line oder Anneli, wie sie sich selbst gern nannte, konnte wohl letztlich den Kompass des Lebens – ein Ausdruck ihres Vaters – nicht richtig lesen. Wenn die Männer kamen, schaute sie nach links, obwohl der attraktivste rechts stand. Kaufte sie Kleidung, achtete sie auf ihre innere Stimme statt auf den Spiegel.

Und als sie sich für eine Ausbildung entschied, hatte sie mehr den

kurzfristigen Verdienst im Auge gehabt als die langfristige Perspektive. Mit den Jahren hatte sie sich in eine Situation manövriert, die sie so ganz sicher nicht freiwillig gewählt hätte.

Nach diversen misslungenen Beziehungen gehörte sie inzwischen zu den siebenunddreißig Prozent erwachsener Dänen, die als Single lebten. Das war auch der Grund, weshalb sie in den letzten Jahren zu viel und zu falsch gegessen hatte, was zu einer beträchtlichen Körperfülle, einer nahezu permanenten Müdigkeit und einer tiefen Unzufriedenheit mit sich selbst

geführt hatte. Aber Anne-Lines schlimmste Fehlkalkulation war eindeutig ihr Job. In einer idealistischen Phase ihrer Jugend war sie überzeugt gewesen, dass soziale Arbeit nützlich wäre und ihr zugleich viel persönliche Befriedigung verschaffen würde. Wie hätte sie zu dem Zeitpunkt ahnen können, dass nach der Jahrtausendwende eine Fülle nicht durchdachter, zum Scheitern verurteilter politischer Beschlüsse umgesetzt würde? Ihre Karriere war dadurch in eine Sackgasse geraten, blockiert durch inkompetente Referenten und weltfremde, unsolidarische

Entscheidungsträger. Zudem hatten weder sie noch ihre Kollegen in all den Jahren auch nur die geringste Chance gehabt, mit den unzähligen Erlässen und Verfügungen Schritt zu halten. Sie hatten dazu geführt, dass das Sozialsystem absolut unreglementiert wirkte, oft konträr zum Gesetz verwaltet wurde und vollkommen untauglich war, um soziale Leistungen zu verteilen. Viele ihrer Kollegen hatte der Stress in die Knie gezwungen, und Anneli war es nicht anders ergangen. Zwei Monate hatte sie letzthin depressiv zu Hause gehockt, unfähig, sich auf die einfachste Tätigkeit

zu konzentrieren. Als sie schließlich wieder zur Arbeit ging, war es dort fast schlimmer als vorher.

Zurzeit war sie außer für ihre übliche bedürftige Klientel noch zuständig für etwas, das sie als tickende Zeitbombe betrachtete: eine Gruppe hauptsächlich jüngerer Frauen, die nichts gelernt hatten und dazu auch niemals imstande gewesen wären. Wenn Anneli abends nach Hause ging, war sie schlecht gelaunt und zutiefst erschöpft. Nicht, weil sie nützliche Arbeit geleistet hätte, sondern im Gegenteil: weil sie nichts Sinnvolles getan hatte. Der heutige Tag

war da keine Ausnahme gewesen.

Und jetzt musste sie auch noch zur Mammographie ins Rigshospital, eine Routineuntersuchung im Rahmen einer Langzeitstudie.

Anschließend, um acht, traf sie sich mit Arbeitskolleginnen zum wöchentlichen Yogakurs, obwohl sie eigentlich gar nicht wusste, warum sie da mitmachte. Sie hasste den Muskelkater am Tag danach, und die Kolleginnen mochte sie auch nicht – was, wie sie wusste, auf Gegenseitigkeit beruhte. Im Grunde schätzte man an ihr im Büro nur ihre fachliche Kompetenz.

Denn gut war sie.

»Sagen Sie, Anne-Line, hatten Sie in letzter Zeit irgendwelche Beschwerden? Hier, in dieser Gegend?« Die Ärztin tippte auf die Röntgenaufnahme.

Anneli versuchte sich an einem Lächeln. Seit zehn Jahren nahm sie an dem Forschungsprojekt teil, und die Fragen der Ärztin und ihre eigenen Antworten waren immer die gleichen gewesen.

»Es hat nur wehgetan, als Sie meine Brust in den Röntgenapparat gequetscht haben.«

Die Ärztin drehte sich zu ihr um, die Stirn in sorgenvolle Falten gelegt. Anneli wurde es kalt.

»In der rechten Brust ist ein Knoten.«

Anneli hielt die Luft an. Schlechter Scherz, schoss es ihr durch den Kopf.

Die Ärztin wandte sich wieder dem Röntgenbild zu. »Sehen Sie mal hier.« Sie fuhr mit ihrem Bleistift an einem großen hellen Fleck entlang. Dann tippte sie etwas in den Computer, und ein anderes Bild erschien.

»Das hier ist die Aufnahme vom letzten Jahr, und da war nichts. Ich fürchte, Anne-Line, wir müssen das

genauer untersuchen und unter Umständen eine rasche Behandlung in Erwägung ziehen.«

Sie verstand immer noch nicht. Das Wort Krebs blitzte kurz auf, wollte sich aber nicht in ihrem Kopf festsetzen. Was war das auch für ein Wort. Dunkel, abstoßend, widerlich.

»Warum kommst du denn erst jetzt?«

Irgendwie hatten die Blicke der Kolleginnen immer etwas Gehässiges.

»Wir haben uns total verrenkt. Was hast du denn so lange gemacht?«

Sie setzte sich an den Stammtisch im

Café und versuchte, ihren Mund zu einem Lächeln zu verziehen. »Ich hatte heute einfach zu viel auf dem Schreibtisch, komme einfach nicht durch, bin total fertig.«

»Nimm dir ein Stück Kuchen, das entspannt«, meinte Ruth. Sie hatte zweiundzwanzig Jahre im Sozialamt gearbeitet und dann das Handtuch geworfen. Seit sechs Monaten war sie in einer Taxizentrale beschäftigt. Sie war in mancher Hinsicht etwas schräg, aber insgesamt sehr viel kompetenter als die meisten anderen.

Kurz zögerte Anneli. Sollte sie sich

ihren Kolleginnen anvertrauen? Ihnen erklären, warum ihr heute nicht der Sinn nach Sonnengruß gestanden hatte? Würde sie das schaffen, ohne loszuheulen?

»Hey, du siehst nicht gut aus. Stimmt was nicht, Anne-Line?«, frage Klara, die Umgänglichste in der Runde.

Sie betrachtete ihre Kolleginnen, wie sie müde, zufrieden und ungeschminkt dasaßen und Kuchen futterten. Sollte sie diese entspannte Runde mit ihrer Hiobsbotschaft sprengen? Was sollte das bringen? Noch wusste sie ja nicht mal, um was für einen verdammten Knoten es

sich handelte.

»Ach, mir sitzen nur meine dämlichen Weiber noch im Nacken.«

»Gott, die schon wieder!«, winkte eine aus der Runde ab. Als wenn Anneli nicht selbst wüsste, dass niemand mehr Lust hatte, diesem Thema Energie und Aufmerksamkeit zu widmen. Aber worüber sollte sie sonst reden? Sie hatte schließlich keinen Mann zu Hause, über den sie sich hätte auslassen können. Keine Kinder zum Angeben. Und auch keine neue curryfarbene Couch, von der sie Fotos hätte rumzeigen können.

»Ja, ja, ich weiß, dass das mein

Problem ist. Aber kotzen muss ich trotzdem immer wieder. Es gibt einfach so viele bedürftige Menschen – und es gibt diese unfassbar aufgebrezelten Tussen. Ihr könnt euch einfach nicht vorstellen, wie sehr sich bei denen alles, aber auch wirklich alles um Klamotten, Make-up und Frisuren dreht!«

Die Jüngste in der Runde musste lachen, die anderen widmeten sich achselzuckend wieder ihren Tortenstücken. Im Grunde waren sie das diametrale Gegenteil von Annelis aufgebrezelten Hassobjekten: graue Mäuse im öffentlichen Dienst, die sich,

falls sie mal über die Stränge schlagen wollten, die Haare mit Henna färbten oder schwarze Nieten-Stiefeletten kauften. Natürlich war denen egal, was Anneli erzählte. Heutzutage war doch allen alles egal. Und nur deshalb ging alles den Bach runter!

»Lass dich von denen doch nicht so runterziehen«, sagte Ruth.

Nicht so runterziehen? Leicht gesagt, wenn man mit dem Mist nichts zu tun hatte.

Anneli hob langsam die Hand zur Brust. Gerade fühlte es sich an, als wenn der Knoten sie ganz ausfüllte. Warum

hatte sie das eigentlich nicht gemerkt? Hoffentlich war das nur die Folge der Untersuchung.

Sprich doch, sag irgendwas, das bringt dich auf andere Gedanken, dachte sie, während ihr Puls losraste.

»Jeanette, meine Nichte, ist genauso«, rettete Klara sie. »Na ja, kein Wunder, mein Bruder und meine Schwägerin haben ihr auch dauernd eingetrichtert, wie hübsch und fantastisch sie sei und wie hyperbegabt.« Sie verdrehte die Augen. »Und was ist aus all den Begabungen geworden? Falls sie überhaupt je welche hatte, hat sie sie

jedenfalls schön versteckt gehalten. Gott, wenn ich nur daran denke, wie sie jahrelang um das Mädchen herumgesprungen sind – und jetzt ist sie haargenau so wie deine Tussen, Anne-Line.«

Der Druck in der Brust wurde abgelöst von einer sonderbaren Hitze, und gleichzeitig stieg eine unbändige Wut in ihr auf. Warum konnte diese Krankheit nicht jemand anders treffen? Eine dieser Sozialschmarotzerinnen zum Beispiel?

»Dann kassiert Jeanette vermutlich Übergangsgeld?« Anneli musste sich

regelrecht zu der Frage zwingen. »Hat man sie schon mit Job- und Lehrstellenangeboten bombardiert?«

Klara nickte. »Na klar! Jahrelang wollte sie unbedingt eine Friseurlehre machen. Aber als sie endlich eine Stelle bekam, hielt sie es exakt einen halben Tag aus.«

Zwei Kolleginnen hoben den Kopf. Klara hörten sie offenbar gerne zu.

»Jeanette sollte wohl in der Mittagspause aufräumen und hat sich geweigert, weil sie meinte, das gehöre nicht zu ihren Aufgaben. Ihren Eltern hat sie allerdings was anderes aufgetischt.«

»Nämlich?«

»Dass es sie so deprimieren würde, die Probleme der Kundinnen anhören zu müssen.«

Anneli blickte in die Runde. Was guckten denn alle so entgeistert? Sie hatte täglich mit solchen Jeanettes zu tun. Wie oft hatten sie und die Kollegen von der Arbeitsagentur sich nicht einen abgebrochen, um passende Lehrstellen oder Jobs zu finden, nur um nach wenigen Tagen gesagt zu bekommen, dass die Arbeit »unzumutbar« sei.

Warum hatte sie nicht Wirtschaft studiert, wie ihr Vater ihr geraten hatte?

Dann könnte sie jetzt in irgendeiner großen Firma sitzen und Geld verdienen, statt sich von diesem Abschaum ärgern zu lassen. Sie musste an eine Badewanne mit dreckigem Wasser denken. Wenn sie doch einfach den Stöpsel ziehen könnte …

Am Vormittag hatte sie vier ihrer einschlägigen Klientinnen, allesamt langzeitarbeitslos, einbestellt. Doch statt konstruktiv und flexibel zu sein und vielleicht auch selbst mal einen Vorschlag zur Verbesserung der Situation zu machen, hatten sie alle nur schamlos die Hand aufgehalten. Und obwohl es

echt mühselig gewesen war, hatte Anneli wie immer versucht, für alle vier etwas zu erreichen. Dabei wusste sie genau, dass es nicht lange dauern würde, bis sie die ersten Krankmeldungen oder Arbeitsunfähigkeitsbescheinigungen auf den Tisch bekäme. In dieser Hinsicht kannte der Ideenreichtum der Damen nämlich keine Grenzen: Erschöpfungsdepression, Knieschmerzen, Reizdarm und gerne auch mal eine Gehirnerschütterung infolge eines unglücklichen Sturzes gegen den Heizkörper. Die Liste der Leiden, die sich nicht messen oder

wiegen ließen, war lang. Anfangs hatte sie noch versucht, ihre Vorgesetzten dazu zu bewegen, die lachhaften Arztdiagnosen anzuzweifeln, aber irgendjemandem war das Thema wohl immer zu heikel. Jedenfalls stellten die Ärzte ungebremst weiter Krankschreibungen aus, als hätten sie nichts anderes gelernt.

Eine der Klientinnen von heute Vormittag war zu spät zum Arzt gegangen und hatte ihre Krankmeldung nicht rechtzeitig verlängert. Und als Anneli nachgebohrt und betont hatte, wie wichtig es sei, Absprachen und Termine

einzuhalten, hatte die Frau doch tatsächlich gesagt, sie habe mit Freundinnen im Café gesessen und nicht auf die Uhr geschaut. Wie blöd musste man sein, um nicht mal zu wissen, wann man sich eine Lüge erlauben konnte.

Das Ganze war einfach grotesk. Und noch grotesker war die Vorstellung, dass Leute wie Amalie, Jazmine, Denise und wie sie alle hießen, sie womöglich später mal im Pflegeheim betreuten.

Was für ein Albtraum!

Anneli starrte gedankenverloren vor sich hin.

Aber wer sagte denn, dass sie

überhaupt noch in ein Pflegeheim kam? Hatte die Ärztin nicht betont, wie ernst eine Brustkrebsdiagnose sein konnte? Dass eventuell sogar eine Brustamputation nicht mehr half, weil der Krebs sich längst ausgebreitet hatte? Dass sie in ihrem Fall erst noch abwarten müssten?

»Warum schmeißt du den Job denn nicht einfach?«, riss Ruth sie aus ihrer Grübelei. »Du hast doch Geld.«

Darauf zu antworten war nicht leicht. Seit letztem Jahr lebte Annelis Umgebung in dem falschen Glauben, sie habe einen Haufen Geld mit einem

Rubbellos gewonnen – und Anneli hatte das Missverständnis nie aufgeklärt. Die Geschichte hatte ihr einen gewissen Nimbus verliehen. In den Augen der Kollegen war sie zwar immer noch eine graue Maus – aber eine mit einem geheimnisvollen Touch.

Warum sie sich von dem Geld nicht hin und wieder etwas gönnte, fragten sie. Warum sie immer diese billigen Klamotten trug? Sich nie mal ein Parfum kaufte? Keine exotischen Reisen unternahm? Warum, warum, warum?

Dabei hatte sie nur spontan losgejubelt, als sie während der

Arbeitszeit das Los freigerubbelt hatte. Fünfhundert Kronen, das war ihr absoluter Gewinnrekord. Auf ihren Freudenschrei hin hatte Ruth den Kopf zur Bürotür hereingesteckt, um zu hören, was passiert war.

»Fünfhundert! Ich hab fünfhundert gewonnen, ist das zu fassen?«, hatte Anneli gerufen.

Ruth war verstummt, vielleicht weil sie ihre Kollegin zum ersten Mal hatte strahlen sehen.

Wie ein Lauffeuer hatte sich das Gerücht von einem sagenhaften Fünfhundert*tausend*-Kronen-Gewinn im

Sozialamt verbreitet. Anneli hatte Kuchen ausgegeben und ihre neue Sichtbarkeit genossen. Dass sie das Missverständnis ab dem Moment nicht mehr würde aufklären können und man sie später für ihre Knauserei aufziehen würde, hatte sie da natürlich noch nicht geahnt. Sie hatte einfach nur eine Art Waage vor sich gesehen, und die Waagschale mit dem Ansehen war um etliches schwerer gewesen als die mit den möglichen negativen Folgen.

Und jetzt wollte Ruth wissen, warum sie nicht einfach kündigte! Was um Himmels willen sollte sie darauf

antworten? Aber vielleicht war es ja sowieso nur eine Frage der Zeit, bis sich die Antwort von selbst ergab? Weil sie nämlich nicht länger unter den Lebenden weilte.

»Aufhören zu arbeiten? Und wer soll mich ersetzen?«, fragte sie. »Ein junges Ding wie Jeanette? Na, das wäre vielleicht eine Hilfe!«

»Die erste Generation, die schlechter ausgebildet ist als ihre Eltern«, sekundierte die Kollegin, die noch immer glaubte, Pagenkopf sei in. »Und wer will schon jemanden einstellen, der nichts kann?«

»Paradise Hotel, Bikini Island, Big Brother und Expedition Robinson!«, antwortete Klara, die sich für besonders witzig hielt.

Anneli hatte am Ende so viele Gin Tonics getrunken, dass sie, als sie schließlich im Bett lag, nicht schlafen konnte. Richtig wach bleiben ging aber auch nicht, und so wälzte sie sich in den Laken, während in ihrem benebelten Hirn Gedanken- und Erinnerungsfetzen zu einem tiefschwarzen Gebräu verquirlten.

Falls sie die Welt wirklich verlassen

musste, dann nicht allein! Die Vorstellung, dass sich Gestalten wie Michelle, Jazmine, Denise oder die Ledertusse Birna weiter durchs Leben schmarotzten, während sie im Grab verrottete, war ihr plötzlich absolut unerträglich. Noch unerträglicher als zu wissen, dass die Schlampen hinter ihrem Rücken über sie herzogen, während sie, Anneli, sich nach Kräften für sie einsetzte. Zack, wieder ploppte eine Erinnerung hoch. Gestern. Sie war hinausgegangen in den Wartebereich, um einen ihrer Lieblingsklienten zu holen, einen älteren gehbehinderten Mann, der

seit sechs Monaten arbeitsunfähig war. Die Aufgebrezelten hatten zusammengehockt, dämlich gekichert und irgendetwas gesagt von wegen, dass bei ihr schon zwei Schachteln Schlaftabletten helfen würden oder so. Und dann hatten sie sie dreist angegrinst, während ringsum alles lachte. Sie wusste nicht mehr, wie lange zuvor schon sich diese unendliche Wut in ihr angestaut hatte – in diesem Moment aber hatte sie zum ersten Mal richtiggehende Mordgelüste verspürt.

»Irgendwann mach ich euch fertig«, murmelte sie in sich hinein. Und

gleichzeitig spürte sie, dass etwas in ihr zerbrach.

Seltsame Gedanken machten sich in ihr breit. Gab es nicht in den Nebenstraßen von Vesterbro Typen, die Waffen verkauften? Was für eine Vorstellung: einfach mal mitten im Wartebereich in die gepuderten Visagen dieser Tussen zielen.

Sie wälzte sich aus dem Bett, wankte zur Vitrine und nahm die Portweinflasche heraus. Wenn dann die ersten Schlampen röchelnd in ihrem Blut lagen, würde sie sich die Adressen der restlichen Hasskandidatinnen aus dem

Computer ziehen. Und irgendwann wäre die Stadt dann wieder clean.

Kichernd setzte Anneli die Flasche an. Das würde dem Staat definitiv mehr Geld sparen, als ihre eigene Gefängnisunterbringung kosten würde. Zumal »lebenslänglich« – so wie es aussah – in ihrem Fall nicht wirklich lange sein würde.

Bei dem Gedanken musste sie unwillkürlich lachen. Was würden ihre Yoga-Freundinnen staunen!

Ob sie wohl jemand im Gefängnis besuchen käme?

Wohl kaum.

Vor ihrem inneren Auge flackerte ein leerer Stuhl im vergitterten Besuchsraum auf. Keine wirklich verlockende Aussicht. Vielleicht sollte sie, wenn sie den Abschaum beseitigte, doch besser diskret vorgehen und auf die Pistole verzichten. Und sich *nicht* erwischen lassen.

Anneli knuffte das Sofakissen zurecht und legte sich hin, das leere Glas auf der Brust.

6

Freitag, 13. Mai 2016

»Rose!« Argwöhnisch musterte Carl sie, versuchte, ihren müden Blick zu deuten. Sie wirkte schon länger angeschlagen. Aber war das tatsächlich Müdigkeit, oder war sie einfach mal wieder auf Krawall gebürstet?

»Das willst du bestimmt nicht hören, aber ehrlich: Mir reicht's. Ich bitte dich

jetzt zum allerletzten Mal, den Bericht zum Fall Habersaat fertig zu machen. Es ist fast auf den Tag genau zwei Jahre her, dass wir den Fall abgeschlossen haben. Zwei Jahre, Rose! Komm endlich in die Hufe!«

Rose zuckte gleichgültig die Achseln. War sie gerade mal wieder auf dem Trip in ihre eigene Welt?

»Wenn du findest, dass es so sehr eilt, warum schreibst du den Bericht dann nicht selbst?«

Carl klappte die Kinnlade herunter. »Hab ich da was falsch verstanden? Ich dachte immer, derjenige im

Sonderdezernat Q, der einen Bericht beginnt, bringt ihn auch zu Ende? Wir müssen das nicht noch mal diskutieren, oder? Du hast alle Aufzeichnungen und Notizen in deinem Büro. Und jetzt leg endlich los.«

»Ach. Und wenn nicht? Feuerst du mich dann?«

Ihre Blicke kreuzten sich. »Hör mir mal gut zu, Rose. Berichte wie dieser sind die einzige Existenzberechtigung für das Sonderdezernat Q. Aber vielleicht legst du es ja darauf an, dass wir aufgelöst werden?«

Wieder dieses provozierende

Achselzucken. »Was sollen wir denn mit dem Bericht? Ich versteh's nicht. Die Mörderin hat gestanden, und die Mörderin ist tot. Den Bericht liest doch eh kein Schwein.«

»Gut möglich, Rose, aber er fließt in die Statistik ein. Und außerdem ist es doch leider so, dass June zwar Assad und mir gegenüber den Mord gestanden hat, aber eben unmittelbar vor ihrem Ableben. Entsprechend ist das nirgendwo dokumentiert, nicht wahr? Es gilt ihr Wort gegen die unverkennbare Tatsache, dass sie ihr Geständnis nie schriftlich niedergelegt hat. Dass sie die

Mörderin war, ist klar. Aber wir haben keinerlei wasserdichte Beweise dafür, insofern ist der Fall im Prinzip noch offen. Wie idiotisch man das auch finden mag, aber so funktioniert das System.«

»Okay, dann schreibe ich einfach, dass wir den Fall nicht haben abschließen können.«

»Mensch, Rose, jetzt lass endlich den Scheiß. Ich will das nicht weiter diskutieren. Du verfasst jetzt diesen Bericht, damit er unsere Statistik aufpoliert. Sämtliche Akten zu dem Fall sind längst weggeräumt, dieser dämliche Bericht ist das Einzige, was noch fehlt,

und ich will, dass wir das Thema endlich hinter uns lassen und uns ganz den neuen blödsinnigen Fällen widmen.«

»Hinter uns lassen? Du hast leicht reden, aber was ist mit mir?«

»Halt, stopp, Rose! Morgen früh liegt der Bericht auf meinem Schreibtisch, ist das klar?« Carl schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, dass die Teetasse schepperte. Einen Augenblick lang versprühten Roses Augen Funken, dann machte sie kehrt und stampfte fluchend in ihr Büro.

Erwartungsgemäß vergingen keine dreißig Sekunden, bis Assad mit

tellergroßen Augen vor ihm stand. Ein leibhaftiges Fragezeichen.

»Ich weiß, ich weiß«, sagte Carl müde. »Aber was soll ich machen? Die ganze Zeit prasseln hier neue Fälle rein und warten darauf, gelöst und dokumentiert zu werden. Rose selbst liegt uns damit ständig in den Ohren. Wir müssen zusehen, dass wir mit den alten Fällen à jour sind, damit wir mit den neuen nicht baden gehen. Das ist ein wichtiger Teil unserer Arbeit, also hör auf, mich so anzusehen. Rose soll einfach ihren Job machen.«

»Hm. Aber schlau war das trotzdem

nicht, Carl. Das spure ich deutlich bei Rose.«

Carl sah ihn verwirrt an. »Spuren? Du meinst spüren, Assad. Spuren ist was anderes.«

»Wenn du meinst. Aber denk dran, wie nahe ihr der Fall Habersaat ging. Wie sie danach zusammengebrochen und in der Psychiatrie gelandet ist – wo sie übrigens immer noch zur Kontrolle hingeht. Warum sonst sollte sie so lange brauchen, um diesen Bericht zu schreiben?«

Carl seufzte. »Meinst du nicht, dass ich das nicht selbst weiß, Assad? Es

liegt doch auf der Hand, dass die Ähnlichkeit von Christian Habersaat mit ihrem Vater da was ins Rollen gebracht hat.«

»Ja, und die Hypnose. Vielleicht hat die die Erinnerung an ihren Vater erst so richtig hochgebracht. Er ist ja unmittelbar vor ihren Augen umgekommen.«

Carl nickte. Diese Hypnose, der sie sich unterzogen hatten, hatte keinem von ihnen gutgetan. Sie hatte haufenweise Erinnerungen aus dem Schlamm des Vergessens gezogen. Er selbst hatte noch lange Zeit danach schlecht geschlafen

und noch schlechter geträumt. Für Assad galt dasselbe. Deshalb lag die Vermutung nahe, dass das Unglück in dem Stahlwalzwerk, bei dem Roses Vater getötet worden war, durch die Hypnose wieder in ihr Bewusstsein gedrungen war und sie seither quälte, was sie natürlich niemals zugeben würde.

»Carl, ich glaube, mit dem Bericht wird sie wieder in das Dunkel eintauchen. Willst du das wirklich? Soll ich den nicht lieber für sie schreiben?«

Carls Augenbrauen machten einen Satz. Er sah das Ergebnis bereits vor

sich. Es gab in der Welt der gedruckten Worte kaum etwas Kryptischeres als Ermittlungsberichte von Assad. Bücher mit sieben Siegeln waren wahre Offenbarungen dagegen.

»Das ist echt nett von dir, Assad. Und du hast recht: Natürlich müssen wir auf Rose aufpassen. Aber diesen Bericht muss sie zu Ende bringen. Auch um ihrer selbst willen. So, und jetzt muss ich die Diskussion leider abbrechen, ich bin auf dem Sprung.«

Er sah auf die Uhr. In zwanzig Minuten musste er für eine Zeugenaussage im Amtsgericht sein.

Heute war der letzte Verhandlungstag vor der Urteilsverkündung in einem ihrer Fälle, und wer saß nachher wohl da und tippte den Abschlussbericht? Nicht Rose, nicht Assad. Nein: er, wer sonst. Er, der jegliche Routine hasste, mal abgesehen vom Rauchen und einem Nickerchen am Schreibtisch mit hochgelegten Beinen.

Er war kaum auf den Gang getreten, als eine kreidebleiche Rose auf ihn zukam und ihm mitteilte, dass sie sich krankmelden würde, wenn er sie mit dem Bericht weiter unter Druck setzte.

Okay, schon möglich, dass er mit ein

paar unüberlegten Worten reagiert hatte. Aber wer war er denn? Er ließ sich doch nicht erpressen! Dann ging er.

Das Letzte, was er auf der Treppe nach oben hörte, war Roses zitternde Stimme, die ihm nachrief, sie würde tun, was er verlangte, aber dann müsse er auch mit den Konsequenzen leben.

7

Mittwoch, 11. Mai 2016

»Denise, hast du nicht irgendwas Essbares im Kühlschrank?«

Nackt und verschwitzt rekelte er sich auf dem Bett. Er war noch immer außer Atem, seine Augen schimmerten feucht. »Süße, ich sterbe vor Hunger. Du raubst einem wirklich die letzte Kraft.«

Denise wickelte sich in ihren

Kimono. Rolf war der einzige ihrer Sugardaddies, der ihr so etwas wie ein Gefühl von Intimität gab. Die meisten anderen waren kurz nach dem Orgasmus schon wieder aus der Tür. Aber Rolf hatte keine Frau, die ihn zu Hause erwartete, und keinen Job, der seine Anwesenheit erforderte. Denise hatte ihn auf einer Pauschalreise nach Alanya kennengelernt. Es waren ihre billigsten Ferien überhaupt geworden.

»Du weißt doch genau, dass ich nichts im Kühlschrank hab. In der Tüte da vorn sind noch ein paar Krümel.«

Sie deutete auf eine

zusammengeknüllte Snacktüte und trat vor den Spiegel.

Sein Griff um ihren Hals hatte hoffentlich keine Spuren hinterlassen? Auf so etwas standen die anderen Kerle nämlich gar nicht.

»Kannst du nicht schauen, ob deine Mutter was da hat? Ich zahle auch gut, Baby.« Er lachte. In der Hinsicht war er echt okay.

Sie strich sich über die Haut unter dem Kinn. Die war leicht gerötet, aber nichts, was groß auffiel.

»Okay. Aber Roomservice gibt’s nicht. Das hier ist kein Hotel.«

Er klopfte träge auf das Laken neben sich und sah sie bittend an. Ein bisschen Widerstand erregte ihn immer, und danach konnte sie meist den Tarif neu bemessen.

In der Wohnung unten schlug ihr ein säuerlicher Geruch entgegen. Draußen war es stockdunkel, aber hier drinnen taghell. Alle Lampen brannten, wie immer. Seit dem Tod der Großmutter war ihre Mutter echt neben der Spur.

Zunächst sah Denise nur den Arm, der über den Rand des Sofas hing. Die Hand hielt eine bis zum Filter

heruntergebrannte Zigarette, auf dem Teppich darunter lag ein Häufchen Asche. Dann fiel ihr Blick auf die ganze erbärmliche Gestalt auf der Wolldecke. Der Mund stand offen, das Gesicht war zerfurcht von tiefen Falten, das Haar ungekämmt. Na ja, was konnte man bei einem unangemeldeten Besuch auch anderes erwarten?

Das Chaos in der Küche war unbeschreiblich. Zwar war die Küche auch sonst kaum betretbar, eine Deponie für schmutziges Geschirr, Schnapsflaschen und Verpackungen, aber das hier sprengte alles bisher

Dagewesene. Ein Farbeninferno von Essensresten zierte sämtliche Wände und Arbeitsflächen. Ihre Mutter musste mal wieder komplett durchgedreht sein – was immer öfter vorkam, wenn sie betrunken war.

Wie nicht anders zu erwarten, war der Kühlschrank so gut wie leer. Allenfalls einen sauren Joghurt und Eier von wer weiß wann hätte sie Rolf mitnehmen können. Nicht unbedingt das, wofür er zahlte. Okay, dann musste sie seinen Hunger eben anders stillen.

»Bist du's, Denise?« Die Stimme aus dem Wohnzimmer klang eingerostet.

Sie schüttelte entnervt den Kopf. Das Gelalle ihrer Mutter war das Letzte, was sie jetzt brauchte.

»Komm doch mal zu mir. Ich bin wach.«

Scheiße, genau das hatte sie befürchtet.

Sie musterten sich, beiderseits ohne viel Sympathie.

»Wo warst du in den letzten Tagen?« In den Mundwinkeln ihrer Mutter klebte eingetrocknete Spucke.

Denise sah weg. »Da und dort.«

»Großmutters Leichnam wird bald freigegeben, die Rechtsmediziner sind

fertig. Du kommst doch mit zum Bestatter, oder?«

Denise beschränkte sich auf ein Achselzucken. Jetzt bloß keine Diskussion lostreten. Oben wartete ein Mann in ihrem Bett.

8

Donnerstag, 12. Mai 2016

Die zerknüllte Zeitung auf dem Küchentisch erinnerte ihn an all das, was er verloren hatte. Innerhalb von vier Jahren hatte er sich von einem glücklich verheirateten Mann mit einem Job, der ihm interessante Herausforderungen bot und aus dem er einen Großteil seines Selbstverständnisses bezog, in einen

einsamen Witwer verwandelt. Er hatte mitansehen müssen, wie die schwere Krankheit seine geliebte Frau aufzehrte, er hatte ihre Hand gehalten, wenn sie weinte und Schmerzen litt, und er hatte sie auch gehalten, als sie endgültig ausgeatmet und Frieden gefunden hatte. Seither rauchte er sechzig Zigaretten am Tag und tat im Großen und Ganzen nichts sonst. Die Wohnung stank, seine Finger waren gelb vom Nikotin und seine Lunge pfiff, als wäre sie punktiert.

So oft schon hatte ihm seine Tochter ins Gewissen geredet, dass er ihrer Mutter bald ins Grab folgen würde,

wenn er sich nicht zusammenriss. Ihre Worte stiegen zusammen mit dem Zigarettenrauch unter die Decke und warteten darauf, dass er Stellung bezog. Aber vielleicht wollte er ja genau das? Sich zu Tode rauchen, damit seine gequälte Seele Frieden fand? Fressen, bis er platzte. Denn was blieb ihm sonst?

Und dann war vor zehn Tagen plötzlich diese Zeitung aufgetaucht. Wie aus dem Nichts. Die Meldung auf der ersten Seite hatte ihn aus seiner Lethargie gerissen. Wie elektrisiert hatte er die Zigarette in den Aschenbecher

gelegt und die Zeitung von dem Stapel unter dem Briefschlitz geklaubt. Er hatte sie einen halben Meter von sich weghalten müssen, um die Nachricht ohne Lesebrille zu lesen – was eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit war.

Beim Lesen hatte Marcus Jacobsen laut aufgestöhnt, denn urplötzlich war die Zeit vor der Tragödie wieder lebendig geworden. Unwillkürlich waren neue Impulse durch die seit Jahren unbenutzten Synapsen seines Gehirns geschossen.

Ihm brummte der Schädel. Was sollte

er auch mit all den Gedanken anfangen, die aus heiterem Himmel auf ihn einstürmten? Damals, bevor er in Pension ging, hatte er die Macht besessen, seinen Eingebungen zu folgen. Jetzt wusste er nicht mal, ob es überhaupt noch jemanden gab, der bereit wäre, ihm zuzuhören. Aber so ganz hatte sein Leerlauf-Dasein den Kriminalbeamten in ihm doch noch nicht verschüttet. In den Jahrzehnten bei der Mordkommission, dem ehemaligen Dezernat A, hatte er viele Erfolge gefeiert, und die Aufklärungsrate in seiner Zeit als Chef hatte die all seiner

Vorgänger bei Weitem übertroffen. Insofern gab es einiges, auf das er mit Stolz zurückblicken konnte. Aber jeder Polizist, der mit Mord und Totschlag zu tun gehabt hatte, wusste, dass es nicht die gelösten Fälle waren, an die man in stillen Stunden zurückdachte, sondern die ungelösten. Und genau diese Fälle vermochten ihn noch immer nachts aufzuwecken, ließen ihn noch immer überall Unheil und Verbrecher vermuten. Bis heute bekam er Gänsehaut, wenn er an die unschuldigen Opfer dachte – und an die Mörder, die ungestraft herumspazierten. Das ging sogar so weit,

dass er eine völlig irrationale Form von Scham empfand angesichts der quälenden Ungewissheit, in der die Angehörigen leben mussten. Er konnte sich einfach nicht freimachen von dem Gefühl, sie im Stich gelassen zu haben. Ihn quälten Spuren, die nicht hatten verfolgt werden können, genauso wie Indizien, die man übersehen hatte. Nur: Was sollte er jetzt noch dagegen tun?

Und dann war er in dem Stapel ungelesener Zeitungen im Flur buchstäblich über diese Schlagzeile gestolpert. Eine Schlagzeile, die ihn daran erinnerte, dass die Zeit nicht

stillstand, solange Menschen mit bösen Trieben freies Spiel hatten.

Er überflog den Artikel noch einmal. Zehn Tage lang hatte er nicht gewusst, was er damit anfangen sollte. Aber dass etwas passieren musste, das war klar. Natürlich würden Lars Bjørn und seine Leute versucht haben, diesen Mord mit ähnlichen unaufgeklärten Mordfällen in Verbindung zu bringen. Aber ob sie auch denselben Fall im Auge hatten wie er? Dabei sprangen einem doch die Ähnlichkeiten zwischen dem neuen und dem alten Fall nur so ins Auge! Diese Entsprechungen konnten unmöglich auf

Zufällen beruhen. Sah das denn keiner?

Bei der Ermordeten handelte es sich um die siebenundsechzigjährige Rigmor Zimmermann, so weit gab der Zeitungsartikel Fakten preis. Man hatte sie im Park Kongens Have in Kopenhagen gefunden, direkt hinter dem Orangeriet, einem angesagten Restaurant. Es war zweifelsfrei Tod durch Fremdeinwirken, denn kein Mensch konnte aus eigener Kraft einen derart heftigen Schlag gegen den eigenen Hinterkopf ausführen.

Das Opfer war laut Obduktion von einem einzigen, tödlichen Schlag mit

einem breiten, runden Gegenstand niedergestreckt worden. In dem Artikel hieß es ferner, dass es sich bei dem Opfer um eine Rentnerin handele, aus deren Handtasche zehntausend Kronen verschwunden wären. Die Tochter der Ermordeten hatte jedenfalls erklärt, das Geld habe sich mit Sicherheit in der Handtasche der Mutter befunden, als diese ihre Wohnung in der Borgergade kurz vor dem Überfall verließ. Man gehe deshalb von Raub mit Todesfolge aus, so hieß es. Die Waffe war unbekannt, und Zeugen gab es, vermutlich wegen des Starkregens und des kalten Aprilwetters,

auch nicht. Nach Einschätzung eines Kellners des Restaurants, der zum Rauchen hinausgegangen war, musste die Tat zwischen zwanzig Uhr fünfzehn und zwanzig Uhr fünfundvierzig begangen worden sein, denn bei seiner nächsten Rauchpause eine halbe Stunde später hatte er das Opfer entdeckt.

Zwar lagen darüber hinaus nur wenige konkrete Informationen vor, aber Marcus konnte sowohl die Leiche als auch den Tatort klar vor sich sehen. Nach dem schweren Sturz hatte sich das Gesicht des Opfers in die feuchte Erde gedrückt, und auch der Körper hatte

einen Abdruck hinterlassen. Da es sich um einen Überraschungsangriff von hinten gehandelt hatte, war dem Opfer nicht der Hauch einer Chance geblieben, sich zu wehren. Und das entsprach exakt den Umständen, mit denen er vor etlichen Jahren zu tun gehabt hatte. Das Opfer damals war eine Aushilfslehrerin der Bolmans Friskole gewesen, eine gewisse Stephanie Gundersen, die allerdings um einiges jünger gewesen war als das jetzige Opfer. Ansonsten bestand der einzig evidente Unterschied darin, dass auf die erste Leiche nicht gepinkelt worden war.

Marcus rief sich die Umstände ins Gedächtnis, unter denen man das erste Opfer gefunden hatte. Gott, wie oft hatte er das alles gedanklich schon durchgespielt! Und wie jedes Mal quälte ihn auch jetzt wieder das Gefühl, dass all seine Überlegungen vollkommen sinnlos gewesen waren.

Andererseits: Es lag so derart auf der Hand! Er jedenfalls war der festen Überzeugung, dass der Mörder von damals erneut zugeschlagen hatte. Zumal es haargenau dieselbe Gegend in der Stadt war, der Abstand zwischen den beiden Tatorten betrug nicht mehr als

sechs-, siebenhundert Meter.

Frustriert schüttelte er den Kopf. Warum hatte man ihn denn nicht angerufen? Dann hätte er den Tatort besichtigen können, solange die Spuren noch frisch waren.

Eine ganze Weile starrte er das Handy auf dem Küchentisch an.

Na los, ruf an, schien es zu sagen.

Marcus wandte sich ab. Nachdem der Fall nun schon siebzehn Tage alt war, konnte er auch noch ein bisschen länger warten.

In Gedanken nickte er und zog die Zigarettenschachtel zu sich. Erst mal

eine rauchen. Danach würde er vielleicht wissen, was er wollte.

9

Donnerstag, 12. Mai 2016

»Hey, das ist ja total süß hier!« Michelle rutschte in die Sofaecke und zog ihre Tasche zu sich heran.

Denise sah sich um und gähnte. Die letzte Nacht steckte ihr noch in den Knochen. Sie versuchte, das Café mit Michelles Augen zu sehen. Es war ziemlich heruntergekommen, nur halb

voll, und die Gäste, eine Mischung aus Arbeitslosen, Studenten und Müttern mit Babys, kamen ihr ungefähr so sexy vor wie eine Trauergesellschaft bei Regenwetter. Sie kannte echt attraktivere Orte, aber okay, diesmal hatte Jazmine das Café ausgesucht.

»Ich musste einfach dringend mal raus«, sagte Michelle und blickte Jazmine und Denise an. »Echt, Patrick ist gerade nicht auszuhalten, ich trau mich schon gar nichts mehr zu sagen. Wir hätten jetzt eigentlich zusammen Urlaub machen sollen, aber daraus wird wohl nichts.«

»Warum schmeißt du ihn nicht einfach raus?«, fragte Denise.

»Kann ich nicht. Ist doch seine Wohnung. Ist alles seins.« Michelle nickte seufzend. So langsam wurde ihr klar, in welchem Schlamassel sie steckte. »Ich wär fast nicht gekommen, weil ich total blank bin und Patrick mir auch kein Geld gibt.«

Denise bückte sich nach ihrer Tasche und schob die Weinflasche darin beiseite, um an ihr Portemonnaie zu kommen.

»Scheißkerl, dein Patrick. Aber egal, du kriegst jetzt einfach Geld von mir«,

sagte sie und klappte das Portemonnaie auf. Entgeistert starrten ihre Freundinnen sie an.

»Hier, für dich.« Sie zog einen Tausender aus einem Scheinbündel und legte ihn vor Michelle auf den Tisch. »Dein Patrick kann dich mal.«

»Äh … danke, das …« Michelle betastete den Geldschein mit den Fingerspitzen. »Aber … das kann ich nicht zurückzahlen.«

Denise wedelte abwehrend mit der Linken.

»Und wenn Patrick das mitbekommt … ich weiß nicht …«

»Ist ja ganz schön prall gefüllt, dein Portemonnaie«, stellte Jazmine trocken fest.

Gleich will sie wissen, woher ich das habe, wo ich doch genauso von der Stütze lebe wie sie und Michelle. Denise versuchte, Jazmines Gesichtsausdruck zu deuten. Die drei hatten sich erst dreimal getroffen. Und auch wenn sie die beiden echt mochte, war ja doch die Frage, wie gut die sie leiden konnten.

Sie lächelte. »Wollen wir nicht einfach sagen, dass ich ein bisschen was gespart hab?«

Jazmines wissendes Lachen verriet, dass sie schon bessere Lügen gehört hatte. Doch ihr Lachen gefror, als ihr Blick auf die Eingangstür fiel. Ihre Kiefermuskeln fingen an zu mahlen, die Augen huschten hin und her. Sie wirkte extrem angespannt, wie ein kleines Beutetier, das, auf die Hinterbeine gestellt, Gefahren wittert. Ohne die Tür aus dem Blick zu lassen, beugte sie sich zu ihren Freundinnen vor.

»Erinnert ihr euch an die Trulla, die uns auf dem Sozialamt angezickt hat? Als wir uns zum ersten Mal getroffen haben? Macht einen auf Punk, ist aber

eher rockermäßig drauf, ziemlich aggro.«

Sie nickten.

»Die Schlampen da drüben, die gerade reingekommen sind, heißen Gry, Sugar und Fanny, und wo die sind, ist Birna auch nicht weit.«

»Wollen wir dann nicht lieber woandershin?«, fragte Michelle.

Denise zuckte nur die Achseln. Ihr war dieser schwarz gewandete Pöbel völlig egal.

»Die nennen sich ›The Black Ladies‹«, fuhr Jazmine fort. »'ne ziemlich berüchtigte Crew hier im

Viertel.«

»Gottchen, wie süß.« Abfällig betrachtete Denise die punkige Aufmachung. Black ja, bei dem Begriff »Ladies« musste sie lachen.

Als Birna kurz darauf tatsächlich auftauchte und sich zu ihrer Gang setzte, waren sie nicht die Einzigen im Café, die das bemerkten. Eine der stillenden Mütter zog behutsam ihre Brust aus dem Mund des Babys und schloss die Bluse. Sie nickte ihrer Freundin zu, worauf sie beide Geld auf den Tisch legten, zusammenpackten und aufbrachen, ohne einen Blick auf die Schwarzgekleideten

zu werfen, die schlecht gelaunt in die Runde glotzten.

Als Birna Jazmine entdeckte, stand sie auf und starrte zu ihnen herüber. Verbotenes Terrain, sollte das wohl heißen. Verpisst euch.

Schnell trank Denise einen Schluck, dann erhob sie sich ebenso demonstrativ. Mit ihren Stilettos war sie um einiges größer als Birna, was der offenbar nicht entging.

»Wir gehen«, flüsterte Jazmine und zupfte Denise am Ärmel, während sie langsam aufstand. »Die werden ungemütlich, wenn wir bleiben. Komm.«

Gut möglich, dass durch Jazmines Reaktion bei dem schwarzen Trupp ein Missverständnis entstand, auf jeden Fall erhoben sich plötzlich alle.

Denise fiel eine gewisse Unruhe hinter dem Tresen auf. Die beiden Kellnerinnen zogen sich in die hinteren Räume zurück, während der Kellner den Gästen den Rücken zuwandte und sich ein Handy ans Ohr hielt.

»Jetzt komm schon.« Jazmine griff nach Denises Arm, aber die schüttelte sie ab. Glaubten die etwa, dass sie sich einschüchtern ließ? Dass sie feige und schwach war, nur weil sie sich sexy

kleidete?

»Die haben wegen Körperverletzung im Knast gesessen. Fanny, die mit dem Bürstenhaarschnitt, hat Leute mit dem Messer angegriffen«, flüsterte Jazmine. Denise lächelte. Hatte ihr Großvater ihr nicht beigebracht, wie man mit seinen Feinden umging? Falls hier jemand dachte, sie würde den Schwanz einziehen, hatte er sich aber getäuscht.

»Eine von denen wohnt nur drei Straßen von mir entfernt. Die wissen, wo sie mich finden.« Jazmine hatte eindeutig Schiss. »Jetzt komm schon.«

Denise drehte sich zu Michelle. Die

schien weniger beeindruckt zu sein. Im Gegenteil, sie wirkte ziemlich entschlossen.

Birna stand jetzt mitten im Café, und ihre Augen schleuderten Blitze, aber Denise schien das nicht weiter zu beeindrucken. Was vielleicht ein Fehler war, denn Birna zog jetzt ein Schlüsselbund aus der Hosentasche und hielt es wie einen Schlagring in der Hand.

Denise stieg aus ihren Stilettos und richtete die metallverstärkten Absätze auf die Dame in Schwarz.

»Birna, denk an unsere Absprache«,

rief der Kellner hinter dem Tresen und streckte ihr das Handy entgegen.

Unwillig drehte Birna den Kopf, zögerte kurz beim Anblick des Handys und schob dann, ohne eine Miene zu verziehen, das Schlüsselbund zurück in die Hosentasche.

»Du hast zwei Minuten, dann sind sie hier«, warnte der Kellner.

Birnas Gefolgsfrauen warteten auf eine Reaktion, aber da kam nichts. Mit kaltem Blick wandte sie sich an Denise.

»Steck dir die Stelzen wieder an die Füße, Barbie.« Sie sprach mit starkem isländischem Akzent. »Und gewöhn dich

schon mal an den Gedanken: Wir kriegen euch. Und dann werde ich dir die Scheißschuhe in den Rachen stecken, bis du kotzt. Und zu dir, Püppi.« Sie wandte sich Jazmine zu. »Ich weiß, wo du wohnst. Du verstehst?«

»Nun geh schon, Birna, sie sind unterwegs«, drängte der Kellner.

Sie sah ihn an und hielt den erhobenen Daumen in seine Richtung. Dann winkte sie ihren Frauen zu und verschwand. Die Tür ließ sie offen.

Noch ehe Denise die Schuhe wieder angezogen hatte, war von der Straße ein tiefes Dröhnen zu hören, und der Kellner

trat in die offene Tür.

Drei aufgepumpte Typen mit Westen und Lederarmbändern auf gewaltigen Motorrädern verhandelten kurz mit ihm. Dann, auf ein diskretes Handzeichen hin, warfen sie ihre Bikes wieder an und röhrten davon.

Als er an ihnen vorbeiging, sah der Kellner Denise an. Seine Miene drückte Respekt aus, aber freundlich wirkte er nicht. Und als einige der Gäste applaudierten, warf er ihnen einen Blick zu, sodass sie sofort wieder aufhörten.

Denise selbst war höchst zufrieden mit sich. Doch als sie Jazmines

Gesichtsausdruck sah, wusste sie, dass es über kurz oder lang zu einem Machtkampf zwischen ihnen kommen würde.

»Sorry, Jazmine«, versuchte sie, sie zu beschwichtigen. »Aber ich konnte einfach nicht anders. Was meinst du, wird das ein Problem für dich?«

Jazmine presste die Lippen zusammen. Natürlich würde das ein Problem werden. Aber dann holte sie tief Luft und rang sich ein Lächeln ab. Die Entschuldigung war offenbar angenommen.

»Sollen wir bezahlen und zusehen,

dass wir weiterkommen?«, fragte Denise und zog schon ihr Portemonnaie aus der Tasche. Aber Jazmine legte ihr die Hand auf den Arm.

»Wir sind doch Freundinnen, oder?«, fragte sie.

Michelle im Hintergrund nickte eifrig.

»Ja, klar«, antwortete Denise.

»Freundinnen mit allem Drum und Dran? Sachen gemeinsam machen, zusammenhalten und der ganze Kram?«

»Das wäre prima, klar.«

»Und unsere kleinen Geheimnisse teilen wir in Zukunft?«

Denise zögerte. »Ja, natürlich«, antwortete sie schließlich. Michelles Bestätigung kam prompter, aber was für verdammte Geheimnisse sollte die auch schon haben?

»Dann vertraue ich euch jetzt mal was an, okay? Ich zahle.«

Sie wartete, bis die beiden anderen genickt hatten. »Hab zwar wie immer keine Öre dabei«, lachte sie, »aber was macht das schon?«

Sie nickte in Richtung der Ecke. »Seht ihr den Typen in der Maurerhose? Der gafft uns schon die ganze Zeit an.«

»Ja, ist mir auch aufgefallen«, sagte

Michelle. »Glaubt der, dass wir uns für seine dreckige Hose interessieren, oder was? Und überhaupt: Warum ist er nicht aufgestanden und hat uns geholfen, als die Schlampe uns blöd gekommen ist?«

»Siehst du, wie der uns mit Blicken auszieht?«

Denise drehte sich zu dem Typen um. Der saß mit seinem kurzen dicken Hals da, eine halb leere Bierflasche vor sich, und grinste anzüglich, während sich seine Freunde mit verschränkten Armen über den Tisch lehnten. Er war ganz klar der selbsternannte Anführer des Rudels.

Jazmine nahm Blickkontakt auf und

winkte ihn an ihren Tisch. Er schien zunächst etwas verdutzt, aber an Interesse mangelte es nicht.

»Jetzt passt auf«, flüsterte Jazmine und hob den Kopf.

»Hallo«, sagte sie, als der Typ, eingehüllt in eine Duftwolke aus billigem Rasierwasser, neben ihr stand. »Du siehst gut aus. Und deshalb zahlst du unsere Rechnung, okay?«

Skeptisch drehte er sich zu seinen Kumpels um, die die Szene bequem zurückgelehnt verfolgten.

»Für euch zahlen? Warum sollte ich?«

»Weil du uns die ganze Zeit angegafft hast. Und weil du dir dabei die ganze Zeit vorgestellt hast, wie unsere Mösen aussehen.«

Er zog ruckartig den Kopf zurück und wollte protestieren, aber Jazmine legte schon nach.

»Also, natürlich darfst du meine sehen, aber das kostet, mein Lieber. Kannst gern ein Foto haben, hat mein Freund geschossen.«

Jetzt grinste er. Offenbar hatte er den Deal kapiert, auch wenn er ihm nicht ganz zu behagen schien.

»Klar, und dann zeigst du mir

irgendein Bild aus dem Internet.«
Lachend drehte er sich zu seinen Kumpels um, die mitlachten, obwohl sie auf die Entfernung nichts verstanden.

»Also, bist du dabei oder nicht?«
Jazmine nahm ihr Handy aus der Tasche. »Du musst nur unsere Rechnung zahlen. Wir sind heute leider etwas klamm.«

Er wippte auf seinen Sicherheitsschuhen und schwieg, offenbar überlegte er.

Denise gab sich alle Mühe, ernst zu bleiben. Sie fand Jazmine echt cool, und zuzusehen, wie der Typ langsam weich wurde, war schon irre.

Schließlich wandte sich der Maurer an den Kellner. »Was sind dir die Mädels schuldig?«

Der checkte kurz seine Kasse. »Hundertzweiundvierzig fünfzig.«

Der Typ wandte sich an Jazmine. »Normalerweise zahle ich nicht, um Muschis zu sehen. Aber was tut man nicht alles, um Frauen in Not zu helfen. Da bin ich doch ganz Gentleman.« Damit zog er drei Scheine aus seinem nicht eben dünnen Portemonnaie.

»Behalt den Rest«, sagte er und warf die Scheine auf die Theke.

Schwarzarbeit, dachte Denise. So

einen Handwerker-Sugardaddy hatte sie auch.

Jazmine hielt ihm das Handy hin und gewährte ihm einen gründlichen Blick.

Er sog ein paarmal tief Luft ein, während er abwechselnd auf das Display und in Jazmines Augen schaute. Willst du mehr, ich bin dabei, sagte sein Blick. Denise war beeindruckt.

»Wenn du eins sehen willst, wo ich nicht rasiert bin, sind das zweihundert extra«, bot sie an.

Offenbar war der Kerl total weg, sein Hals und seine Ohren waren knallrot.

Und im nächsten Moment legte er

doch glatt zwei Hunderter auf den Tisch. »Aber dafür musst du mir das auch an meine Mail schicken.« Buchstabe für Buchstabe diktierte er die Adresse, und Jazmine gab sie ein.

Als Sekunden später ein Bling ertönte, drehte er sich zu seinen Freunden um, grüßte und ging.

»Der zischt garantiert gleich nach Hause ab und wedelt sich einen von der Palme«, kicherte Michelle.

Das war wirklich leicht verdientes Geld. Denise nickte anerkennend. »War das dein Geheimnis?«, fragte sie.

Jazmine schüttelte den Kopf.

»Quatsch, nein. Das war nur ein Trick. Das Geheimnis bekommt ihr später.« Sie steckte die beiden Hunderter ein, nahm ihre Tasche und schlug vor zu gehen.

Da erhob sich an einem der Tische neben dem Tresen ein Mann, kam zu ihnen herüber und knallte einen Zweihundertkronenschein vor sie hin.

»Ich will auch was sehen.«

Lächelnd zog Jazmine ihr Handy aus der Tasche.

Denise musterte den Typen. Er passte auf jeden Fall gut in den Laden. Höchstens fünfunddreißig, aber mit dem Gesicht eines Fünfzigjährigen. An den

Fingern kein Ring, der auf eine feste Beziehung deutete. Kleidung okay, aber falsch kombiniert. Ungebügelte Jacke, Schuppen. Ein Typ mit festem Job, aber ohne Frau, die zu Hause auf ihn wartete.

Denise konnte ihn nicht leiden. Frustrierte Männer konnten aus dem Nichts heraus explodieren, und so war es auch hier.

Urplötzlich packte er Jazmines Hand mit dem Telefon, drehte das Display zu sich und betrachtete in aller Seelenruhe das Foto. Denise wollte eingreifen, aber Jazmine schüttelte abwehrend den Kopf. Das schaffte sie allein.

»Ich will den ganzen Körper sehen«, sagte der Typ. »Zweihundert ist zu viel für den kleinen Puschel.«

Ganz schön dreist, dachte Denise, aber ihre Alarmglocken läuteten.

»Komm schon, Bitch. Alles, eher lasse ich nicht los.«

Mit einer ruckartigen Bewegung entriss ihm Jazmine ihr Handgelenk und steckte das Handy ein. Selbst Michelle zeigte Initiative, indem sie sich den Zweihundertkronenschein schnappte und ihn blitzschnell verschwinden ließ.

Da flippte der Kerl aus: »Nutten! Betrügerinnen!«, das waren noch die

harmlosesten Beschimpfungen, bevor er fast verzweifelt brüllte, dass man sie sich alle drei mal so richtig vornehmen müsste.

An der Stelle packte der Kellner den Mann und fragte ihn, ob er den Laden freiwillig verlassen wolle oder ob er die Rocker noch mal rufen lassen solle.

Der Kerl spuckte auf den Tisch, dann war er draußen.

Stoisch zog der Kellner einen Lappen aus der Schürze.

»Ich muss sagen, ihr belebt den Laden«, meinte er, während er die Spucke abwischte. »Aber für meinen

Geschmack etwas zu sehr für einen Donnerstagnachmittag«, fuhr er fort. »Also, wenn der Typ am anderen Ende der Straße angekommen ist, wäre ich euch dankbar, wenn ihr euch andere Jagdgründe sucht.«

Fast hatten die drei so was wie Verständnis dafür.

Fünf Minuten später standen sie auf der Straße und krümmten sich vor Lachen. Denise wollte gerade sagen, dass sie ja einiges voneinander lernen könnten, da stieg ihr der unverkennbare Rasierwassergeruch des Maurers in die Nase. Fast im selben Moment war er bei

ihnen und hatte den Riemen von Jazmines Tasche gepackt. Und obwohl sie daran zog, gelang es ihm, die Hand hineinzustecken und das Handy herauszuholen.

»Los, die PIN, oder ich schmeiß es auf die Straße«, warnte er und hielt das Smartphone hoch über seinen Kopf.

Jazmine sah ein, dass sie am kürzeren Hebel saß: »4711«, sagte sie, ließ ihn die PIN eintippen und wartete, bis das Bildprogramm geöffnet war. Er scrollte etwas vor und zurück, bis er das Foto gefunden hatte. Als er es vergrößerte, kramte Jazmine bereits in ihrer

Hosentasche nach dem Geld.

»Verdammt, hab ich's doch gewusst!«, brüllte er. »Du Sau, das bist du gar nicht!« Er hielt ihr das Foto einer Frau vor die Nase, die ihren kompletten Unterleib zeigte. Da gab es offenbar eine ganze Serie.

Jazmine zuckte die Achseln. »Sorry, aber wir hatten echt kein Geld, und du warst derjenige, der am ehesten wie ein Gentleman wirkte. Hast du doch selbst gesagt, oder?« Vorsichtshalber schickte sie ihrem Geständnis ein Lächeln hinterher, aber da hatte sie seine Faust schon im Gesicht.

Sie ging sofort zu Boden.

Er wollte gerade nach ihr treten, als er mitten in der Bewegung zusammensackte. Denise starrte grinsend auf die Weinflasche.

Sie setzten sich auf die sonnenwarmen Steine des Bürgersteigs am Gammel Strand, direkt am Kanal. Dort saßen bereits etliche andere junge Leute und ließen die Beine über dem Wasser baumeln. Jetzt im Mai hatte die Sonne schon richtig Kraft, und sie schien so hell, dass man die Schwellung auf Jazmines Wangenknochen beim besten

Willen nicht übersehen konnte.

»Prost!«, sagte Denise und reichte die Rotweinflasche weiter.

»Und danke dir.« Jazmine prostete Denise zu, hob die Flasche an den Mund und nahm einen ordentlichen Schluck. »Und dir auch«, fügte sie an Michelle gewandt hinzu und reichte ihr die Flasche.

»Als er da lag, hättest du nicht noch so fest zutreten sollen, Jazmine«, sagte Michelle. »Der war doch schon total weg. Und die Schläfe hat auch schon ganz schön geblutet.«

»Ich bin eben schlecht erzogen.«

Die beiden sahen sich an, dann fing Michelle an zu lachen.

»Selfies!«, rief sie und holte das Handy heraus.

Denise lächelte. »Pass auf, dass es nicht ins Wasser fällt!« Sie rückte näher.

»Wir sehen superlecker aus, findet ihr nicht?« Michelle streckte den Arm mit dem Handy aus.

Denise nickte. »Echt eine irre Nummer, Jazmine, die du da im Café abgezogen hast. Ich glaube, wir drei würden ein gutes Team abgeben.«

»Ja, ›The White Ladies‹«, witzelte Michelle. Zwei Schlucke Rotwein, und

schon war sie locker.

Denise grinste. »Du wolltest uns noch ein Geheimnis verraten, Jazmine, schon vergessen?«

»Okay, aber ich will danach keine Kommentare, keine Vorwürfe oder so ’n Scheiß. Davon hab ich zu Hause genug. Ist das klar?«

Sie schworen feierlich und mit erhobenen Händen, dann kicherten sie wieder drauflos. Was sollte das schon für ein Geheimnis sein?

»Als wir uns kennengelernt haben, neulich im Sozialamt, war ich erst zum dritten Mal innerhalb von sechs Jahren

zum ›Betteln‹ dort. Dabei bin ich schon die ganze Zeit auf Stütze.«

»Was? Wie machst du das denn?« Michelle klebte geradezu an Jazmines Lippen. Wenig verwunderlich in ihrer Lage.

»Eigentlich ein ganz simples Modell: Ich sorge dafür, dass ich schwanger werde, und dann ziehe ich die Schwangerschaft durch. Das hab ich jetzt schon viermal gemacht.«

Denises Kopf schoss vor. »Du hast *was*?«

»Hast du doch gehört. Schwanger werden. Ich meine, klar, man ist ein paar

Monate lang hässlich, also mit dem Bauch und den Titten und so. Aber ich hab mich jedes Mal prächtig erholt.« Sie klopfte sich auf den flachen Bauch. Mutter von vier Kindern, und man sah nichts.

»Und hast du einen Mann?« So naiv konnte nur Michelle fragen.

Jazmine lachte lautlos. Das war offenbar der Punkt.

»Zur Adoption freigegeben, alle vier. Ist wirklich easy. Du lässt dich von irgendwem schwängern, klagst über Beckenprobleme oder irgendeinen anderen Gesundheitsscheiß, und die

Gesetze schützen dich. Wenn sie dir dann wieder Arbeit geben wollen, wirst du halt wieder schwanger. Das Kind nehmen sie dir automatisch nach einer gewissen Zeit weg. Und so weiter: neue Schwangerschaft, neue Schonzeit. Die letzte ist jetzt zwei Monate her, deshalb musste ich neulich zum Sozialamt.« Sie lachte.

Michelle griff nach der Flasche. »Das könnte ich nicht«, sagte sie. »Ich möchte wirklich irgendwann Kinder haben, auch wenn's wohl nicht mit Patrick sein wird.« Sie trank einen Schluck. »Du weißt also nicht, wer die

Väter sind?«

»Bei einem vielleicht. Aber ist doch auch total egal.«

Denise beobachtete die Kräuselungen des Wassers, als ein Ausflugsboot an ihnen vorbeifuhr. So jemandem wie Jazmine war sie noch nie begegnet. Starke Frau.

»Und bist du gerade schwanger?«, fragte sie.

Jazmine schüttelte den Kopf. »Aber vielleicht in einer Woche, wer weiß?« Sie lächelte, sah dabei aber nicht so aus, als sei sie wirklich scharf drauf.

Ob sie schon über alternative

Verdienstmöglichkeiten nachdachte?

»Was ist mit diesen Black Ladies? Wenn du schwanger bist und die gehen auf dich los?«, fragte Michelle.

»Ich bin auf dem Sprung raus aus dem Viertel. Momentan wohne ich noch zu Hause, hab ich das noch nicht erzählt?« Entschuldigend zog Jazmine die Schultern hoch.

Denise und Michelle antworteten nicht, aber das hatte sie wohl auch nicht erwartet.

»›Wenn du noch mal schwanger wirst, fliegst du raus‹ – das ist der Standardspruch meiner Mutter.« Jazmine

kniff den Mund zusammen. »Aber egal, ich muss nur einen Ort finden, wo ich hinkann, dann bin ich weg.«

Denise nickte zustimmend. Unerträgliche Wohnsituation, das einte sie alle drei.

»Wenn du keine Kinder willst, was willst du dann später? Wovon träumst du?« Michelle kaute immer noch an dem Thema herum.

Jazmines Blick war leer. Träume waren wohl nicht so ihre Sache.

»Sag schon«, bohrte Michelle.

»Okay, also, ich möchte nie wieder was mit dem Sozialamt zu tun haben, und

diese ätzende Svendsen kann meinetwegen komplett von der Bildfläche verschwinden. Und danach will ich meine Ruhe haben. Frei sein halt.«

Sie klatschten sich ab, irgendwie hatten sie sich gefunden.

»Ja, frei sein, das wär cool«, stimmte Michelle zu. »Vielleicht was mit Reality-Shows machen, da kann man richtig absahnen. Und dann tun, was man will.«

Auffordernd schauten sie jetzt Denise an.

»Ach, bin ich dran? Aber ihr habt

doch schon alles gesagt. Kohle beschaffen und die Tante vom Sozialamt entsorgen …«

Denise verstummte, und sie sahen sich an – als hätten sie schlagartig begriffen, dass die Lösung für ihre Probleme eigentlich auf der Hand lag.

10

Freitag, 13. Mai 2016

Carls Gemütszustand als »frustriert« zu bezeichnen wäre eine drastische Beschönigung gewesen. Mehr als eine halbe Stunde wartete er nun schon vergeblich im Gerichtssaal. Okay, wegen all der U-Bahn-Baustellen glichen Kopenhagens Straßen zurzeit Bombenkratern, so war es nun mal, aber

wenn er und die Zeugen es geschafft hatten, trotz aller Umleitungen pünktlich zu sein, dann konnte man das vom Richter doch wohl ebenso erwarten. Das Ganze war eh ein richtiger Scheißfall, und jetzt hatte man ihn schon wieder verschoben. Zu allem Überfluss fiel er nicht mal in Carls Zuständigkeit. Als er die Hilferufe der Frau gehört hatte, war er nur wegen einer Routineuntersuchung in der Gegend gewesen.

Carl sah hinüber zu dem Angeklagten, der auf seinem Platz saß und in den Gerichtssaal gaffte. Drei Monate war es her, da hatte er mit einem

Zimmermannshammer vor Carl gestanden und gedroht, er werde ihm die Hammerspitze in den Schädel rammen, wenn er nicht sofort aus seinem Haus verschwinde. Wie schon so oft hatte Carl sich gewünscht, seine Dienstpistole bei sich zu haben. Aber das hatte er nicht, und so war ihm tatsächlich nichts anderes übrig geblieben, als sich zu trollen.

Als er zwanzig Minuten später mit Verstärkung zurückkam und die Tür eintrat, hatte der Mann seiner philippinischen Freundin bereits den Kiefer zertrümmert und ihr mit einem

Tritt gegen das Brustbein sämtliche Rippen gebrochen. Kein schöner Anblick.

Hätte Carl befolgt, was man ihnen schon damals auf der Polizeischule eingetrichtert hatte, nämlich die Pistole immer im Halfter unter der Jacke zu tragen, dann hätte er die Gewaltorgie verhindern können.

Damit ihm das nicht noch einmal passierte, legte er das Halfter seitdem tatsächlich gewissenhaft an, also jedenfalls meistens. Und jetzt saß dieser Scheißkerl mit seiner Neandertalerfresse da und grinste ihn an, als könnte er

seiner Strafe entkommen, nur weil der Richter zu blöd war, rechtzeitig zu erscheinen. Mindestens vier Jahre, tippte Carl, würde er kriegen, denn es war mit Sicherheit nicht das erste Mal gewesen. Man konnte nur hoffen, dass ihm jemand im Knast mal so richtig eins auf die Fresse gab, damit das Schwein lernte, wie sich so etwas anfühlt.

»Du sollst zu Lars Bjørn raufkommen.« Ein etwas irritierender Ton der Wachhabenden hinter der Schranke, als er ins Präsidium zurückkehrte.

Carl runzelte die Stirn. Was dachten

die sich eigentlich dabei? Seit wann wurde er von Wachhabenden ferngesteuert? Gerade hatte er anderthalb Stunden für nichts und wieder nichts vergeudet, reichte das nicht für einen Tag?

»Ach ja, und Bjørn bat uns, ihm einen Wink zu geben, wenn du auf dem Weg bist. Also bitte links direkt die Treppe hoch, Carl.« Sie lachten.

Carl bog erst mal nach rechts ab.

Unten im Keller stand Gordon auf dem Gang und wedelte mit den langen Armen. »Wir haben ein Problem«, rief

er Carl entgegen, noch bevor er dessen finstere Miene bemerkte. »Na ja, vielleicht ist es besser, wenn Assad das erklärt«, fügte er schnell hinzu.

Carl blieb stehen. »Wenn Assad was erklärt?«

Gordon richtete den Blick zur Decke. »Lars Bjørn hat irgendwas mit unserem Dezernat. Von wegen wir hätten nicht genug Fälle gelöst.«

Carl runzelte die Stirn. Vor nicht einmal vierzehn Tagen hatte er ausgerechnet, dass das Sonderdezernat Q für die letzten beiden Jahre eine Aufklärungsrate von fünfundsechzig

Prozent vorzuweisen hatte, nicht weniger als in den vorangegangenen Jahren. Nüchtern betrachtet war das beträchtlich mehr, als man erwarten konnte, vor allem, wenn man bedachte, dass es sich um Fälle handelte, die die übrigen Kollegen bereits als nicht aufgeklärt ad acta gelegt hatten. Fünfundsechzig Prozent Erfolg. Fünfundsechzig Prozent Täter, die nicht mehr frei herumliefen. Also wovon zum Teufel faselte Bjørn?

»Nimm das und leg es auf meinen Tisch.« Er drückte Gordon das Gerichtsprotokoll in die Hand und machte sich auf den Weg zu den

unendlich vielen Treppenstufen nach oben zu Bjørn.

War wohl mal Zeit für eine kleine Nachschulung im Lesen von Statistiken.

»Ja, Carl, das ist bedauerlicherweise korrekt.« Fast schien es so, als würde es Lars Bjørn wirklich leidtun. Aber auf Krokodilstränen fiel Carl nicht mehr rein, seit ihm in der Oberstufe seine Freundin heulend gebeichtet hatte, sie sei von seinem besten Freund schwanger.

Wie kaum anders zu erwarten brachte Lars Bjørn seine nächsten Sätze dann

auch schon wieder etwas weniger einfühlsam vor. »Der Rechtsausschuss des Folketings hat die Aufklärungsraten in den verschiedenen Gerichtsbezirken analysiert, um die Mittel und die Mannschaftsstärken vor Ort neu verteilen zu können. Dabei hat man besonderes Augenmerk auf die Sonderbewilligungen gelegt. Das Sonderdezernat Q ist dabei offenbar durchgefallen, sodass man bei euch den Rotstift angesetzt hat. Ihr werdet euch von einem Mitarbeiter trennen und nach hier oben umziehen müssen, falls das Dezernat nicht ganz geschlossen wird.

So lautet deren Ansage. Tut mir leid, Carl, aber mir sind die Hände gebunden.«

Carl blickte ihn müde an. »Ich habe keine Ahnung, wovon du redest. Unsere Aufklärungsrate beträgt fünfundsechzig Prozent, und bei einigen Fällen, die wir noch nicht gelöst haben, erwarten wir über kurz oder lang einen Durchbruch. Und diese fünfundsechzig Prozent sind allesamt Fälle, die von anderen Dezernaten aufgegeben wurden und in den Archiven verschimmelt wären, hätten wir uns ihrer nicht angenommen.«

»Hm. Fünfundsechzig Prozent, sagst

du? Und wo steht das? Das geht aus meinen Unterlagen nicht hervor.«

Er schob ein paar sauber geschichtete Papierstapel auf seinem Schreibtisch hin und her.

»Hier!« Er reichte Carl ein Blatt voller Zahlen. »Die Berichte des Sonderdezernats Q, hier steht, was die Verwaltung aus dem von euch Eingereichten geschlossen hat. Aufklärungsrate: fünfzehn Prozent, steht da. Und nicht fünfundsechzig, Carl. Die logische Schlussfolgerung lautet, dass ihr nicht effizient genug seid und den Steuerzahler einen Haufen Geld kostet,

das hier oben besser aufgehoben wäre.«

»Fünfzehn Prozent?« Carl riss die Augen auf. »Wie bitte? Und woher wollen die Idioten in Christiansborg wissen, was wir kosten und was wir tun? Okay, kann sein, dass wir mit ein paar Berichten im Rückstand sind, aber …«

»Mit ein paar Berichten? Fünfzig Prozent Unterschied kommen nicht von ein paar Berichten. Du übertreibst, Carl, wie immer. Aber das nützt dir in der gegenwärtigen Situation nichts.«

Ein plötzliches Gefühl von Bedrohung machte sich in Carls

Bewusstsein breit, und das beunruhigte ihn. Hatte er diese Situation vielleicht doch selbst zu verantworten? Konnte er sich wirklich so geirrt haben?

»Jetzt pass mal auf, Lars. Erstens, diese angebliche Analyse ist für den Arsch. Zweitens wollen wir doch mal festhalten, dass *ihr* euch den Großteil der bewilligten Mittel unter den Nagel reißt, nicht wir. Wenn wir geschlossen werden, dann fällt damit weniger als ein Viertel von dem weg, was wir nach Meinung des Rechtsausschusses kosten und was sie glauben einsparen zu können. So sieht's aus.« Wütend

fuchtelte er mit dem Zettel. »Woher habt ihr diese Zahlen überhaupt, Lars?«

Bjørn hob abwehrend die Hände. »Das fragst du mich, Carl? Ihr selbst habt uns doch die Berichte gegeben!«

»Dann habt ihr sie ganz offensichtlich falsch ausgewertet.«

»Nun, dazu gibt es sicher geteilte Meinungen, wie du dir denken kannst. Aber um hier mal einen Punkt zu setzen, schlage ich vor, dass du dich von Rose Knudsen verabschiedest, dass ich Gordon wieder in meine Gruppe eingliedere und dass ihr beide, Assad und du, nach hier oben umzieht. Dann

wird sich schnell erweisen, ob ihr euch einer ordnungsgemäßen Arbeitsweise anpassen könnt.«

Er lächelte unsinnigerweise, obwohl er hundertprozentig nicht damit rechnen konnte, dass Carl sich seiner Anordnung fügen würde. Worauf also war er aus?

»Noch einmal, Carl, es tut mir leid. Aber der Polizeipräsident persönlich hat die Zahlen dem Rechtsausschuss gemeldet, und insofern fällt das wohl nicht länger in meine Entscheidungskompetenz, nicht wahr?«

Carl sah seinen Vorgesetzten mit gerunzelter Stirn an. Hatte der Mann in

der Staatskanzlei ein Seminar belegt zum Thema: Wie stehle ich mich aus der Verantwortung? Fiel dem nichts Besseres ein, als auf Schmusekurs zu gehen mit den inkompetenten Strippenziehern, die immer nur am Lack kratzten und sich einen Dreck darum scherten, wie es unter dem Lack aussah?

»Aber wenn du mit der Entscheidung nicht leben kannst, Carl, dann beschwer dich doch an höherer Stelle«, schloss Bjørn.

Carl knallte die Tür hinter sich zu, dass die Etage bebte und Frau Sørensen nicht nur der Mund offen stehenblieb,

sondern auch der Papierstapel aus der Hand fiel, den sie gerade vom Tresen genommen hatte, während Lis den Schredder fütterte.

»Ihr zwei«, rief Carl den Damen zu, »habt ihr etwa unsere Aufklärungsrate falsch weitergeleitet? Wenn ja, dann habt ihr das Sonderdezernat auf dem Gewissen, wisst ihr das?«

Verständnislos schüttelten beide den Kopf, worauf er ihnen Bjørns Memo vor die Nase knallte. »Habt ihr das geschrieben oder nicht?«

Lis lehnte ihre hübsche Brustpartie über den Tresen. »Ja, hab ich«, gab sie

ohne Weiteres zu.

»Aber das ist doch falsch!«

Sie ging zu ihrem Schreibtisch, bückte sich und zog eine Akte aus dem Hängeregister.

Carl mühte sich redlich, seinen Blick im Zaum zu halten. Seit sie mit sechsundvierzig ihr letztes Kind bekommen hatte, hatte sie etwas zugelegt. Das schmälerte nicht den Gesamteindruck, ganz und gar nicht, aber wenn sie es schaffte, das eine oder andere Fettpölsterchen vom Stillen abzuschmelzen, wäre das sicher nicht von Nachteil. Er atmete schwer. Sobald

er auf den Kanal mit den heißen nächtlichen Träumen einschwenkte, war sie für ihn immer die erste Wahl gewesen. Und jetzt ritt sie ihn mit dieser blöden Aufklärungsrate rein!

»Nein«, sagte sie und fuhr mit dem Finger die Zahlenreihe entlang. »Ich hab's zwar auch nicht ganz verstanden, aber schau, es stimmt: Ich hab alle gelösten Fälle aufgeführt, die ihr eingereicht habt.«

Sie deutete auf die Zahl in der untersten Reihe. Keine Zahl, die Carl irgendetwas sagte.

»Ich hab's sogar noch ein bisschen

geschönt, Carl!« Da war es wieder, dieses unwiderstehliche Lächeln mit den schiefen Schneidezähnen. Aber was nützte ihm das!

In dem Moment hörte Carl Schritte hinter sich und fuhr herum. Der Polizeipräsident höchstpersönlich in vollem Ornat war auf dem Weg in Lars Bjørns Büro.

Er bedachte Carl mit einem äußerst sparsamen Nicken. Der Rationalisierungsexperte des Polizeipräsidiums war offenbar unterwegs auf einer seiner seltenen Runden.

»Wo ist Rose?«, war das Erste, was Carl von der Treppe aus in den Keller hinunterrief.

Das Echo rollte noch durch den nackten Flur, da steckte Assad schon den Kopf aus seinem Besenschrankbüro.

»Nicht da, Carl. Sie ist gegangen.«

»Gegangen? Wann?«

»Gleich, nachdem du zum Gericht musstest. Das ist mindestens zwei Stunden her, also rechne mal lieber nicht damit, dass sie heute noch zurückkommt.«

»Kannst du dir vorstellen, dass Rose,

abgesehen von der Habersaat-Geschichte, noch andere Berichte über abgeschlossene Fälle nicht abgeliefert hat?«

»Welche Fälle? Wann?«

»Unser Freund oben im Zweiten behauptet, dass Rose während der letzten zwei Jahre nur etwa ein Fünftel der Abschlussberichte bei der Mordkommission abgeliefert hat.«

Assads Augenbrauen schlugen Purzelbäume. Offensichtlich hatte er keine Ahnung.

»Verdammt, Assad, ist die verrückter, als wir dachten?« Carl stampfte zu

seinem Schreibtisch, gab Roses Festnetznummer ein und ließ es klingeln, bis der Anrufbeantworter ansprang. Die Nachricht hatte er noch nie gehört. Er kannte nur ihre total sprudelnden, fast schon hysterischen Ansagen, aber jetzt war die Stimme heiser und nahezu tonlos.

»Rose Knudsen hier. Wenn Sie etwas von mir wollen, haben Sie Pech. Sprechen Sie Ihre Nachricht, aber rechnen Sie nicht damit, dass ich sie abhöre, denn so bin ich.« Und dann kam der Piepton.

»Rose, Mensch, Rose, jetzt geh doch

endlich ran, es ist wichtig«, sagte Carl trotzdem. Gut möglich, dass sie schmollend am anderen Ende saß. Vielleicht grinste sie sich aber auch eins. Das würde ihr allerdings schnell vergehen. Denn falls tatsächlich sie es gewesen war, die mit den Berichten geschlampt hatte, dann hatte sie ihre Stelle im Sonderdezernat Q sozusagen selbst wegrationalisiert.

»Wie sieht's aus, Gordon, hast du Roses Aufzeichnungen gefunden?«

Der nickte und beugte sich über Carls Computer. »Ich habe sie dir geschickt,

damit du dir selbst ein Bild machen kannst.«

Carl öffnete das Dokument und scrollte durch die Seiten. Mit zusammengepressten Lippen überflog er, mit welchen Fällen sich das Sonderdezernat Q beschäftigt hatte, wann es sie angenommen und wann es sie mit welchem Ergebnis abgeschlossen hatte. Aktenzeichen, Daten, Uhrzeiten, Beteiligte, Adressen, alles war haarklein dargelegt. Grüne Spalte für die gelösten Fälle, blaue für die in Arbeit befindlichen, lila für die abgelegten und rote für die abgeschlossenen. Und dazu

schließlich das Datum, wann der Bericht an die Administration weitergeschickt worden war. Insgesamt ein ziemlich grüner Gesamteindruck. Und bis auf den Fall Habersaat waren sämtliche Berichte mit einem Häkchen versehen. Alles genau nach Vorschrift.

»Ich weiß nicht, worauf das hier hinausläuft, Carl, aber Rose jedenfalls hat ihren Job gemacht«, sagte Gordon. So sprach ein treuer Knappe.

»Wie hat sie die Berichte denn abgeliefert?« Assad stand mit einer Tasse Tee in der Tür.

Gordon drehte sich zu ihm um.

»Übers Intranet, als Anhang.«

Assad nickte. »Und an welche Adresse? Hast du das auch gecheckt?«

Gordon faltete seinen Teleskopkorpus zusammen und stelzte brummelnd zurück in Roses Büro. Das hatte er also nicht.

Carl spitzte die Ohren. Harte Ledersohlen auf Betonboden, das hörte man hier unten selten. Polizisten gingen eher auf Gummisohlen, es sei denn, sie hatten sich in den Dunstkreis des Polizeipräsidenten hochgeschleimt. Es war ein unheilverkündendes Geräusch – wie in einem schlechten Hollywood-Kriegsfilm, wenn sich ein Nazi-Offizier

nähert. Für die Rolle kam bei ihnen eigentlich nur die Sørensen infrage.

»Pfui, stinkt das hier«, war das Erste, was sie anmerkte, als sie im Türrahmen erschien. Die Schweißperlen auf ihrer Oberlippe erinnerten Carl an den Witz, den man sich über sie erzählte. Dass sie nämlich wegen ihrer Hitzewallungen unter dem Tresen eine Wanne mit kaltem Wasser hatte, in die sie ihre Füße stellte. Um Frau Sørensens Gebaren rankten sich jede Menge gute Geschichten.

»Kommen Sie bloß nicht auf die Idee, diesen nahöstlichen Mief mit zu uns nach oben zu schleppen«, fügte sie hinzu und

legte ihnen eine Klarsichthülle mit Papieren hin. »Hier ist die ausführliche Statistik über Ihre Abteilung. In den letzten sechs Monaten haben wir von hier unten keinen einzigen Bericht bekommen. Daraus hat man gefolgert, dass Sie in diesem Zeitraum auch keinen bedeutenden Fall gelöst haben. Aber jetzt haben Lis und ich doch angefangen, uns etwas zu wundern, denn wir verfolgen ja Gott sei Dank schon ein bisschen, was sich hier im Präsidium tut. Und natürlich haben wir mitgekriegt, dass das Sonderdezernat Q in den letzten Monaten etliche Male für nette

Schlagzeilen gesorgt hat. Kurzum: Etwas stimmt da nicht, das muss ich zugeben.«

Sie versuchte sich an einem kleinen Lächeln, aber es fehlte ihr wohl an Training.

»Hier, ich hab's, Carl!«, platzte Gordon herein. Er legte die Ausdrucke auf den Tisch. »Rose hat ihre Mails an Lis beziehungsweise Catarina Sørensen geschickt.« Er nickte Frau Sørensen zu. »Anfangs nur an Lis, und seit Lis' Mutterschutz dann an Catarina.«

Die schwitzende Catarina Sørensen beugte sich über die Ausdrucke. »Jawohl«, sagte sie und nickte. »Das

stimmt, das ist sozusagen an mich gerichtet. Da gibt es nur ein Problem. Die Mailadresse ist seit mehr als zwanzig Monaten nicht mehr aktiv. Ich bin zwischenzeitlich geschieden worden und habe meinen alten Namen wieder angenommen. Die Initialen sind nicht mehr CS, sondern CUS.«

Carl griff sich an den Kopf. Warum zum Teufel wurden in diesem Laden Mails nicht automatisch von einer alten an eine neue Adresse weitergeleitet? War das Sabotage, Blödheit oder die übliche Schlamperei?

»Wofür steht CUS?«, wollte Gordon

wissen.

»Catarina Underberg Sørensen.« Ein gewisses Pathos konnte sie nicht unterdrücken.

»Und warum immer noch Sørensen, wenn Sie doch wieder Ihren Mädchennamen angenommen haben?«

»Weil, kleiner Gordon, Underberg Sørensen mein Mädchenname ist.«

»Oh. Dann haben Sie also einen Sørensen geheiratet und hießen weiterhin so, nur ohne Mittelnamen?«

»Ja, das wollte mein Mann so. Das andere war ihm zu fein.« Sie zögerte. »Oder doch eher, weil er Alkoholiker

war und Spott vermeiden wollte.«

Gordons Stirnrunzeln verriet, dass er die letzte Bemerkung nicht kapiert hatte.

»Underberg ist ein deutscher Magenbitter«, erklärte die Sørensen spitz. Als würde diese Information einem Mann weiterhelfen, der schon angeschickert war, wenn er nur Aftershave einatmete.

Carl lehnte sich zurück und sah sich um. Gerade hatte er eine Art Rechenschaftsbericht verfasst, der den Polizeipräsidenten an die Wand spielen und ihm selbst einen Feind fürs Leben

bescheren würde. Dieses unscheinbare Kellerbüro sollte seine Wirkungsstätte bleiben, bis sie ihn hinaustrugen. Hier gab es alles, was er brauchte. Einen Aschenbecher, einen Flachbildschirm mit sämtlichen Kanälen und einen Schreibtisch mit Schubladen, um die Beine hochzulegen. Wo sonst im Präsidium fand man all diese Annehmlichkeiten an einem Ort versammelt?

Carl malte sich aus, wie der Polizeipräsident vor den Rechtsausschuss zitiert wurde und sich erklären musste. Er gluckste noch, als

das Telefon klingelte.

»Ist da Carl?«

Er meinte, die tonlose Stimme kennen zu müssen, wusste aber nicht, woher.

»Hier ist Marcus, Marcus Jacobsen«, sagte die Stimme, als die Pause zu lang wurde.

Unwillkürlich musste Carl lächeln. Marcus Jacobsen höchstpersönlich war an der Strippe, sein alter Chef bei der Mordkommission! Marcus galt ihm als leibhaftiges Beispiel für eine seriöse, integere Führungspersönlichkeit, die immer bis in die Fingerspitzen gewusst hatte, was zu tun war. Ein Fossil aus der

Zeit, als Dänemark solche Persönlichkeiten noch hatte.

»Ja, Carl, ich weiß, meine Stimme ist etwas rau. Seit dem letzten Mal sind ein paar Zigaretten hinzugekommen. Aber ich bin's.«

Es lag wohl drei bis vier Jahre zurück, seit sie zuletzt miteinander gesprochen hatten. Und sofort rührte sich Carls schlechtes Gewissen, schließlich wusste er, was für harte Zeiten Marcus hatte durchstehen müssen. Nur dass er peinlicherweise keine Ahnung hatte, wie es ausgegangen war.

Fünf Minuten später hatte Marcus die

Tragödie in vollem Umfang vor ihm ausgebreitet. Marcus war inzwischen verwitwet und fürs Leben gezeichnet.

»Das tut mir unglaublich leid, Marcus.« Carl grub in seinem Gehirn, das sich normalerweise nicht mit so etwas beschäftigte, nach Worten des Trostes.

»Danke, Carl. Aber das ist nicht der Grund meines Anrufs. Ich glaube, dass wir beide uns gerade ganz gut brauchen können. Ich bin nämlich über einen Fall gestolpert, über den wir meiner Meinung nach mal reden sollten. Nicht, weil ich ihn dir unbedingt anhängen will, das

werden sich die im zweiten Stock schon verbitten, sondern weil er mich an einen anderen Fall erinnert, der seit Jahren an mir nagt. Und bei der Gelegenheit ist mir mal wieder eingefallen, dass es im Präsidium zum Glück noch jemanden gibt, der ein Auge auf Fälle hat, die sonst einfach in der Ecke vermodern würden. Und wie dankbar ich dafür bin.«

Sie hatten das Café Gammel Torvs als Treffpunkt gewählt, weil es dort seit Urzeiten einen Mittagstisch gab.

Als Carl zum verabredeten Zeitpunkt

eintraf, saß Marcus schon am angestammten Tisch. Er war nicht nur gealtert, sondern sah auch deutlich mitgenommen aus, was nach den schweren Jahren kein Wunder war.

Er war jetzt allein, und Carl wusste aus eigenem Erleben, was Einsamkeit und das Gefühl, verlassen worden zu sein, mit einem Mann machen konnten.

Natürlich ohne dass sich ihre Erfahrungen vergleichen ließen.

Marcus nahm seine Hand, als wären sie alte Freunde gewesen und nicht Kollegen auf unterschiedlichen Gehaltsstufen. Vielleicht aus Höflichkeit,

vielleicht weil er gern sanft in die Realität des Präsidiums hinübergleiten wollte, fragte er Carl, wie es mit dem Sonderdezernat Q lief.

Die Frage war Öl ins Feuer. Carl überschüttete ihr Smørrebrød sogleich mit den neuesten Frustrationen.

Marcus Jacobsen nickte. Niemand wusste besser als er, dass die Konstellation Lars Bjørn und Carl Mørck hochexplosiv war.

»Aber Bjørn ist schon okay, Carl. Ich kann mir kaum vorstellen, dass er sich so eine Nummer ausdenkt. Auch wenn es eigentlich Usus ist, dass stillgelegte

Mailadressen zu den neuen umgeleitet werden, da hast du natürlich recht. Ist es denkbar, dass der Polizeipräsident dahintersteckt?«

Das wiederum konnte sich Carl kaum vorstellen. Was in aller Welt sollte der Polizeipräsident davon haben?

»Tja, was verstehe ich noch davon, ich bin lange raus. Aber wenn ich du wäre, würde ich das trotzdem checken.« Er nickte dem Kellner zu, er könne gern noch einen Schnaps einschenken, dann kippte er das Glas in einem Zug runter und räusperte sich. »Was weißt du über den Mord an Rigmor Zimmermann?«

Carl folgte Marcus' Beispiel und leerte sein Glas ebenfalls auf ex. Brrr, das Zeug schnürte einem den oberen und unteren Teil des Verdauungsapparats gleichzeitig zu.

»Ich trink noch einen auf meine Schwiegermutter«, sagte er hustend zum Kellner und wischte sich die Tränen aus den Augen. »Was ich weiß? Ehrlich gesagt, nicht viel. Im Moment ermitteln ja die im zweiten Stock an dem Fall, das ist also außerhalb meines Reviers. Es geht doch um die Frau, die in Kongens Have umgebracht wurde, oder? Vor drei Wochen?«

»Hm, knapp. Ganz genau am 26. April, einem Dienstag, etwa Viertel nach acht abends.«

»Soweit ich mich erinnere, war sie Mitte sechzig, und es war Raubmord. Fehlten in ihrem Portemonnaie nicht einige Tausend Kronen?«

»Ja, zehntausend, der Tochter zufolge.«

»Die Mordwaffe wurde nicht gefunden, aber es war ein stumpfer Gegenstand. Mehr weiß ich im Grunde nicht. Ich hatte mit meinen eigenen Fällen zu tun. Aber ich ahne, woran du denkst, Marcus. Fast hätte ich Gänsehaut

bekommen, als du anriefst. Denn nur wenige Stunden vorher hatte ich Besuch von einem gewissen Mogens Iversen. Du erinnerst dich sicher: der Mann, der schon alle möglichen Verbrechen gestanden hat?«

Es dauerte nur den Bruchteil einer Sekunde, dann nickte Jacobsen. Niemand im Präsidium, bis auf Hardy vielleicht, konnte sich mit seinem Gedächtnis messen: Es gab kaum etwas, das dort nicht kleben blieb.

»Und ob du's glaubst oder nicht: Iversen hat den Mord an dieser Aushilfslehrerin, Stephanie Gundersen,

gestanden. Ich verwette meinen Arsch, dass ihm die Idee kam, als er von dem Überfall auf Rigmor Zimmermann las. Denn ich wüsste nicht, dass die Presse die beiden Morde miteinander in Verbindung gebracht hätte. Ich hab den Idioten natürlich sofort rausgeschmissen.«

»Die Presse, sagst du? Nein, meines Wissens hat niemand dort die beiden Fälle miteinander verglichen. Aber wir haben damals auch nicht viele Infos zu dem Gundersen-Mord rausgegeben.«

»Okay. Du und ich, wir wissen, dass es zwischen den beiden Fällen eine

Reihe von Übereinstimmungen gibt. Aber auch der Fall Stephanie Gundersen ist mir noch nicht übergeben worden, Marcus. Ich habe nur sehr wenige Unterlagen dazu, die eigentliche Akte liegt oben bei Bjørn.«

»Wohnt Hardy noch bei dir zu Hause?«

Carl lächelte über den Themenwechsel. »Ja, den werde ich erst an dem Tag los, an dem er eine Frau findet, die auf Rollstühle abfährt und darauf, Spucke und Schnodder wegzuwischen.« Noch im selben Augenblick bereute er den Witz, das war

einfach nicht fair. »Nein, Spaß beiseite, es hat sich nichts verändert. Hardy wohnt noch bei mir, und das funktioniert hervorragend. Er ist inzwischen übrigens ziemlich mobil. Was er mit den beiden Fingern bewirken kann, in denen er etwas Gefühl hat, grenzt fast an ein Wunder. Aber warum fragst du?«

»Damals kam Hardy mit ein paar Informationen über Stephanie Gundersen und diese Privatschule zu mir. Hardy hatte sie anscheinend in einem früheren Kontext schon mal getroffen.«

»Äh, kann nicht sein. Er hat jedenfalls nicht in dem Fall ermittelt,

denn 2004 war er zusammen mit mir und …«

»Hardy hat sich nie gescheut, einem Kollegen auszuhelfen. Ein guter Mann. Wirklich traurig, dass es ihm so ergehen musste.«

Carl lächelte und neigte den Kopf. »Ich glaube, Marcus, ich hab's begriffen. Du bist durchschaut.«

Marcus stand auf, auch er lächelnd. »Wirklich! Na, das freut mich aufrichtig, Vizepolizeikommissar Mørck«, sagte er und schob Carl zwei Zettel mit Notizen hinüber. »Und schöne Pfingsten auch.«

11

Mittwoch, 11. Mai, bis Freitag,
13. Mai 2016

Niemand in Annelis Umgebung ahnte, dass die Anne-Line Svendsen, die man zu kennen glaubte, in Wirklichkeit schon nicht mehr existierte.

Die Krebsdiagnose hatte ihr von einer Sekunde zur anderen den Boden unter den Füßen weggezogen. Zuerst

wechselten sich tiefe Verzweiflung und Hoffnung ab, Phasen der Zuversicht folgten auf das Gefühl, alles im Leben falsch gemacht zu haben. Doch nach und nach schoben sich Gedanken in ihr Hirn, von denen sie nie für möglich gehalten hätte, dass sie so etwas Dunkles überhaupt denken konnte. In diesen Momenten hatte die gewissenhafte Staatsbürgerin, zu deren Idealen Gemeinsinn und Verantwortungsbewusstsein immer gehört hatten, ihre niedersten Instinkte kennengelernt. Plötzlich hatte sich etwas in ihr festgesetzt, das ihr zwar höchst

fremd erschien, das ihrer verbleibenden Lebenszeit aber womöglich noch einen Sinn verleihen konnte … Denn völlig überraschend hatte sich ihre Todesangst in den Tagen nach der Diagnose in eine lodernde Wut verwandelt. Eine Wut, die anfangs noch dumpf und diffus war, dann aber sehr schnell ein Ziel gefunden hatte: jene jungen Frauen, die die Gesellschaft so schamlos ausnahmen, sie alle nach Strich und Faden verarschten und Anneli kostbare Zeit und Energie raubten. Aus dieser Wut erwuchs ein Mantra, das sich noch in den hintersten Bereichen ihres Hirns festsetzte. Dieses Mantra war

geeignet, ihre Wut wohltuend zu lenken und sie lustvoll anzufachen. Das Mantra hieß: Warum soll dieser Abschaum leben dürfen, wenn ich sterben muss?

Als Anneli sich auf den Weg zum Krankenhaus machte, um, wie sie ziemlich pathetisch dachte, ihr Urteil entgegenzunehmen, musste sie lächeln: Sie hatte einen Entschluss gefasst …

Die Besprechung mit der Ärztin erschien ihr endlos. Anneli konnte sich kaum auf die vielen unwirklichen und doch so konkreten Wörter konzentrieren. Wie im Nebel nahm sie Begriffe wie Wächterlymphknoten, Szintigraphie,

Elektrokardiogramm und Chemotherapie auf. Dabei wartete sie doch eigentlich nur auf das finale Urteil.

»Ihr Knoten ist östrogenrezeptornegativ, das heißt, eine Antihormontherapie kommt leider nicht infrage«, sagte die Ärztin und erklärte weiter, es sei ein Grad-3-Tumor, die Malignität sei also sehr hoch, aber der Knoten sei klein, weil er so frühzeitig entdeckt worden war, und alles in allem könne er noch gut durch eine Operation entfernt werden.

Was für ein langer Satz. Und dieses »alles in allem«, klang auch nicht gerade

vielversprechend.

Am Mittwochmorgen, dem Tag der Operation, war alles blitzschnell gegangen. Um acht Uhr hatte sie sich krankgemeldet, wegen Grippe. Die Narkose war um neun, dann die OP, und am Spätnachmittag war sie wieder zu Hause.

Die pathologischen Befunde kamen ausgerechnet am Freitag, dem dreizehnten, zwei Tage nach der Operation.

Mit klopfendem Herzen saß sie bei der Ärztin. Wenn sie es richtig verstanden hatte, gab es in den

Wächterlymphknoten keinen Hinweis auf Krebs. »Alles deutet darauf, dass Sie großes Glück gehabt haben, Frau Svendsen«, sagte die Ärztin und erlaubte sich ein Lächeln. »Wir haben brusterhaltend operiert, und wenn Sie unsere Anweisungen befolgen, sind die Aussichten auf eine schnelle Heilung ganz gut. Jetzt werden wir mal Ihre Therapie besprechen.«

»Nein, ich bin immer noch sehr wackelig auf den Beinen, dieser Virus ist echt hartnäckig. Klar, wenn Sie möchten, komme ich natürlich ins Büro,

aber ich kann nicht ausschließen, dass ich nicht noch ansteckend bin. Vielleicht sollte ich doch besser bis nächste Woche warten und mich komplett auskurieren?«

Die Antwort der Abteilungsleiterin kam zögernd. Nein, das Risiko, dass sie andere ansteckte, wollten sie natürlich nicht eingehen, sie solle besser erst richtig gesund werden. Man würde sich natürlich freuen, wenn sie dann nach Pfingsten wiederkäme.

Anneli legte auf und musste unwillkürlich lächeln. Der Tod hatte ihr die Hand auf die Schulter gelegt – und sie hatte sie abgeschüttelt! Okay, sie

würde Bestrahlungen bekommen, ihre Haut würde austrocknen und sie wäre von einer Dauermüdigkeit geplagt. Aber das war alles so wie es aussah.

Entgegen dem ärztlichen Rat leerte sie am Abend fast eine ganze Flasche Cognac. Diese Flasche stammte noch von einem Gast, der sie zu ihrer Party mitgebracht hatte. Es war die einzige Party, die sie je in ihrem Leben gegeben hatte.

In dem Rausch, den ihr die vergorenen Trauben in der angestaubten Flasche bescherten, gewann sie auch ihre Empörung zurück, jene Wut, die die

gefühlte Todesnähe in ihr entfacht hatte. Vom heutigen Tag an, das schwor sie sich, war Schluss mit der ewigen Opferrolle! Sie würde zu den anstehenden Behandlungen gehen, ohne es bei der Arbeit auszubreiten. Und falls sie morgens nach den Bestrahlungsterminen zu spät kam und jemand nachfragte, dann wäre sie eben beim Psychologen gewesen, in Stresstherapie. Das würde ja wohl jeder Chef nachvollziehen können.

Reichlich betrunken hielt sie das halb leere Glas in den Lichtkegel der Hängelampe.

Nein, von jetzt an würde sie zuallererst an sich denken. Schluss mit dem ewigen Unterordnen, Schluss mit den Nettigkeiten und Rücksichtnahmen. Von jetzt an würde sie ihr Leben leben.

In ihrem Rausch sah sie sie alle vor sich: all die Schmarotzerfräulein, die tagein, tagaus durch ihr Büro defilierten, von idiotischen Eltern zur Lebensuntauglichkeit verzogen. Ja, verdammt, sie würde dafür sorgen, dass diese Brut ihr keine Lebensenergie mehr raubte.

Schon allein bei dem Gedanken schüttelte sie sich vor Lachen und legte

sich aufs Sofa. Und sie hörte erst auf zu lachen, als die Operationsnarbe zu pochen begann. Da schluckte sie noch zwei Schmerztabletten und wickelte sich in ihre alte Steppdecke.

Morgen würde sie sich in aller Ruhe überlegen, wie sie ihre Hassobjekte am unauffälligsten verschwinden lassen könnte. Zuerst die, die sie kannte. Danach würde sie ihr Projekt auf den Großraum Kopenhagen ausdehnen.

Vor ihr lagen fünfzig ausgedruckte Seiten Google-Recherche über die einfachsten und sichersten Methoden des Kfz-

Diebstahls. Eine Fülle höchst interessanter Informationen. Vieles war absolut einleuchtend, wenn man sich erst einmal mit den Abläufen und Grundregeln des Autoklaus vertraut gemacht hatte. Schon bald hätte sie im Schlaf herbeten können, was man brauchte, um sich Zugang zu einem verschlossenen Wagen zu verschaffen und ihn kurzzuschließen.

Dabei blickte sie auf keinerlei kriminelle Karriere zurück – wenn man mal davon absah, dass sie beim Einkaufen die Kassiererinnen nicht explizit darauf hinwies, wenn diese ihr

zu viel Wechselgeld zurückgaben. Scheiß drauf, dachte sie dann, als Angestellte im öffentlichen Dienst konnte sie nun wirklich keine großen Sprünge machen. Aber Autos klauen, um sie als Tatwaffen zu benutzen, das war ein anderes Kaliber. Es kribbelte ihr förmlich in den Fingerspitzen bei dem Gedanken.

Auf die Idee hatte sie ein Mordfall gebracht, der mal groß in den Medien gewesen war. Auf Bornholm war ein Mädchen mit einer solchen Wucht angefahren worden, dass es durch den Aufprall ein paar Meter hoch in einen

Baum geschleudert worden war. Das Verbrechen hatte man erst zwanzig Jahre später und auch nur durch Zufall aufgeklärt. Und das auf einer so dünn besiedelten Insel, wo jeder jeden kannte! Wenn man dieselbe Tötungsart nun in einer Millionenstadt wie Kopenhagen anwandte, dann sollte man doch meinen, dass das Risiko, erwischt zu werden, noch mal um einiges geringer war. Vorausgesetzt natürlich, man bereitete sich gründlich vor. Und das tat sie. Deshalb beschäftigte sie sich ja so intensiv mit dem Thema Kfz-Diebstahl. Denn es war natürlich völlig

ausgeschlossen, dass sie ihr eigenes Auto benutzte.

Als Erstes galt es herausfinden, ob der Wagen, den man aufbrechen wollte, alarmgesichert war. Das tat man, indem man im Vorbeigehen kräftig gegen die Karosserie stieß. Heulte die Sirene los, versuchte man sein Glück in der Nachbarstraße. Und erst wenn man eine alte Mühle gefunden hatte, die nicht reagierte, konnte man sich dem nächsten Punkt widmen: War man unbeobachtet? Gab es in der Umgebung Überwachungskameras? Standen

Anwohner am Fenster, wie sah's mit Passanten oder Radlern aus?

War die Luft rein, galt es abzuschätzen, ob sich das ausgespähte Modell überhaupt eignete. Anneli hatte ja nicht vor, das Auto einem Händler in Lodz zu verkaufen oder die Airbags und GPS-Ausrüstung auszuschlachten. Deshalb musste es nicht unbedingt ein teurer Schlitten sein. Für ihre Zwecke benötigte sie einfach ein robustes Modell, das auch nach dem Vollzug noch so fahrtüchtig war, dass man es in sicherer Entfernung abstellen konnte.

Das Wichtigste war jedoch, dass das

Auto leicht zu stehlen war: ein älteres Modell, bei dem sich das Lenkradschloss noch knacken ließ und man die Zündung mit dem Schraubenzieher überlisten konnte. Keinesfalls durfte es ein Modell mit Wegfahrsperre sein – was man immerhin mit dem Smartphone überprüfen konnte. Und dann gab es noch so banale Dinge zu beachten wie: Hatte einer der Reifen womöglich einen Platten? Befand sich irgendetwas im Auto, das Probleme bereiten konnte: ein Maxi-Cosi mit einem Baby zum Beispiel? Oder: Ließ sich das Auto schnell aus der Parklücke

manövrieren?

Routinierte Autoknacker spulten all diese Punkte wahrscheinlich völlig intuitiv ab. Anneli dagegen, als nicht mehr ganz junge Quereinsteigerin, hatte sie zu einer Art geistigen Checkliste zusammengefasst.

Wieder und wieder ging sie den Ablauf durch. Was tun, wenn man erwischt wurde? Welche Geschichte tischte man auf?

Anneli legte sich ein paar Alternativen zurecht und übte. »Du liebe Güte, ist das gar nicht mein Auto? Ich hab mich schon gewundert, warum der

Schlüssel nicht passt. Oh Gott, wo hab ich denn dann meinen Wagen abgestellt?« Wer würde bei diesen Worten nicht meinen, einer total gestressten, vom Alltag überforderten Frau gegenüberzustehen?

An diesem Samstag vergaß Anneli ihre Schmerzen. Sie fraß Tabletten, leerte das Barfach und las sich durch die Fachartikel, bis sie nichts mehr aufnehmen konnte. Seit Jahren hatte sie sich nicht mehr so vital und tatkräftig gefühlt. Ganz verkehrt konnte ihr Vorhaben also wohl nicht sein.

Am nächsten Tag unternahm sie ihren

ersten Versuch.

Über Google Street View hatte sie sich einen großen Parkplatz in Herlev ausgeguckt. Dort, so hoffte sie, würden nicht ganz so exklusive, gut gesicherte Wagen stehen wie in Holte oder Hørsholm.

Während der S-Bahn-Fahrt kribbelte es Anneli im Magen, sie fühlte sich wie neugeboren. Die anderen Fahrgäste kamen ihr grau und abgestumpft vor. Sie ärgerte sich nicht wie sonst über junge Leute, die sich küssten oder herumalberten. Und Frauen ihren Alters taten ihr fast leid, weil sie irgendwann

wieder zu Familie und Haushalt zurückmussten.

Verstohlen klopfte sie auf die Tasche, in der sie den Schraubenzieher, das Spreizkissen-Set, das kleine Brecheisen, den Glashammer und die teure dünne Nylonschnur aus dem Baumarkt verstaut hatte.

Sie sah sich um. Es war ein stiller Sonntagmorgen nach dem Melodi-Grand-Prix. Anscheinend beeinträchtigte es hier im Vorort die Stimmung nicht, dass Dänemark hochkant rausgeflogen war.

Für heute wollte sie es dabei belassen, ein Auto zu öffnen und sich hineinzusetzen. Wegfahren wollte sie damit noch nicht. Sie hatte es nicht eilig, sie ganz allein bestimmte das Tempo. Und an erster Stelle stand die Sicherheit. Im Laufe der Woche würde sie dann das Kurzschließen üben und vielleicht sogar eine kleine Strecke fahren.

Sie entdeckte einen Suzuki Alto mit rostigen Stellen unter den Türen. Bis auf ein paar Leute, die unterwegs waren, um Brötchen zu holen, war ringsum alles ruhig.

Das graue Vehikel stand zwischen

zwei BMWs älterer Bauart, die man durch nichts hätte aufwerten können, weder durch breite Stahlfelgen noch durch protzige Stereoanlagen. Hier konnte sie in aller Ruhe gegen den Suzuki treten.

Er schaukelte nur still auf seinen Reifen. Also keine Alarmanlage.

Jetzt gab es drei Möglichkeiten. Entweder man nahm den Draht, steckte ihn oben durch den Fensterschlitz an der Beifahrertür und führte ihn hinunter zum Türknopf. Oder man hob den Kofferraumdeckel mit dem Spreizkissen an, legte die Rücksitze um und kroch ins

Wageninnere – mit Abstand die mühseligste Variante. Oder man schlug die Scheibe ein, deutlich einfacher.

Beim ersten Versuch war es Anneli am ehesten nach dieser Methode: ein kurzer, kräftiger Schlag gegen die untere Ecke der Scheibe. Nur nicht zu kräftig, damit man sich nicht die Hand verletzte.

Nach dem dritten erfolglosen Schlag, erst mit der stumpfen, dann mit der spitzen Hammerseite, vermutete sie spezielles Verbundglas.

Da zog sie, eher aus Ratlosigkeit, am Türgriff – und die Tür ging einfach auf.

Nachdem sie zwei Stunden lang alle drei Methoden an älteren Automodellen ausprobiert hatte, musste sie sich eingestehen, dass es ihr an Fingerfertigkeit fehlte. Das mit dem Draht und dem Spreizkissen klappte bei ihr einfach nicht. Der Draht verbog sich, die Schlaufe, die sich um den Türknopf legen sollte, rutschte jedes Mal weg, und das Spreizkissen bekam gleich beim ersten Versuch ein Loch. Nein, ihr würde nichts anderes übrig bleiben, als die Scheibe einzuschlagen. Das war eine sichere Nummer, man musste nur die Hand schützen, die Glassplitter aus dem

Rahmen zupfen und die Scherben vom Beifahrersitz in den Fußraum wischen. Bei diesem milden Wetter würde sich niemand über ein offenes Wagenfenster wundern.

Allerdings hatte sie festgestellt, dass sich ihr Werkzeug und besonders der Hammer dafür nicht sonderlich eigneten. Deshalb würde sie sich dieses spitze Carbondingens besorgen, zu dem man im Internet riet. Und dann die Zündung. Einmal hatte sie versucht, den Schraubenzieher ins Zündschloss zu stochern und zu drehen, aber es hatte nicht funktioniert, nur ziemlich

bedenklich geklungen.

Sie bräuchte auf jeden Fall einen kleineren, spitzeren Schraubenzieher – und definitiv mehr Übung.

Erst am Ende der Woche fühlte sich Anneli einigermaßen fit. Jeden Tag nach der Arbeit hatte sie in verschiedenen Stadtteilen Autos geknackt, und am Freitag konnte sie sie endlich souverän starten.

Dabei hatte sie festgestellt, dass das Fahren in einem Wagen, den man nicht selbst bezahlt hatte, einen ungeahnten Nervenkitzel auslöste. Es war, als ob

eine wesentlich jüngere Ausgabe von Anne-Line Svendsen hinterm Steuer saß, mit geschärften Sinnen, hellwachem Geist und geschmeidigem, gut durchblutetem Körper.

Sie fühlte sich wie ein völlig neuer Mensch – wie ein Mensch, der sein Potenzial noch nicht ansatzweise entfaltet hatte.

Auf ihrem Küchentisch lag eine Liste mit den Namen junger Frauen, mit denen sie in den letzten Jahren beruflich zu tun gehabt hatte.

Frauen, von denen Anneli wusste, dass sie ihre eigenen Bedürfnisse

gnadenlos über alles andere stellten. Die davon ausgingen, dass ihre Umwelt nur für sie da war – emotional wie materiell. Frauen, die Anneli aus tiefstem Herzen verachtete.

Es war gar nicht so einfach gewesen, die Kontaktdaten von den drei Sozialämtern zu erhalten, für die sie in den letzten Jahren gearbeitet hatte. Anneli hatte sich ein paar administrative Gründe ausgedacht, und am Ende hatte sie fünfzig Namen zusammen. Das sollte fürs Erste reichen.

Bis zur Mitte der Woche hatte sie eine Prioritätenliste erstellt. Als Erstes

kämen die an die Reihe, die ihr am meisten auf die Nerven gegangen waren. Da kam aus den drei Sozialämtern eine ziemlich bunte Mischung zusammen – was durchaus von Vorteil war: So würde man nicht ohne Weiteres ein Muster hinter den bedauerlichen Unfällen erkennen können.

Zweite Priorität hatten diejenigen, die das Sozialsystem am längsten ausgenommen hatten.

Anneli zündete sich eine Zigarette an und lehnte sich auf ihrem Küchenstuhl zurück. Sollte die Polizei sie jemals fassen, würde sie ihre Strafe erhobenen

Hauptes antreten. An ihrem Zuhause hing sie nicht, und Sozialkontakte, die ihr wirklich etwas bedeuteten, hatte sie auch nicht, dafür waren ihre Beziehungen zu oberflächlich. Ja, es war sogar so, dass ihr das Gefängnis im Vergleich fast attraktiv erschien: Es versprach Sicherheit, feste Mahlzeiten, geregelte Abläufe und jede Menge Zeit, um gute Bücher zu lesen. Keine nervige Arbeit, kein Stress. Und wer weiß, vielleicht traf sie dort ja sogar auf Leute, mit denen sie sich besser verstand als mit denen hier draußen?

Im Internet suchte sie sich Pläne der

verschiedenen Kopenhagener Stadtviertel zusammen, druckte sie in DIN-A3 aus und kennzeichnete die Adressen der Frauen mit Bleistift. Dann verschob sie diejenigen, die in ihrer Nähe in Østerbro lebten, auf hintere Listenplätze. Man sollte nie in den eigenen Hinterhof pinkeln, dachte sie.

Nach einigem Hin- und Herüberlegen beschloss sie, mit Michelle Hansen zu beginnen. Zum einen, weil sie förmlich Pickel bekam, wenn sie nur an sie dachte, zum anderen, weil Michelle nicht sonderlich helle war – und deshalb vermutlich ein leichtes Opfer.

Sie wusste, dass Michelle bei ihrem Freund Patrick Pettersson wohnte. Dessen Wohnung lag im Nordwestviertel, so tief im Labyrinth kleiner Straßen, dass dort kaum mit Verkehr zu rechnen war. Ideal für ihr Vorhaben. Es konnte losgehen.

Sie warf die Zigarettenschachtel in ihre Tasche und trat auf die Straße. Jetzt musste sie nur noch ein Auto finden, dann stand dem nächsten, dem ultimativen Schritt nichts mehr im Weg.

12

Freitag, 20. Mai 2016

Als Michelle siebenundzwanzig geworden war, hatte sie sich plötzlich steinalt gefühlt. Sechsundzwanzig lag noch so an der Grenze, aber siebenundzwanzig! Da kam man bereits verdammt nahe an die dreißig heran. Leute wie Amy Winehouse oder Kurt Cobain waren in dem Alter sogar schon

tot – aber was hatten die bis dahin auch alles erreicht!

Michelle hatte ihnen zwar voraus, dass sie noch lebte, doch erreicht hatte sie bislang nichts – außer mit Patrick eine Einzimmerwohnung in Nordwest zu bewohnen. Sie war immer noch ein bisschen in ihn verliebt, das schon, aber sollte es das gewesen sein? Hatte man ihr nicht immer gesagt, sie sei etwas Besonderes? Wo war das Besondere nach siebenundzwanzig Jahren abgeblieben?

All die Fernsehauftritte, zu denen sie nie eingeladen worden war, quälten sie.

Nicht, dass sie mal versucht hätte, gecastet zu werden, aber trotzdem. Warum war sie nie auf der Straße entdeckt worden, so wie diese Natalya Averina aus Roskilde? Oder wie Kate Moss, Charlize Theron, Jennifer Lawrence und Natalie Portman? Sie sah doch überdurchschnittlich gut aus, und singen konnte sie auch, sagte ihre Mutter immer.

Jetzt war sie siebenundzwanzig, und es musste bald was passieren. Patrick hatte sie damals im Fernsehen entdeckt. Er hatte an einer Reality-Show teilgenommen, und sie hatte sich in ihn

verliebt, obwohl er bereits in der zweiten Folge nach Hause geschickt wurde. Sie war mit ihm zusammengekommen, nachdem sie ihn einige Wochen lang gestalkt hatte. Also, es passierte schon was. Und wenn *er* ins Fernsehen kommen konnte, dann konnte sie das ja wohl auch, bei ihrem Aussehen. Jeden Morgen nahm sie sich fast eine halbe Stunde Zeit, um sich die Beine, die Achseln und im Schritt zu rasieren, eine halbe Stunde für das Styling der Haare und eine halbe Stunde fürs Gesicht und ihre Klamotten. Hatte sie nicht immer noch einen extrem

flachen Bauch? Sahen ihre Brüste nach der OP nicht einfach umwerfend aus? Und kleidete sie sich nicht ebenso gut wie all diese Weiber, die aus dem Nichts gecastet wurden?

Doch, ja, es musste etwas passieren. Und sollte sie es nicht schaffen, berühmt zu werden, dann musste sie eben anderweitig an Geld kommen. Einen reichen Typen heiraten oder so. Als Floristin, Nagelstylistin oder Kosmetikerin wurde man jedenfalls nicht reich, und als Waschfrau in Helsingør erst recht nicht. Aber mit genau solchen Scheißjobs saßen Patrick,

ihr Stiefvater und die Tante vom Sozialamt ihr ständig im Nacken. Vor zwei Monaten hatte sie sich vor lauter Stress krankgemeldet. Alle Welt verlangte ständig etwas von ihr, es war echt der reinste Terror. Und jetzt, mit dem Ärger um Patricks Wohnung und dem Sozialbetrug und allem, schien der Hammer so richtig zu fallen.

Aber sorry, sollte diese Einzimmerbude etwa ihre Zukunft sein? Sollte sie jeden Morgen in aller Herrgottsfrühe zur Arbeit hetzen und vor lauter Schlafmangel Falten bekommen? Sollte sie sich jahrein, jahraus Patricks

Gemaule anhören? Es stimmte schon, er schuftete, das wusste sie, machte jede Menge Schwarzarbeit, wenn er nicht als Türsteher im Victoria stand, dem Club, wo sie sich zum ersten Mal geküsst hatten. Aber warum zum Teufel kam ihm nicht mal eine geniale Geschäftsidee, irgendwas, das sie beide reich machte? Womit sie sich ein großes Haus mit schicken Möbeln, gebügelter Wäsche und ein paar hübschen Kindern leisten konnten? Okay, sie wusste ja, dass er genau deshalb mit ihr zum Sozialamt ging: damit sie es ein bisschen luxuriöser haben konnten. Außerdem

wollte er, dass sie auch mal ein bisschen Kleingeld nach Hause brachte. Aber was bitte schön sollte das bringen? Mit Kleingeld würde Patrick nicht sonderlich weit kommen. Dreimal die Woche Fitnessstudio. Alle naselang neue Klamotten und spitze Lederstiefel. Und dann das Thema Auto. Eigentlich hatte er ja schon eins, einen Alfa Romeo mit hellen Sitzen, und den mochte sie, vor allem, wenn er sie mal mitnahm. Aber jetzt wollte er plötzlich ein anderes, und da würde er garantiert das Geld reinstecken, das sie verdienen sollte. Nein, das war einfach nicht fair.

Sie schaute auf ihre linke Hand. Eine diskrete kleine Tätowierung mit Patricks Namen an der Daumenwurzel. Patrick hatte eine mit ihrem Namen auf dem Trizeps, genau da, wo sich die Muskeln wölbten, und das sah irre gut aus. Aber war es das?

Nächstes Jahr wurde sie achtundzwanzig. Wenn bis dahin nichts passiert war, würde sie ihn verlassen und sich einen Typen suchen, der ihre Vorzüge etwas mehr wertschätzte – gern auch in bar.

Michelle betrachtete ihren Freund. Er lag nackt in die Laken gewickelt und

räkelte sich. Im Bett ging es ihr richtig gut mit ihm, das musste sie zugeben.

»Morgen«, murmelte er und rieb sich die Augen. »Wie spät ist es?«

»Du hast eine halbe Stunde, bevor du losmusst.«

»Gosh!« Er gähnte. »Und was machst du heute so? Gehst du dich bei dieser Sozialamtstante entschuldigen?«

»Nee, heute nicht.«

Er stützte sich auf die Ellbogen. »Wieso nicht? Was hast du sonst vor? Du schnallst nicht, dass das wichtig ist, oder? Das geht echt nicht in deinen Kopf.«

Sie schnappte nach Luft. »Sag mal, wie redest du eigentlich mit mir?«

»Du kriegst die Einschläge echt nicht mit, oder? Es ist jetzt fast drei Wochen her, seit die Frau uns Sozialbetrug vorgeworfen hat, und drüben auf dem Tisch liegen zwei Fensterumschläge mit Stempeln, die du noch nicht mal aufgemacht hast. Wieso bekommst du auf einmal solche Briefe vom Sozialamt? Und wieso öffnest du sie nicht? Könnte doch wichtig sein, oder? Könnten doch Bußgeldbescheide oder Vorladungen oder so ’n Scheiß sein.«

»Mach sie doch selbst auf, wenn’s

dich so interessiert.«

»Wieso, steht doch dein Name drauf. Wieso sollte ich mich in diesen Scheiß mit reinziehen lassen? Verdammt, Michelle, krieg endlich deinen Arsch hoch, sonst schmeiß ich dich raus.«

Sie schluckte und überlegte, was sie erwidern sollte. Aber ihr fiel nichts ein, zumal sie wusste, dass sie es zehnfach zurückbekommen würde.

Also konzentrierte sie sich darauf, ihre Tränen wegzublinzeln. Sie hatte gerade erst Wimperntusche aufgetragen, das würde eine elende Schmiererei geben.

Dann stolzierte sie die paar Schritte zum Bad und knallte die Tür hinter sich zu. Patrick musste ja nicht mitbekommen, wie sehr er sie aus der Fassung bringen konnte.

»Beeil dich«, rief er vom Bett aus. »Ich muss da auch noch rein.«

Der Spiegel zeigte deutlich, was er ihr antat. Die erste Falte auf der Stirn, in ihrem Alter! Und war Patrick einer, der seiner Frau Botox kaufte? Nee, auf die Idee käme der gar nicht.

Michelle hielt sich am Rand des Waschbeckens fest. Ihr war übel. Als hätte sich sein Gemecker in ihrem

Magen zusammengeballt und wollte jetzt wieder raus.

Sie musste sauer aufstoßen und biss sich auf die Unterlippe. Er hatte doch tatsächlich gedroht, sie vor die Tür zu setzen!

Da beugte sie sich über die Kloschüssel und erbrach sich. Heftig, aber lautlos. Das passierte jetzt schon zum zweiten Mal. Und als sie sich mit brennendem Hals und verschmierten Mundwinkeln wieder aufrichtete, beschloss sie, dass es kein weiteres Mal geben würde.

Nachdem Patrick die Wohnung endlich verlassen hatte, ging sie systematisch vor. Sie durchwühlte seine Sachen und fand mehrere Hundertkronenscheine und Zigaretten in diversen Jackentaschen. Hatte er nicht gesagt, er hätte aus Kostengründen aufgehört zu rauchen, und sie auch dazu gedrängt? Und dann fand sie noch Kondome in den kleinen Taschen seiner Levi's.

Wozu bitte schön brauchte er Kondome? Sie nahm doch die Pille, trotz der Thrombosegefahr.

Sie riss eine Packung auf und warf sie aufs Bett. Wenn er nach Hause kam,

konnte er ja mal überlegen, warum sie nicht mehr da war.

Dann ließ sie ihren Blick umherschweifen und überlegte, was sie mitnehmen sollte. Auf keinen Fall würde sie wieder zu ihrer Mutter ziehen, nicht mal übergangsweise. Schon wegen Stephan nicht, dem Idioten, mit dem ihre Mutter seit drei Jahren zusammen war und der sie für lausige vierzehntausend im Monat in seiner Werkstatt beschäftigen wollte. Sich für vierzehntausend mit Motoröl einsauen? Schönen Dank. Und dann tat der Typ auch noch so, als würde er ihr einen

Gefallen tun.

Sie setzte sich, starrte die Tapete an und versuchte, alles von außen zu betrachten. Warum konnte sie so was wie das hier so schlecht? Warum konnte sie nicht einfach Dinge tun, die für sie richtig und gut waren? Ganz klar, sie brauchte irgendwie Unterstützung. Guten Rat.

Da fielen ihr Denise und Jazmine ein, die beide so tough waren. Was würden die wohl in ihrer Situation tun?

Als Michelle auf die Straße trat, hatte sie ein gutes Gefühl. Sie hatte die

Mädels angerufen, in einer Stunde würden sie sich in der Stadt treffen. Dann würde sie die Karten auf den Tisch legen. Vielleicht konnten sie ihr ja helfen, vielleicht hatten sie sogar einen Tipp, wo sie vorübergehend schlafen konnte.

Sie lächelte und beobachtete, wie ein paar Meter weiter vorne ein rotes Auto aus einer Parklücke ausscherte, souverän und ohne sich stressen zu lassen. Da war offenbar jemand ohne Zeitdruck unterwegs. So wie sie. Jemand, der darauf achtete, dass es ihm gut ging.

Ob sie wohl in ein paar Monaten

auch ein Auto hätte? Warum eigentlich nicht? Ehe sie gegangen war, hatte sie noch schnell ihre Facebook-Seite gecheckt und die Ankündigung für ein neues Fernseh-Casting entdeckt. Sie hatte sofort gesehen, dass sie tausendmal geeigneter war als die Trulla, die das eingestellt hatte. Es war ein ganz neues Format, irgendwas mit Mädchen auf einem Bauernhof, die ganz allein zurechtkommen mussten, sich selbst versorgen mit Kochen und allem. Also, wenn das jemand konnte, dann ja wohl sie. Aber das würde sie den Casting-Leuten natürlich nicht auf die Nase

binden. Nee, sie würde so tun, als hätte sie von nichts eine Ahnung, und einfach nur verdammt gut aussehen mit knackigem Hintern, schnuckligem Busen und flachem Bauch und so.

Sie überquerte die Straße. Es gab noch eine andere Reality-Show, die Teilnehmer suchte. ›Traumdate‹ oder so hieß die …

Aus einem Reflex heraus blickte sie über die Schulter, aber da war es schon zu spät. Das Auto war so plötzlich da, ein knallroter Fleck mitten auf der Straße, viel zu nahe, und der Motor heulte in einem niedrigen Gang.

Die Frau hinter der Windschutzscheibe starrte sie an, dabei riss sie das Lenkrad herum und hielt direkt auf sie zu. Michelle riss vor Panik die Hände nach vorn – aber um das Auto zu stoppen, brauchte es mehr als das …

Ein Pochen im Arm weckte sie. Sie wollte die Augen öffnen und sich aufrichten, aber ihr Körper gehorchte nicht.

Oh Gott, bestimmt liege ich mit offenem Mund da, dachte sie. Gerüche und Geräusche, die sie nicht zuordnen konnte, hüllten sie wie eine Decke ein.

»Michelle, hören Sie mich?« Sie spürte, wie jemand ihren gesunden Arm anfasste. »Sie sind verletzt, aber zum Glück nicht schwer. Können Sie die Augen öffnen?«

Sie murmelte etwas. War das ein Traum?

Aber dann tätschelte ihr jemand die Wange. »Sind Sie wach, Michelle? Da möchte jemand mit Ihnen reden.«

Sie schnappte nach Luft, und das holte sie aus ihrem schummrigen Zustand.

Ein Gesicht direkt über ihr sah sie an, umgeben von grellweißem Licht.

»Michelle, Sie liegen im Rigshospital. Sie hatten einen Unfall, aber unglaubliches Glück dabei.«

Jetzt konnte sie erkennen, dass das Gesicht zu einer sommersprossigen Krankenschwester gehörte. Früher hatte Michelle auch Sommersprossen gehabt.

Hinter der Schwester stand ein Mann, der ihr freundlich zunickte.

»Der Herr ist von der Polizei, Michelle. Er möchte Ihnen einige Fragen stellen.«

Der Mann trat vor. »Mein Name ist Preben Harbæk, ich bin Polizeiassistent auf dem Revier Bellahøj. Ich würde

Ihnen gern ein paar Fragen zu dem Unfallhergang stellen.«

Michelle rümpfte die Nase. Im Zimmer stank es, und das Licht war zu grell.

»Wo bin ich?«, fragte sie. »Bin ich im Krankenhaus?«

Der Mann nickte. »Sie sind angefahren worden, können Sie sich daran erinnern, Michelle? Der Fahrer oder die Fahrerin hat Unfallflucht begangen.«

»Ich bin mit Denise und Jazmine verabredet, darf ich gehen?« Wieder versuchte sie, sich auf die Ellbogen zu

stützen, aber da pochte es wieder, diesmal im Kopf.

Die Krankenschwester sah sie streng an. »Sie müssen liegen bleiben, Michelle. Sie hatten eine Platzwunde am Hinterkopf, die genäht werden musste. Ihre Freundinnen sitzen draußen im Wartezimmer. Sie hatten auf Ihrem Handy angerufen und gefragt, wo Sie bleiben.« Sie sah ernst aus. »Sie liegen seit drei Stunden hier, und wir müssen Sie auch noch eine Weile weiter beobachten, um sicherzugehen, dass Sie keine Gehirnerschütterung haben. Sie wurden auf den Bürgersteig geschleudert

und sind auf dem Hinterkopf aufgeschlagen. Als ein Passant Sie fand, waren Sie bewusstlos. Und Sie haben einiges an Blut verloren.«

Michelle begriff nicht alles, aber sie nickte. Jedenfalls war es gut, dass Jazmine und Denise da waren. Dann konnte sie ihnen erzählen, dass sie Patrick verlassen hatte.

»Begreifen Sie den Ernst der Situation, Michelle?«, fragte der Polizist.

Sie nickte und beantwortete seine Fragen so gut sie konnte. Ja, sie hatte das Auto gesehen. Es war rot und nicht sehr

groß. Als sie die Straße überquert hatte, war es direkt auf sie zugefahren. Sie war total erschrocken und hatte versucht, es mit der Hand aufzuhalten. Tat die deshalb so weh?

Der Polizist nickte. »Aber wie durch ein Wunder ist sie nicht gebrochen«, sagte er. »Sie scheinen eine starke Frau zu sein.«

Das war nett gesagt. Er war wirklich okay.

Mehr hatte sie dem nicht hinzuzufügen.

»Die wollen dich ein paar Tage

hierbehalten, Michelle.« Jazmine sah sich um. Offensichtlich fühlte sie sich unwohl, aber es roch auch ziemlich unangenehm. Nur eine Stellwand schirmte sie von der Bettnachbarin ab, und von dort kam der Gestank. Neben dem Waschbecken stand ein Gestell mit dem Beutel, den die Krankenschwester gerade weggenommen hatte. Also, appetitlich war das echt nicht.

»Wir kommen wieder und besuchen dich«, sagte Denise. Ihr schien der Gestank nichts auszumachen.

»Wir hätten Blumen mitgebracht, aber dann haben wir uns überlegt, dass wir

das Geld lieber für die Cafeteria unten ausgeben«, sagte Jazmine. »Darfst du aufstehen?«

Das wusste Michelle nicht.

»Ich hab Patrick verlassen«, sagte sie leichthin. »Könnt ihr mal schauen, ob das da drüben meine Tasche ist?« Sie deutete auf ein Bündel. »Ich hab übrigens keine Lust, dass er herkommt. Könnt ihr denen da draußen das sagen?«

Ihre Freundinnen nickten.

»Falls du eine Bleibe brauchst – ich hätte da vielleicht was«, bemerkte Denise. »Da wäre auch Platz für dich, Jazmine. Jedenfalls für eine Weile.

Kostet nichts.«

Michelle presste vor Erleichterung die Lippen zusammen. Hatte sie's nicht gewusst? Auf die beiden konnte sie zählen.

»Was ist eigentlich genau passiert? Die sagen, du bist angefahren worden. Was hast du der Polizei erzählt?«

Sie erklärte ihnen das mit dem Auto.

»Ob das Patrick war?«, fragte Denise.

»Quatsch.« Sie musste lachen. Als würde sich Patrick jemals in so eine alte rote Minikarre quetschen.

»Patrick fährt einen Alfa Romeo.

Groß und schwarz.«

»Echt, Autofahrer, die haben sie doch nicht alle«, war Jazmines einziger Kommentar.

Schließlich platzte es doch aus Michelle heraus. »Ich glaub, ich hab das Gesicht von der im Auto gekannt.«

Denise und Jazmine starrten sie an, als würden sie darauf warten, dass sie ihnen ein Phantombild zeichnete.

»Und? Hast du der Polizei das gesagt?«, fragte Denise, als von Michelles Seite nichts kam.

»Nein.« Michelle trat in die Bettdecke. Darunter erstickte man ja!

Dann deutete sie mit einer Kopfbewegung zur Stellwand und dem Nachbarbett. Die dahinter ging das echt nichts an. »Ich wollte es dem Polizeitypen eigentlich erzählen, aber dann dachte ich, dass ich erst mal hören will, was ihr dazu meint.« Sie machte ein Psst-Zeichen mit dem Finger.

»Dazu musst du's uns erst mal sagen …«, flüsterte Denise.

»Ich glaube, dass die, die da im Auto saß, diese Tusse vom Sozialamt war.«

»Du hast sie ja nicht mehr alle!«, kam es wie aus einem Mund. Jazmine und Denise gaben sich erst gar keine Mühe,

ihre Skepsis zu verbergen. Als Michelle sie irritiert ansah, lenkte Denise ein: »Gibt's doch nicht! Bist du sicher?«

Michelle zuckte die Achseln. »Ziemlich. Jedenfalls war das eine, die ihr total ähnlich sah. Auch der Pullover.«

Denise und Jazmine sahen sich stirnrunzelnd an.

»Und? Findet ihr, ich soll das melden?«, fuhr sie fort.

Eine Weile starrten sie schweigend vor sich hin. Drei Sozialhilfeempfängerinnen, denen dieselbe Sachbearbeiterin seit Jahren

das Leben schwermachte.

Ja, sie dachten dasselbe, davon war Michelle überzeugt. Selbst wenn es Anne-Line Svendsen gewesen war, wer würde einer wie ihr, Michelle, schon Glauben schenken? Warum sollte eine Sachbearbeiterin, die obendrein einen fetten Lottogewinn eingesackt hatte, so etwas tun? Nee, so naiv war Michelle nun auch nicht, dass sie das nicht selbst erkannte.

Sie war in diesem Spiel ganz klar die Dumme, die Ärger wegen Sozialbetrug hatte. Sollte sie sich jetzt auch noch Ärger wegen Verleumdung oder wie das

hieß einhandeln? Aus einer dieser TV-Serien wusste sie, dass einen das teuer zu stehen kommen konnte.

»Ich hab am Montag einen Termin bei der Svendsen«, brach Jazmine schließlich das Schweigen. »Da frag ich sie doch einfach mal, ob sie's mit dem Autofahren nicht so hat.«

Denise nickte. »Frag sie doch direkt, ob sie's war. Immer ran an den Feind. Das war schon das Motto meines Opas.«

»Du glaubst doch nicht, dass sie das zugibt?«, fragte Jazmine.

Denise lächelte, sagte aber nichts.

13

Freitag, 13. Mai, und Dienstag,
17. Mai 2016

In Allerød hatte die Grillsaison längst begonnen. War einem anfangs nur ein zarter Rauchduft aus dem Nachbargarten in die Nase gestiegen, so war der Gestank von verbranntem Fleisch inzwischen allgegenwärtig. Über dem Parkplatz hing eine fettige Dunstglocke.

»Morten, Hardy, hallo, ihr zwei«, rief Carl und warf seinen Mantel im Flur über einen Haken. »Grillt ihr auch?«

Ein schwaches Summen zeigte an, dass Hardy sich mit seinem elektrischen Rollstuhl näherte. Heute war er ganz in Weiß gekleidet, was nicht so recht zu seiner finsteren Miene passte.

»Stimmt was nicht?«

»Mika war gerade hier.«

»Aha, behandelt er dich jetzt auch freitags? Ich dachte …«

»Mika hat Mortens Sachen gebracht. Die haben sich getrennt. Morten hockt im Wohnzimmer und ist völlig von der

Rolle. Im Moment ist er ein bisschen auf die Fürsorge seiner Freunde angewiesen, deshalb habe ich ihm gesagt, dass er bis auf Weiteres gern zurückkommen und bei uns wohnen kann. Ist doch okay, oder?«

Carl nickte. »Klar …« Als er an Hardy vorbeiging, strich er ihm leicht über die Schulter. Wie gut, dass wenigstens Morten und Hardy sich hatten.

Der verschmähte Liebhaber kauerte in der Ecke des Sofas. Er sah aus wie einer, dem man gerade sein Todesurteil verkündet hatte. Leichenblass, das

Gesicht vom Weinen ganz verquollen, wie ein Häuflein Elend hockte er da.

»Hallo, mein Freund, was höre ich da?«, fragte Carl.

Vielleicht hätte er sich dem Thema etwas behutsamer nähern sollen, dann wäre die Reaktion womöglich nicht ganz so heftig ausgefallen. Aber ehe Carl den Satz beendet hatte, klebte ihm ein völlig aufgelöster Morten heulend an der Brust. Carls Hemd war binnen Sekunden durchnässt von Tränen.

»Aber, aber«, war alles, was Carl einfiel.

»Ich bin so unglücklich, das glaubst

du gar nicht«, schluchzte Morten in Carls Ohr. »Und ausgerechnet zu Pfingsten, wo wir einen Ausflug nach Schweden machen wollten!«

»Hey, hey, hey, stopp mal eben, Morten, kann ich vielleicht erst mal erfahren, was gerade passiert ist?« Carl schob die Heulboje energisch bis auf Armeslänge von sich und sah ihm in die überfließenden Augen.

»Mika will … Medizin studieren«, brach es aus ihm heraus. Der Schnodder lief nur so.

Und was bitte war daran so schlimm?

»Und … und … und da hat er gesagt,

er … er hätte keine Zeit mehr für eine feste Beziehung! Aber ich bin mir sicher, dass was anderes dahintersteckt …«, schluchzte Morten.

Carl seufzte. Dann würden sie den Keller jetzt wohl ein weiteres Mal räumen müssen, damit Morten wieder in sein altes Reich einziehen konnte. Das hieß: Die Sachen seines Stiefsohns mussten endgültig raus. War ja eigentlich überfällig. Wie viele Jahre war es her, seit Jesper ausgezogen war?

»Wenn du willst, kannst du das Zimmer im Keller haben.« Er lenkte ab. »Jesper hat zwar noch seinen Kram da

unten, aber den muss er dann endlich …«

Morten nickte, bedankte sich und wischte sich mit dem Handrücken die Augen wie ein kleiner Junge. Erst jetzt fiel Carl auf, wie ausgezehrt Morten auf einmal wirkte. Er, der immer so korpulent gewesen war.

»Morten, bist du krank?«, fragte er vorsichtig.

Mortens Gesicht verzog sich. »Ja. Todkrank. Vor Liebeskummer. Wo in aller Welt finde ich noch mal einen so göttlichen Kerl wie Mika? So gepflegt und appetitlich und so unfassbar gut im

Bett. Total dominant, ausdauernd und stark wie ein Hengst. Du solltest nur mal …«

Carl bremste ihn mit vorgestreckten Handflächen. »Vielen Dank, Morten. Es gibt Dinge, die ich gar nicht so genau wissen muss.«

Auch während des Essens schluchzte Morten, der kaum einen Bissen herunterbrachte, immer wieder vor sich hin. Als sie fertig waren, sah Hardy Carl prüfend an. Diesen Blick kannte Carl: Es war der Blick eines gewieften Ermittlers.

»Okay, Hardy, du hast mal wieder den richtigen Riecher. Ich hab tatsächlich was für dich«, sagte er schließlich. »Marcus hatte mich gebeten, ihn zu treffen. Hab ich gemacht.«

Hardy nickte, er schien nicht sonderlich erstaunt. Hatten die etwa schon miteinander geredet?

»Ich glaube, ich weiß, warum«, sagte er. »Ich hab darauf gewartet, Carl, es musste kommen. Aber ich hätte gedacht, dass du dich als Erster rührst.«

»Oh Mann, Hardy. Kannst du mal bitte den Deckel lüften? Von was sprichst du eigentlich?«

Hardy brachte den Rollstuhl durch vorsichtiges Bewegen des Joysticks auf Abstand zum Esstisch. »Diese Parallelen, Carl. Der Mord jetzt kürzlich im Kongens Have und der in der Østre Anlæg 2004. Hab ich recht?«

Carl nickte. »Okay, *spot on*. Aber wenn du mal wieder solche präzisen Ahnungen hast, sag ruhig etwas eher Bescheid. Okay?«

Hardy hatte seine Ahnung schon seit drei Wochen, wie er jetzt verriet – was einem zur Untätigkeit verdammten Rollstuhlfahrer, den nichts und niemand auf seinen Gedankenwegen störte, wie

eine kleine Unendlichkeit vorkommen musste. Jedenfalls hatte er genügend Zeit gehabt, um den Mord an Stephanie Gundersen vor zwölf Jahren und den aktuellen an Rigmor Zimmermann Detail für Detail zu vergleichen und zu dem Schluss zu kommen, dass es signifikante Übereinstimmungen gab.

»Man könnte das Pferd auch andersrum aufzäumen und erst mal die Unterschiede aufzählen, denn das ist schnell gemacht, weil es nämlich nicht viele gibt. Der auffälligste ist, dass Rigmor Zimmermanns Leiche, anders als die von Stephanie Gundersen,

angepinkelt wurde. Und es war die Pisse eines Mannes, wie mir Tomas verraten hat.«

Carl nickte. Natürlich hatte er mit Tomas Laursen gesprochen, dem ehemaligen Polizeitechniker und jetzigen Betreiber der Präsidiumskantine, der nach wie vor bestens über alles informiert war.

»Okay. Und deshalb geht man jetzt automatisch davon aus, dass Rigmor Zimmermann von einem Mann erschlagen wurde? War das damals im Fall Gundersen nicht auch so? Ich weiß nicht viel über den Fall, Marcus sagte,

über den sei eine Art Nachrichtensperre verhängt worden.«

»Dass ein Mann Stephanie Gundersen umgebracht haben soll? Nein, das ist nicht gesagt. Die Verletzungen am Hinterkopf waren zwar gewaltig, der Schlag muss also mit großer Kraft ausgeführt worden sein. Aber da die Mordwaffe nie gefunden wurde, hat man weder ihr exaktes Gewicht ermitteln noch irgendetwas über die Nutzung sagen können. Oder besser: über das Geschlecht des Täters.«

»Aber Hardy, ich sehe es dir doch an. Du glaubst, dass es sich um ein und

denselben Täter handelt, stimmt's?«

Hardy schüttelte den Kopf. »Wer weiß? Aber die Übereinstimmungen sind markant, das lässt sich nicht leugnen.«

Carl war klar, dass Hardy nicht lockerlassen würde, ehe die Frage nicht beantwortet war. Jetzt war er dran.

»Es gibt aber noch einen weiteren Unterschied«, sagte er deshalb.

»Denkst du an den Altersunterschied der Opfer? Der dürfte an die fünfunddreißig Jahre betragen.«

»Nein, ich denke immer noch an den tödlichen Schlag. Gundersen wurde der Hinterkopf geradezu zertrümmert. Bei

Rigmor Zimmermann war der Schlag präziser. Es war ein kurzer knapper Schlag gegen den Hinterkopf, etwas tiefer, in der Höhe der oberen Halswirbel, der das Rückenmark fast durchtrennt hat. Aber der Schädel selbst wurde längst nicht so stark zertrümmert.«

Sie nickten sich zu. Genau das konnte viele Gründe haben: ein anderer Täter, andere Umstände, unterschiedlich beschaffene Mordwaffen – oder der Täter war inzwischen geübter.

»Aber Hardy, du weißt genauso gut wie ich, dass ich beim Zimmermann-Fall

nicht viel werde ausrichten können. Um den kümmern sich die im zweiten Stock. Und ausgerechnet jetzt will ich mich nicht mit Bjørn anlegen.«

Er erzählte Hardy schnell vom aktuellen Konflikt mit dem Chef der Mordkommission und den drohenden Kürzungen im Sonderdezernat.

Morten, der im Hintergrund so gründlich das Geschirr abtrocknete, dass man fürchten musste, er rieb die Emaille vom Topf, unterbrach sein Tun. »Dann musst du Lars Bjørn den Zimmermann-Fall eben abnehmen«, rief er. »Mensch, Carl, komm aus dem Quark und lös

beide Fälle! Mein Ratschlag.«

Und das ausgerechnet von ihm.

Carl schüttelte den Kopf und sah Hardy an, aber der lächelte nur. Offenbar war er derselben Meinung.

Nach einigen ereignislosen Tagen, die nur hin und wieder von Mortens wiederkehrenden Heulkrämpfen durchsetzt waren, saßen Assad und Carl im Büro und überlegten, ob sie den Fall Gundersen aufgreifen sollten, obwohl er noch nicht auf Kellerniveau gesunken war. Carl erzählte Assad, dass Hardy und Morten stark dafür plädierten, aber

Carl war skeptisch.

»Und wenn wir nun am anderen Ende beginnen – mit dem Fall Zimmermann?«, schlug Assad vor.

»Hm. Der liegt ja genauso oben im zweiten Stock.« Doch Carl merkte, wie es ihm langsam in den Fingern juckte. Es schien jedenfalls deutlich spannender als das, was sie gerade am Wickel hatten.

»Wir könnten Laursen ein bisschen einbinden, Carl. Der beschwert sich doch immer über sein langweiliges Cafeteria-Dasein.«

Carl nickte. Tja, warum eigentlich nicht, dachte er.

In dem Moment kreuzte Rose auf – in einer Montur, die sie noch nie an ihr gesehen hatten.

In quietschbunten Sneakers und hautenger Jeans stürmte sie den Gang entlang und stellte sich ihnen ohne Umschweife als Roses Schwester Vicky Knudsen vor, wobei sie nonstop an ihren ultrakurzen Haaren herumzupfte.

Gordon steckte die Nase aus seinem Büro und starrte sie an wie eine Erscheinung. »Was hast *du* denn …?« Doch Assad stieß ihn an, sodass er mitten im Satz abbrach.

»Komm mal kurz mit, Gordon.

Während sich Carl mit Vicky unterhält, trinken wir beide eine Tasse Kaffee, ja?«, schlug Assad vor.

Gordon hob gerade zum Protest an, doch Assads Schuhspitze hatte sich schon in sein dürres Schienbein gebohrt und ließ ihn aufheulen. Hoffentlich fand die Botschaft rechtzeitig den weiten Weg nach oben ins Hirn.

Carl seufzte über diese bizarre Situation und bot Vicky höflich an, in sein Büro zu kommen. Sollte er sich an eine weitere Verkleidung gewöhnen müssen, würde er dieser selbst ernannten Reinkarnation von Rose erst

mal erklären, dass man, wenn man kein Präsidiumsmitarbeiter war, nicht so ohne Weiteres von der Straße hereinplatzen und glauben konnte, hier irgendwelche Ansprüche geltend machen zu können.

»Ich weiß, was Sie sagen wollen«, kam ihm die Vicky-Imitation zuvor. Vielleicht wurde es diesmal ja doch nicht so verrückt wie damals, als Rose in die Haut ihrer Schwester Yrsa geschlüpft war.

»Ich bin Roses jüngere Schwester, die Nummer zwei von vier Mädchen.«

Carl nickte. Rose, Vicky, Yrsa und Lise-Marie. Bis zum Überdruss hatte er

von ihnen gehört, und Vicky war Rose zufolge die lebhafteste von allen. Das konnte ja heiter werden.

»Falls Sie glauben, ich sei wie Yrsa hergekommen, um mich in Ihren muffigen Katakomben mit irgendwelchen Pippelarbeiten überhäufen zu lassen, irren Sie sich. Ich bin ausschließlich hier, um Ihnen einen guten Rat zu geben: Behandeln Sie Rose anständig. Im Klartext: Niemand hier, auch Sie nicht, macht sich über sie lustig und beschäftigt sie mit Dingen, die sie deprimieren, blockieren oder problematische Assoziationen bei ihr hervorrufen. Ist

das klar? Nur Ihretwegen ist es ihr an Pfingsten total schlecht gegangen.«

»Ich …«

»Sie haben jetzt die Gelegenheit, sich im Namen des gesamten Sonderdezernats Q bei Rose für den Stress und die Schikanen zu entschuldigen, denen sie hier ausgesetzt ist. Ich fahre gleich anschließend nach Hause und überbringe ihr die Nachricht. Und dann empfehle ich dringend, dass Sie Rose gegenüber, der effektivsten Mitarbeiterin in dem stumpfsinnigen Sumpf hier, künftig den Respekt entgegenbringen, den sie verdient.«

Damit stand sie energisch auf, stemmte die Hände in die Hüften und sah Carl giftig an. Freunde von B-Movies wären hingerissen gewesen.

»Aber natürlich, da entschuldige ich mich doch vielmals!«, sagte Carl, ohne zu zögern.

»Was war denn das, Carl? Ist sie wieder weg?« Assads Augenbrauen machten Bocksprünge.

»Ja. Und mich weht die bange Ahnung an, dass Rose diesmal auch etwas länger weg sein wird«, seufzte er. »Ich weiß nicht, was diesem Wesen, das

gerade da war, im Kopf herumging, aber mein Gefühl sagt mir, dass Rose für die Dauer ihres Auftritts hier fest davon überzeugt war, Vicky zu sein. Oder meinst du, das war reine Schauspielerei?«

Assad holte tief Luft, dann legte er einen großen Stapel Ausdrucke auf Carls Schreibtisch. Ihm war deutlich anzusehen, wie sehr es ihm zusetzte, wenn Rose in Schwierigkeiten steckte. Klar, die beiden arbeiteten ja auch schon sieben Jahre zusammen, und das hatte im Großen und Ganzen gut funktioniert. Aber in letzter Zeit hatten Roses

Stimmungsschwankungen und die Zahl ihrer Krankmeldungen extrem zugenommen, das war wirklich beunruhigend.

»Glaubst du, mit dem Sonderdezernat Q ist bald Schluss?« Assad kniff die Augen zusammen. »Denn wenn Rose nicht zurückkommt, können wir genauso gut machen, was Bjørn sagt. Also, falls du nicht vorhast, von denen hier Gebrauch zu machen.« Er deutete auf die Ausdrucke.

Sein Blick war herausfordernd. Wie ein Mann, der resigniert hat, sah er nicht aus.

»Er ist beschäftigt«, sagte Lis, aber da stürmte Carl schon am Tresen vorbei in Lars Bjørns Büro. Und während die Tür noch in den Angeln schwang, knallte er Assads Ausdrucke von Roses Berichten auf den Tisch – genau zwischen Bjørn und seinen Gast, wer zum Teufel auch immer das sein mochte.

»So. Jetzt darfst du mal ein paar Zahlen lesen, an denen du nicht herumgedreht hast, Bjørn. Und hör auf, mich für dumm zu verkaufen.«

Carls Chef nahm es mit verblüffender Ruhe und sagte nur, an den Gast

gewandt: »Darf ich Ihnen einen unserer kreativsten Ermittler vorstellen? Carl Mørck, Leiter des Sonderdezernats Q, unsere kellerkalte Truppe, die in allen Fällen ermittelt, an denen Spinnweben kleben.«

Bjørns Gast nickte Carl zu. Ein irritierender Typ. Roter Bart, Hängebauch und Brille, alles über die Jahrzehnte entstanden und in Gebrauch.

»Und Carl, das ist Olaf Borg-Pedersen, Produzent von Station 3, dieser ausgezeichneten Sendung, kennst du bestimmt, oder?«

Der Mann streckte ihm eine teigige,

verschwitzte Hand entgegen. »Mir ein Vergnügen, Sie persönlich kennenzulernen«, sagte er. »Wir wissen natürlich, wer Sie sind.«

Carl, dem es so was von scheißegal war, was der Typ wusste oder nicht, wandte sich wieder an seinen Chef. »Sieh dir das gut an, Bjørn, und dann erwarte ich eine fundierte Stellungnahme, wie um alles in der Welt ihr zu euren Ergebnissen kommen konntet.«

Bjørn nickte anerkennend. »Ein echt sturer und bissiger Hund, den wir da in der Meute haben«, sagte er zu seinem

Gast. Und an Carl gewandt: »Ich finde, wenn du eine Beschwerde hast, solltest du am besten direkt mit dem Polizeipräsidenten sprechen. Der wird es sicher zu schätzen wissen, wenn er gut informiert wird.«

Carl runzelte die Stirn. Was zum Teufel war mit Bjørn los?

Dann nahm er den Papierstapel vom Tisch und verließ den Raum, ohne die Tür hinter sich zu schließen.

Und jetzt?, dachte er und lehnte sich an die Wand. Mehrere Kollegen aus der Mordkommission grüßten notgedrungen, als sie an ihm vorbeigingen, ohne dass

er ihren Gruß erwiderte.

Warum in aller Welt hatte Bjørn nicht heftiger reagiert? Klar, er hatte einen Gast, aber trotzdem – irgendwie war er anders als sonst. Hatte es etwas mit seinem Verhältnis zum Polizeipräsidenten zu tun? War Carl zur Marionette Bjørns geworden, ein nützlicher Idiot, dazu ausersehen, eine Rebellion gegen den obersten Chef anzuführen, damit Bjørn sich nicht selbst die Finger schmutzig machen musste?

Na. Das war doch mal einen Versuch wert.

»Nein, Mørck, Sie können jetzt nicht mit ihm sprechen. Der Polizeipräsident befindet sich in einer Besprechung mit dem Rechtsausschuss im Sitzungssaal«, belehrte ihn eine der beiden gepflegten Vorzimmerdamen. »Aber ich kann Ihnen einen Termin geben. Wie wäre es am 26. Mai um dreizehn Uhr fünfzehn?«

Hatte sie 26. Mai gesagt? Dreizehn Uhr fünfzehn? Ich werde dir dreizehn Uhr fünfzehn in neun Tagen schon geben, dachte er, drückte ohne Vorwarnung die Klinke zum Sitzungssaal und trat ein.

Man tagte am acht Meter langen Eichentisch. Abrupt wandten sich ihm

die Anwesenden zu. Der Chefpolizeiinspektor saß am Kopfende des Tischs, sehr aufrecht und ohne eine Miene zu verziehen. Der Polizeipräsident stand mit gerunzelter Stirn neben den Bücherregalen, und ob die Politiker durch Carls Auftritt so irritiert wirkten, konnte man nicht wirklich beurteilen, weil sie ohnehin immer ein bisschen desorientiert aussahen.

»Entschuldigung, es war mir nicht möglich, ihn aufzuhalten, er ist einfach an mir vorbeigerannt«, entschuldigte sich die Vorzimmerdame in ihrer

legendären unangenehmen Frequenz.

Kann der nicht mal jemand den Stecker ziehen, dachte Carl.

»Okay«, sagte er und sah sich um. »Jetzt, wo gerade alle so schön versammelt sind, möchte ich kurz darüber informieren, dass die Aufklärungsrate des Sonderdezernats Q im letzten Jahr bei nicht weniger als fünfundsechzig Prozent gelegen hat.« Er knallte Roses Berichte auf den Tisch.

»Ich weiß nicht, wer von Ihnen die Idee hatte, unsere Zahlen zu manipulieren, aber wenn unter den Anwesenden jemand ist, der meint, dafür

stimmen zu müssen, dass das Sonderdezernat Q aufgelöst oder verkleinert wird, dann sei demjenigen gesagt, dass eine solche Maßnahme ein enormes Echo hervorrufen wird.«

Carl notierte mit einiger Genugtuung die Verwirrung des Polizeipräsidenten. In dem Moment erhob sich der Chefpolizeiinspektor, ein achtunggebietender Mann mit langem Gesicht und beeindruckenden Augenbrauen, und wandte sich mit stoischer Miene an die Teilnehmer der Sitzung.

»Entschuldigen Sie mich einen

Augenblick, ich kläre das kurz mit Vizepolizeikommissar Carl Mørck.«

Carl lachte auf dem ganzen Weg bis hinunter in den Keller. Was für eine Szene!

Ganz offensichtlich hatte er den hohen Herren im Ausschuss etwas vorgelegt, wovon sie tatsächlich nichts gewusst hatten. Um Haaresbreite hätten sie ein Dezernat mit exzellenten Ermittlern und einer Topaufklärungsrate abgewickelt. Und eine der Pappnasen musste die Verantwortung für diesen Irrtum übernehmen. Carl sah das Gesicht

des Polizeipräsidenten vor sich und wieherte wieder los. Den Schnitzer würde er – und er ganz allein – ausbaden müssen. Ein gewisser Imageverlust würde damit vermutlich einhergehen. So sagte man wohl in höheren Kreisen dazu. Bis-zum-Hals-in-der-Scheiße-stecken nannte Carl es für sich.

»Wir haben Gäste«, empfing ihn Assad auf dem Gang.

»Willst du nicht erst mal fragen, wie es gelaufen ist?«

»Doch, ja … Also, wie ist es gelaufen?«

»Tja, jetzt, wo du mich so fragst, glaube ich, dass Lars Bjørn da eine Nummer gedreht hat. Ich bin mir nämlich ziemlich sicher, dass Bjørn die richtige Aufklärungsrate unseres Dezernats sehr genau kannte und die falsche Zahl sehenden Auges zum Sekretariat des Präsidenten hat durchsickern lassen. Woraufhin der Präsident Bjørn angewiesen hat, das Sonderdezernat Q zu stutzen. Anschließend hat man die Politiker über die Veränderungen informiert.«

»Okay. Dann frage ich mal dumm: Warum sollte Bjørn das tun?«

»Lars Bjørn hat dem Polizeipräsidenten gegenüber ja lange die Fahne für unser Sonderdezernat hochgehalten. Klar, hat ja auch genügend Kohle, die für uns gedacht war, für seine Abteilung abgezwackt. Er weiß sehr gut, wie wichtig unsere Arbeit hier ist, schließlich bringen wir zu Ende, was seine Leute nicht geschafft haben. Vor allem aber fließen so die Gelder satt. Dass er mehr als die Hälfte des Budgets für seine Abteilung abgezwackt hat, wird er dem Polizeipräsidenten natürlich nicht auf die Nase gebunden haben. Frag mich nicht, warum Bjørn uns

jetzt so tunkt – denn damit dreht er sich ja selbst den Geldhahn ab. Aber zumindest weiß der Polizeipräsident jetzt, dass er Bjørns Aussagen nicht trauen kann. Er hat den Polizeipräsidenten richtig verarscht, Assad. Und uns auch. Aber Bjørn kennt mich. Er konnte nicht wirklich annehmen, dass ich zu dieser Scheiße meine Klappe halte.«

Assad runzelte die Stirn. »Das war nun nicht gerade nett von Bjørn, uns vor seinen Karren zu hängen.«

»Zu spannen, Assad, vor den Karren zu spannen. Nein, das war es nicht. Und

ich habe auch nicht vor, das hinzunehmen.«

»Wie?«

Carl lächelte. »Bjørn hat in gewisser Weise unsere Aufklärungsrate gefälscht und instrumentalisiert, kann man das nicht so sagen? Dann ist es doch wohl nicht mehr als recht und billig, wenn ich uns im Gegenzug die Mordkommission ein bisschen zunutze mache.«

Assad hob den Daumen. Er war dabei.

»Was hast du gesagt, wer wartet auf mich?«

»Ich hab bestimmt nicht ›wer‹ gesagt,

eher *was*, Carl.«

Hä? Carl schüttelte den Kopf. Eigentlich war Assad doch inzwischen ziemlich sattelfest im Dänischen. Was war denn das jetzt für ein Satz? Egal.

Als Carl die Tür zu seinem Büro aufstieß, begriff er.

Auf Carls höchsteigenem Stuhl saß die Geißel der Galaxis, der rotbärtige Fernsehtyp Olaf Borg-Pedersen, und wirkte wie einer, der meinte, etwas zu sagen zu haben.

»Haben Sie sich im Raum geirrt?« Carl war auf hundertachtzig. »Der Lokus ist ein Stück weiter den Gang runter.«

Der Typ lachte ein Lachen, das gut zu seinem Bart passte. »Nein, Lars Bjørn hat so von Ihnen hier unten geschwärmt, dass wir gemeinsam beschlossen haben, dass Station 3 die Arbeit des Sonderdezernats Q ein paar Tage begleitet. Nur ein kleiner Trupp, drei Mann. Ich, der Kameramann und der Tontechniker. Ist doch super, oder?«

Carl lag so einiges auf der Zunge, aber er besann sich. Bot sich hier nicht eine herrliche Chance für eine kleine Sabotage?

»Doch, ja, klingt gut«, nickte er, ohne die Notizen, die ihm Marcus Jacobsen

übergeben hatte, aus den Augen zu lassen. Noch lagen sie ungelesen auf seinem Schreibtisch. »Wir ermitteln in einem Fall, der Sie interessieren könnte. Ein ziemlich aktueller Mordfall, der sich in Ihrem Format recht flott präsentieren ließe und meiner Meinung nach obendrein mit einem unserer alten Fälle zusammenhängt.«

Borg-Pedersens Blick zufolge ein Volltreffer.

»Ich gebe Bescheid, wenn wir das in Angriff nehmen.«

»Also, wir machen uns Sorgen um Rose,

Carl.«

Da standen die beiden, das eigenartigste Paar des ganzen Präsidiums. Der dunkle, vierschrötige Assad, dem die Männlichkeit aus sämtlichen schwarzen Bartstoppeln sprang, und Gordon, die blasse Giraffe, die ihre erste reguläre Rasur noch vor sich hatte. Die Sorgenfalten in ihren Gesichtern hingegen waren identisch – und ließen Carl nicht ungerührt.

»Jungs, das wird sie freuen.«

»Wir haben uns überlegt, dass wir jetzt rausfahren, nicht wahr, Assad?«, sagte Gordon.

Der nickte. »Ja. Wir wollen uns erkundigen, wie es ihr geht, Carl. Vielleicht muss sie ja wieder in die Klinik.«

»Na, also ich würde das mit etwas Ruhe angehen, so schlimm wird's schon nicht sein. Lasst Rose sich mal austoben, sie hat doch gewissermaßen ihr Statement abgeliefert. Ich bin sicher, dass sie morgen wieder okay ist.«

»Vielleicht hast du recht, Carl, vielleicht aber auch nicht.« Assad wirkte nicht überzeugt.

Eigentlich verstand Carl ihn ganz gut.

»Time will show«, sagte er dann.

14

Dienstag, 17. Mai 2016

Die Parfumflakons auf dem Regal im Bad schienen sich aneinanderzudrücken. Einer für Vicky, einer für Yrsa und einer für Lise-Marie, das hatte Rose so arrangiert. Drei sehr verschiedene, zarte Düfte, von denen jeder für einen persönlichen Stil und auch eine gewisse Eleganz stand – was einem nun wirklich

nicht als Roses starke Seite in den Sinn käme.

Auf jedem Fläschchen klebte ein Etikett mit dem entsprechenden Namen. Sprühte Rose sich von einem der Düfte etwas aufs Handgelenk, war sie Sekunden später in die Haut der jeweiligen Schwester mit all ihren Persönlichkeitsmerkmalen geschlüpft.

So war es Rose schon immer gegangen mit den Düften der Frauen, mit denen sie aufgewachsen war. Als Kind war sie mit Kölnisch Wasser und Chanel N°5 auf den Handgelenken als ihre Oma beziehungsweise Mutter aufgetreten.

Später im Leben hatte sie das auf alle ihre Schwestern übertragen. Nur ihr eigener Duft war nahezu neutral, denn »nackt ist man am einfachsten anzuziehen«, wie ihre farblose Dänischlehrerin mit einer gewissen Selbstironie immer gesagt hatte.

An diesem Morgen hatte sie sich wie schon so oft mit Vickys Parfum eingenebelt. Getragen von deren Duft hatte sie die S-Bahn in die Stadt genommen, um Carl mal so richtig die Meinung zu geigen. Vorher hatte sie noch einen Abstecher zum Friseur gemacht und sich die Haare so ultrakurz

schneiden lassen, dass selbst Vicky das gewagt gefunden hätte. Dazu hatte sie sich eine Bluse von Malene Birger gekauft und eine knallenge Jeans, die im Schritt kniff und die jeder, bis auf Vicky, unanständig finden würde. In Vicky verwandelt, hatte sie schließlich dem erstaunten Wachhabenden im Präsidium ihre ID-Karte gezeigt und anschließend fünf denkwürdige Minuten lang Carl den Marsch geblasen.

Rose hatte die Erfahrung gemacht, dass eine Verkleidung auf sie ähnlich wirkte wie Alkohol auf andere Leute: Sie stärkte ihren Mut und brachte

Charakterzüge ans Licht, die sonst eher unter der Oberfläche schlummerten.

Natürlich wusste sie, dass Carl sich davon nicht so leicht hinters Licht führen ließ, auch wenn sie es einmal mehrere Tage lang geschafft hatte, sich ihm als ihre Schwester Yrsa zu verkaufen. Aber letztlich war das egal. Entscheidend war, dass die Leute irgendwie besser auf einen Hilferuf reagierten, wenn er nicht von einem selbst, sondern aus dem Mund von jemand anderem kam.

Anschließend hatte sie sich eine Stunde lang fantastisch gefühlt, denn Carl hatte es nicht besser verdient. Aber

dann war es doch schiefgegangen.

Sie war gerade beim Bahnhof Stenløse angekommen, als wie ein Blitz aus heiterem Himmel das alles verschlingende Blackout zuschlug. Sie hatte überhaupt keine Erinnerung an das, was in den Stunden danach passiert war. Plötzlich saß sie mit vollgepinkelter Hose in ihrem Wohnzimmer, und die teure Bluse hing von der Schulter und war bis zum Bauchnabel aufgerissen.

Da hatte Rose Panik bekommen. Sie war nicht verwirrt und unruhig wie sonst, wenn ihre dunkle Seite das Kommando übernahm, sondern wie

eingehüllt in eine alles umfassende Angst. Ihre früheren schwarzen Blockaden waren immer flüchtig gewesen. Aber diesmal war es anders, fast so, als hätte sich eine zellenzerstörende Flüssigkeit in ihrem Gehirn ausgebreitet und als wüchsen auf ihren Sinnesorganen Häutchen.

»Entweder sterbe ich oder ich werde richtig verrückt«, flüsterte sie. »Aber … ich hab in den letzten vier Tagen ja auch kaum was getrunken, nichts gegessen, fast nicht geschlafen. Da ist es vielleicht kein Wunder.«

Und so stürzte sie sich auf das, was

der Kühlschrank hergab, und trank literweise Wasser. Doch ein inneres Vakuum schien sie mit jedem Schluck weiter und tiefer in sich hineinzuziehen. Dabei wurde ihr übel, so speiübel, wie sie es noch nie erlebt hatte.

Als der Abend kam, bewegte sie sich nur noch wie ein Zombie von Raum zu Raum und spuckte an die leeren Wände. Von überall her starrten sie Gesichter an: von der Deckenvertäfelung, den Kacheln im Bad und den Schranktüren in der Küche.

»Schlag das Kreuzzeichen über uns, wenn du dem Bösen den Weg versperren

willst«, schrien die Flächen. »Schütze dich gegen die unausweichlichen Abgründe, aber beeil dich, denn dir bleibt nicht viel Zeit.«

Da suchte Rose alle Schreibgeräte zusammen, die sie in ihren Schubladen finden konnte, und legte sie vor sich hin. Nach längerem Grübeln entschied sie sich für Marker in Schwarz und Rot. Dann begann sie die Wände mit Worten zu bekritzeln, die tatsächlich für kurze Zeit alle finsteren Gedanken auf Abstand hielten.

Mit schmerzendem Handgelenk und steifen Nackenmuskeln wechselte sie

nach vielen Stunden in diesem benebelten Zustand den Marker in die andere Hand und machte weiter. Den ganzen Abend und die ganze Nacht hindurch gönnte sie sich keine Ruhe. Nicht einmal, als sie auf die Toilette musste, hörte sie auf. Sie hatte an diesem Tag doch schon einmal in die Hose gemacht, was hinderte sie daran, es noch einmal zu tun? Die Angst, von einer gnadenloseren Wirklichkeit übermannt zu werden, wenn sie nicht pausenlos weitermachte, trieb sie an. Unaufhörlich suchte sie nackte Flächen, die sie mit ihrer Botschaft bedecken konnte, und am

Schluss waren nur noch die Spiegel, der Kühlschrank und die Decken übrig.

Zu dem Zeitpunkt zitterten Roses Hände, und ihre Gesichtsmuskeln zuckten unkontrolliert. Der Brechreiz nahm ihr den Atem, und ihr Kopf wackelte wie das Pendel einer Uhr.

Als das erste Morgengrauen die hässliche Botschaft an den Wänden und Möbeln offenbarte, hatte Rose fast keine Kontrolle mehr über ihren Körper. Da sah sie sich selbst im Flurspiegel, zwischen den vielen roten und schwarzen Zeilen, und fühlte sich an die verzerrten Gesichter und verlorenen

Seelen in den geschlossenen Abteilungen des Landes erinnert. In dem Moment wurde ihr endgültig klar, dass sie zugrunde gehen würde, wenn sie nicht augenblicklich etwas unternahm.

Mit bebender Stimme rief sie in der psychiatrischen Abteilung an und bat um Hilfe. Man empfahl ihr, ein Taxi zu nehmen und sich zur Klinik hinausbringen zu lassen. Sie versuchten, optimistisch zu klingen. Vielleicht hofften sie, das würde zu einem gewissen Grad auf sie abfärben.

Erst als Rose nur noch ins Telefon schrie, wurde ihnen bewusst, wie ernst

es war und dass sie wohl doch einen Krankenwagen schicken mussten.

15

Mittwoch, 18. Mai 2016

Carl hing vor seinem Flachbildschirm und wunderte sich. Mit über einer Million regelmäßigen Zuschauern war Station 3 die beliebteste dänische Fernsehsendung überhaupt, und sie lief und lief! Während vergleichbare Sendeformate die Arbeit der Polizei seriös und sorgfältig darstellten und,

soweit möglich, sogar bei der Aufklärung halfen, hatte man bei Station 3 die unangenehme Tendenz, kriminelles Verhalten stets auf den sozialen Hintergrund der Täter und auf schlechte Einflüsse in ihrer Jugend zurückzuführen. Als sei das eine Entschuldigung für alles.

Die Sendung, die Carl gerade gesehen hatte, bildete keine Ausnahme. Nach einem mehr oder weniger gründlichen Blick auf Hitlers junge Jahre wurde die Frage aufgeworfen, ob der Menschheit der Zweite Weltkrieg womöglich erspart geblieben wäre,

wenn dessen Kindheit harmonischer verlaufen wäre. Was war daran neu? Anschließend wurden die Verbrechen von fünfzehn amerikanischen Serienmördern beleuchtet und ausnahmslos auf Sanktionen und Bestrafungen in frühester Jugend zurückgeführt. Bei jedem Fall wurde suggeriert, dass es sich bei der Arbeit der Polizei letztendlich um eine Art soziale Nothilfe handele. Ziel müsse sein, so der Tenor, die Kriminellen dabei zu unterstützen, ihren vorgezeichneten Lebensweg zu verlassen.

Was für ein Schwachsinn! Damit fütterten die Programmverantwortlichen doch nur die Dummbeutel und Analphabeten. Und die Zunft der Psychologen und Coaches verdiente gutes Geld damit, Gewaltverbrecher, Betrüger und anderes Pack als Opfer zu analysieren. Unterstützt wurden sie darin von Journalisten, die den Kriminellen sprachgewandt ihre trostlosen Kindheitsgeschichten aus der Nase zogen.

Carl schüttelte den Kopf. Warum fragten sie sie nie danach, wie sie es schafften, all ihre abscheulichen

Verbrechen zu leugnen? Hier wurde bitterer Ernst zu Unterhaltung, und die Politiker durften sich bequem zurücklehnen und erleichtert aufatmen, denn Dänemarks beliebteste Fernsehsendung beförderte doch den Eindruck, dass man etwas tat.

Carl drückte auf *eject*, hielt die DVD, die ihm die Produktionsfirma zur Verfügung gestellt hatte, kurz in der Hand und pfefferte sie dann in den Papierkorb. Was zum Teufel stellte Bjørn sich vor, sollte er zu dieser lächerlichen Sendung beitragen? Und warum war er so blöd gewesen, auf den

Zug aufzuspringen?

Er wandte sich zu Assad um, der hinter ihm stand. »Was soll man mit diesem Schund anfangen?«

Der schüttelte nur den Kopf. »Tja, Carl. Da kannst du genauso gut fragen, warum das Kamel so große Füße hat.«

Carl merkte, wie sich die Falten auf seiner Stirn verschoben. Konnten sich diese verdammten Kamele nicht mal für einen Tag woanders niederlassen?

»Große Füße?« Er holte tief Luft. »Na, damit sie nicht so tief im Sand einsinken, vermute ich. Aber was zum Teufel haben Kamelfüße mit dieser

Fernsehsendung zu tun?«

»Na ja, die Kamele haben so große Füße, um vorbeigleitende Schlangen plattzutreten.«

»Und?«

»Genau wie Kamele haben auch wir beide ziemlich große Füße. Noch nie bemerkt?«

Carl blickte auf Assads Entenfüße und holte wieder tief Luft. »Dann meinst du also, Bjørn hat uns diesen Fernsehfuzzi angedreht, damit wir ihm und seiner Station 3 das Leben schwer machen?«

Assad hielt seinen verstümmelten

Daumen in die Höhe.

»Ich hab aber keine Lust, mich von Bjørn als Kamel einspannen zu lassen«, sagte Carl und streckte die Hand nach dem Telefonhörer aus. Nein, wenn einer Kamel spielen sollte, dann doch bitte schön Bjørn selbst.

Er hatte gerade die Hand um den Hörer gelegt, da klingelte das Telefon.

»Ja!«, schnaubte er. »Kann man hier nichts in Ruhe fertig machen?«

»Guten Tag, hier spricht Vicky Knudsen.« Die Stimme klang schüchtern. »Die Schwester von Rose.«

Carls Gesicht organisierte sich neu.

Das konnte interessant werden.

Er griff nach dem Mithörer und reichte ihn Assad.

»Ja, guten Tag, Vicky, Carl Mørck hier«, sagte er etwas förmlich. »Wie geht es Rose heute? Haben Sie ihr meine Entschuldigung überbracht?«

Am anderen Ende blieb es still. Ob Rose nicht merkte, dass er sie durchschaute?

»Ich verstehe nicht. Welche Entschuldigung?«

Assad machte ein Zeichen, Carl solle sich besser etwas zurücknehmen. Merkte man ihm seine Angriffslust so deutlich

an?

»Ich rufe an, weil es Rose sehr schlecht geht«, fuhr sie fort.

»Na, was sonst«, flüsterte Carl mit der Hand vor dem Hörer, aber Assad legte einen Finger auf die Lippen.

»Rose ist wieder im Psychiatrischen Zentrum in Glostrup. Akuter Notfall. Ich rufe an, um Bescheid zu sagen, dass sie eine Weile nicht kommen wird. Ich werde dafür sorgen, dass man Ihnen eine Krankmeldung schickt.«

Carl wollte schon protestieren und sagen, jetzt ginge das Spiel dann doch zu weit, aber die nächsten Sätze stoppten

ihn.

»Ein paar Freunde von uns haben sie gestern im Egedal-Zentrum neben dem Matas-Drogeriemarkt auf einer Bank sitzen sehen. Sie zitterte am ganzen Leib. Sie wollten sie nach Hause bringen, aber sie sagte, sie sollten sich verziehen. Daraufhin haben die Freunde mich angerufen und ich hab zusammen mit unserer Schwester Lise-Marie das ganze Einkaufszentrum nach Rose abgesucht. Leider fanden nicht wir sie, sondern ein Parkplatzwächter, wie wir später erfuhren. Er hat sie entdeckt, wie sie am hintersten Ende des Parkplatzes an ein

Auto gelehnt auf dem Boden saß, vor sich hin dämmerte, in einer Urinpfütze. Ihre Bluse hatte sie sich halb vom Leib gerissen. Er hat sie dann nach Hause gebracht.

Dann rief heute Morgen unsere Mutter an und sagte, das Psychiatrische Zentrum habe sie kontaktiert, Rose sei wieder stationär aufgenommen worden. Natürlich habe ich sofort dort angerufen. Die Oberschwester erklärte mir, dass sie in Roses Hosentasche unter anderem ein S-Bahn-Ticket gefunden habe, abgestempelt am Hauptbahnhof. Deshalb glauben wir, dass sie an der Haltestelle

Stenløse ausgestiegen ist, um auf dem Heimweg noch einzukaufen, wie meistens. Aber als der Parkplatzwächter sie fand, hatte sie keine Einkäufe bei sich, daraus war offenbar nichts geworden.«

»Das tut mir leid zu hören, Vicky«, murmelte Carl, und Assad nickte im Takt zu seinen Worten. Was für ein Mist.

»Können wir irgendetwas tun? Können wir sie besuchen, was meinen Sie?« Wieder nickte Assad, aber diesmal langsamer, mit leicht anklagendem Blick.

Die Botschaft saß. Assad hatte ja

recht. Er hätte Gordon und ihn gestern in Roses Wohnung fahren lassen sollen.

»Besuch? Nein, leider nicht. Die Ärzte haben einen Behandlungsplan erstellt, darin sind Besuche zunächst nicht vorgesehen.«

»Sie ist aber nicht zwangseingewiesen worden, oder?«

»Nein. Aber wenn es ihr so geht wie jetzt gerade, wird sie kaum wegwollen, sagen die Ärzte. Sie ist bereit, die Therapie durchzuziehen.«

»Okay. Bitte halten Sie uns unbedingt auf dem Laufenden, ja?«

Eine kleine Pause entstand, als

sammelte Vicky sich, um noch etwas zu sagen – aber es war wohl kaum etwas, das die traurigen Neuigkeiten abmildern konnte.

»Tatsächlich habe ich mich nicht nur deswegen bei Ihnen gemeldet«, kam es schließlich. »Meine Schwestern und ich möchten Sie bitten, in Roses Wohnung zu kommen. Von dort rufe ich nämlich an. Es wäre wirklich gut, wenn Sie kommen könnten. Und denken Sie dran, dass sie eine Etage nach oben gezogen ist.«

»Sofort, meinen Sie?«

»Ja, bitte, das wäre wirklich gut. Wir wollten eigentlich nur ein paar

Kleidungsstücke für Rose holen. Den Anblick, der sich uns bot, haben wir nicht erwartet. Vielleicht können Sie oder einer Ihrer Kollegen uns helfen zu verstehen, was mit Rose passiert ist.«

Roses quietschrote Vespa stand neben den Fahrradständern auf dem Parkstreifen von Sandalspark. Die Bäume zeigten erstes zartes Grün, und alles wirkte alltäglich und freundlich. In diesem langgezogenen gelben Wohnblock mit seinen Laubengängen lebte Rose seit mehr als zehn Jahren, ohne sich je in irgendeiner Weise

negativ über die Wohnsituation geäußert zu haben. Und genau das war für Carl und Assad bei dem Anblick, der sich ihnen bot, als Vicky ihnen die Tür öffnete, schwer nachzuvollziehen. Die echte Vicky war der Frau, als die sich Rose am Vortag ausgegeben hatte, gar nicht unähnlich.

»Warum ist Rose nach hier oben gezogen, entspricht die Wohnung nicht genau ihrer alten?«, fragte Carl und blickte sich um.

»Ja, schon. Aber von hier aus kann sie die Kirche sehen, das war vom Erdgeschoss aus nicht möglich. Nicht,

dass sie religiös wäre oder so, sie fand es einfach besser«, antwortete Vicky und ging voraus ins Wohnzimmer. »Was sagen Sie dazu?«

Carl musste zweimal schlucken. Was für ein Albtraum! Jetzt konnte er nachvollziehen, warum Rose sich von Zeit zu Zeit geradezu eingedieselt hatte mit Parfum – sie hatte wahrscheinlich einfach nur versucht, den Gestank dieser ungelüfteten Räume zu überdecken. Die Wohnung war die eines Messies – und zwar nach einem Einbruch, bei dem der gesamte Hausrat durchwühlt worden war. Überall Pappschachteln und halb

volle Umzugskartons, stapelweise benutztes Geschirr auf dem Couchtisch, Essensreste und leere Verpackungen auf dem Esstisch. Aus den Regalen waren Bücher herausgezogen, überall lagen Decken und Kissen herum, das Sofa und die Stuhlpolster waren aufgeschlitzt. Nichts war verschont geblieben.

Diese Wohnung hatte nichts, aber auch gar nichts mit der gemeinsam, die Carl und Assad vor etwa zwei Jahren besucht hatten.

Vicky deutete auf die Wände. »Und schauen Sie sich das bloß an. Das hat uns am meisten geschockt.«

Hinter Carls Rücken murmelte Assad irgendetwas Arabisches. Hätte Carl es gekonnt, er hätte sicher dasselbe gesagt, denn für das hier reichte die dänische Sprache nicht aus. An allen Wänden, über und über, rauf und runter und in allen Schriftgrößen hatte Rose denselben Satz wiederholt.

DU SOLLST NICHT HIER SEIN.

Carl verstand sehr gut, warum die Schwestern angerufen hatten.

»Haben Sie das den Psychiatern erzählt?«, fragte Assad.

Vicky nickte. »Von einem Großteil der Wohnung haben wir ihnen Fotos

gemailt. Lise-Marie fotografiert im Schlafzimmer gerade den Rest.«

»Ist dort auch was?«

»Überall. Im Badezimmer, in der Küche. Sogar auf die Innenseite des Kühlschranks hat sie diesen Satz geschrieben.«

»Haben Sie irgendeine Idee, wie lange das schon so geht?«, fragte Carl. Er konnte die Verwüstung um sich herum einfach nicht mit der unglaublich strukturierten Person in Verbindung bringen, die so gerne das gesamte Sonderdezernat Q strammstehen ließ.

»Ich weiß es nicht. Seit unsere Mutter

aus Spanien zurück ist, sind wir nicht hier gewesen.«

»Ich glaube, Rose hat davon erzählt. War das nicht zu Weihnachten? Also vor bald fünf Monaten?«

Beklommen nickte Vicky. Wahrscheinlich machte es ihr und ihren Schwestern schwer zu schaffen, dass sie nicht für Rose da gewesen waren. Tja, mit dem Gefühl waren sie nicht allein.

»Kommt mal her.« Die Stimme aus dem Schlafzimmer klang verzweifelt.

Lise-Marie saß im Schneidersitz auf dem Bett und weinte, den Fotoapparat neben sich auf der Bettdecke. Auf ihrem

Schoß stand ein flacher Pappkarton, in dem sich graue Notizhefte mit Halbleinenrücken stapelten.

»Vicky, es ist einfach schrecklich«, schluchzte sie. »Sieh dir das an! Rose hat immer weitergemacht. Auch nach Vaters Tod.«

Vicky setzte sich auf die Bettkante, nahm eins der Hefte und öffnete es. Keine Sekunde später änderte sich ihr Gesichtsausdruck, als hätte man ihr einen Schlag versetzt.

»Das darf doch nicht wahr sein!«, murmelte sie, während die jüngere Schwester still vor sich hin weinte.

Vicky griff nach weiteren Heften und blickte dann auf. »Schon als wir klein waren, hat sie das gemacht. Immerzu. Aber wir dachten, es hätte nach dem Tod unseres Vaters aufgehört. Das hier war das erste.«

Sie reichte Carl eines der Hefte. »1990« war mit Marker auf die Vorderseite geschrieben.

Assad beugte sich über Carls Schulter, während der das Heft durchblätterte.

Als Projekt im Bereich »Graphische Kunst« wäre es spannend gewesen, aber so war es einfach nur traurig und

erschütternd. Jede einzelne Seite war mit den charakteristischen Blockbuchstaben einer Zehnjährigen vollgeschrieben. Dicht gedrängt, immer derselbe Satz.

HALT DIE KLAPPE HALT DIE KLAPPE HALT DIE KLAPPE. Seite für Seite war damit bedeckt.

Assad griff nach einem anderen Heft. »1995« prangte in Schwarz auf der Vorderseite und in Weiß auf der Rückseite.

Er schlug es auf, sodass Carl mitschauen konnte.

ICH KANN DICH NICHT

HÖREN ICH KANN DICH NICHT HÖREN ICH KANN DICH NICHT HÖREN, stand dieses Mal auf den Seiten.

Carl und Assad sahen sich an.

»Rose und unser Vater kamen nicht so gut miteinander aus«, sagte Vicky.

»Das ist ja wohl leicht untertrieben«, kam es vom Bett. Die jüngste Schwester hatte sich so weit gefasst, dass sie wieder sprechen konnte.

»Ich weiß.« Vicky sah müde aus. »Unser Vater kam 1999 bei einem Arbeitsunfall im Stahlwalzwerk ums Leben. Seit dem Jahr haben wir Rose

nicht mehr mit diesen Heften gesehen. Aber offenbar hat sie doch weitergemacht.«

Sie warf Carl ein Heft zu, der es in der Luft auffing.

»2010« stand auf der Vorderseite, und innen war es wie die anderen vollständig mit einem einzigen Satz gefüllt, diesmal allerdings in einer erwachseneren Schrift.

LASS MICH IN RUHE LASS MICH IN RUHE LASS MICH IN RUHE.

»Ob sie auf diese Weise mit ihrem Vater kommuniziert hat, egal ob er lebte

oder tot war?«, überlegte Assad.

Carl und die beiden Frauen nickten.

»Das ist doch vollkommen wahnsinnig.« Lise-Marie weinte wieder.

Vicky war gefasster. Sie wirkte so ganz und gar nicht wie die quirlige, schlagfertige Frau, von der Rose immer sprach. »Vater hat sie drangsaliert«, sagte sie jetzt ganz nüchtern. »Wir wissen nicht genau, wie er es gemacht hat, wenn er schlimm drauf war, das hat sie uns nie erzählt. Aber wir haben immer gewusst, dass sie ihn dafür gehasst hat. Abgrundtief.«

Carl runzelte die Stirn. »Er hat sie

drangsaliert, sagen Sie? Meinen Sie damit, dass er übergriffig wurde? Also in sexueller Hinsicht?«

Beide schüttelten den Kopf. Nein, so war ihr Vater nicht gewesen. Seine Waffe war die Sprache. Jedenfalls behaupteten sie das.

»Ich verstehe nicht, warum es nach Vaters Tod nicht aufhörte. Aber hier sind sie alle, die Hefte. Und dazu noch das ganze Gekritzel.« Vicky nickte in Richtung der Wände, die so dicht beschrieben waren, dass es kaum noch eine freie Fläche gab.

»Das macht doch keinen Sinn«,

murmelte Lise-Marie mit tonloser Stimme.

»Komm mal in den Flur, Carl«, rief Assad.

Er stand vor dem Spiegel und schaute auf die Kommode. Auf der war zwar kaum Platz, aber für einen hohen Stapel Bücher hatte es doch gereicht. Breite und dünne Exemplare, manche im Format von zusammengefalteten Landkarten.

»Carl, ich hab den Stapel gerade durchgesehen, und du glaubst es nicht.«

Er nahm das oberste Buch,

mittelgroß, mit festem Einband. ›Präsidium‹, hieß es kurz und bündig und war ein Rundgang durch das Kopenhagener Polizeipräsidium. Sehr detailliert - bis auf das eklatante Fehlen des Sonderdezernats Q im Keller.

Da wusste man doch um seinen Wert.

»Hier, sieh mal!« Assad deutete auf das nächste Buch, etwa anderthalb Zentimeter dick und in Halbleinen gebunden, wie die vielen anderen darunter, jedes in einer anderen Farbe.

Er schlug die erste Seite auf. »Sieh dir die Überschrift an: ›Die Obdachlose‹.«

Assad blätterte weiter zur nächsten Seite, dort war das Foto einer jungen Frau eingeklebt.

»Sie hat für alle Beteiligten des Falls Stammkarten mit den Personendaten angelegt«, sagte er und deutete auf den Text darunter.

›Kirsten-Marie Lassen alias Kimmie‹, stand da.

Carl las weiter.

›Wohnhaft in einem kleinen Ziegelsteinhaus neben den Bahngleisen in der Ingerslevsgade. Hat elf Jahre auf der Straße gelebt. Bekam vor einigen Jahren ein Kind, Totgeburt. Vater lebt in

Monte Carlo, Mutter, Kassandra Lassen, in Ordrup. Keine Geschwister.‹

Er überflog die Seite. Dort waren alle wichtigen Informationen über die zentrale Person des ersten Falls, an dem Rose beteiligt gewesen war, zusammengefasst.

Rasch blätterte er die nächsten Seiten durch. Keine in den Fall verwickelte Person war vergessen, und zu jeder waren die entscheidenden Lebensstationen aufgeführt und Fotos sowie Zeitungsartikel eingeklebt.

»In diesen Büchern sind mehr als vierzig Fälle dokumentiert, Carl. Alle,

an deren Aufklärung Rose im Sonderdezernat Q mitgewirkt hat. Und sie hat jedem Fall einen Titel gegeben, ›Der Brief in der Flasche‹ zum Beispiel oder ›Der Sprogø-Skandal‹ oder ›Marco‹.«

Von ganz unten aus dem Stapel zog er ein rostrotes Sammelalbum hervor.

»Und das hier, Carl, wird dich noch mehr interessieren.«

Carl schlug es auf. ›Der Grenzenlose‹, hatte Rose es betitelt.

»Das ist der Fall Habersaat, Carl. Schau dir mal die nächste Seite an.«

Carl blätterte weiter und starrte in ein

Gesicht, das er nicht kannte. »Der sieht Habersaat ähnlich, aber er ist es nicht, oder?«, sagte er.

»Nein. Jetzt lies den Text darunter und dann blättere weiter.«

›Arne Knudsen – 12.12.1952 – 18.5.1999‹, stand unter dem Foto.

»Okay.« Carl schlug die nächste Seite auf. Dort war ein Foto von Christian Habersaat eingeklebt.

»Jetzt blättere mal schnell vor und zurück, dann siehst du es.«

Das tat er, und tatsächlich. Im unmittelbaren Vergleich war die Ähnlichkeit der beiden Männer

frappierend. Insbesondere die Augen waren so gut wie identisch, nur dass Arne Knudsens Augen vollständig tot wirkten.

»Ich glaube, Roses Vater war ein Riesenarschloch«, murmelte Carl.

»Sie muss ziemlich durchgedreht sein, wenn sie sogar die Möbel aufgeschlitzt und alles Mögliche zerfetzt hat«, erklärte Assad. Er hatte seine übliche Stellung eingenommen: Füße auf dem Armaturenbrett.

Sie waren zehn Minuten gefahren, ohne ein Wort zu sagen, aber einer

musste das Schweigen ja brechen.

»Ja, mehr, als wir alle geahnt haben«, räumte Carl ein.

»Ich denke die ganze Zeit darüber nach, was ihr Vater ihr angetan haben könnte«, fuhr Assad fort. »Und warum nur ihr und nicht den anderen Töchtern?«

»Ich hab Vicky schon danach gefragt, aber das hast du wohl nicht gehört. Immer wenn es so aussah, dass er sich eine der Schwestern vornehmen wollte, ist Rose dazwischengegangen.«

»Aber wie? Und wieso konnte sie ihn nicht stoppen, wenn er es auf sie abgesehen hatte?«

»Gute Frage, Assad. Die konnten auch die beiden Schwestern nicht beantworten.«

»Das ist wie bei den Kamelen. Keiner hat die leiseste Ahnung, warum sie tun, was sie tun.«

»Ich weiß nicht, ob mir der Vergleich gefällt, Assad.«

»Das liegt daran, dass du Kamele nicht genügend respektierst, Carl. Dabei sind sie es, die uns Menschen heil durch die Wüste bringen, vergiss das nicht.«

Respekt für Kamele? Er schüttelte den Kopf. Aber um des lieben Friedens willen sollte er sich den Respekt

vielleicht langsam mal verordnen.

Die restliche Fahrt legten sie schweigend zurück. Beide kämpften in inneren Monologen mit Selbstvorwürfen. Warum zum Teufel hatten sie nicht ein bisschen mehr auf Rose geachtet?

Carl seufzte. Jetzt hatte er drei Fälle, um die er sich irgendwie kümmern musste: den zwölf Jahre zurückliegenden Mord an Stephanie Gundersen, den an Rigmor Zimmermann drei Wochen zuvor und jetzt auch noch den Mord an dem, was sie als Roses Persönlichkeit kannten.

Blieb nur die Frage, welchem dieser Fälle er sich zuerst widmen sollte …

16

Freitag, 20. Mai, bis Montag, 23. Mai 2016

Anneli zog sich aus und legte sich aufs Bett, zitternd und wie berauscht von dem Adrenalincocktail, der ihr durch die Adern schoss, seit sie Michelle im Nordwestviertel überfahren hatte. Für jemanden wie sie, die fast fünfzig Jahre lang als personifizierte

Wohlanständigkeit durchs Leben gegangen war, ein völlig neues Gefühl. Woher hätte sie auch wissen sollen, was für einen Kick es einem gab, wenn man sich zum Richter über Leben und Tod aufschwang? Das war vermutlich wie unverhoffter hemmungsloser Sex. Ein Gefühl, als wenn sich gierige Hände zielstrebig über den Körper tasteten. Im Kino hatte sie einmal zugelassen, dass der neben ihr sitzende Fremde seine Hand auf ihren Schenkel legte. Sie hatte nur dagesessen und ihn machen lassen. Und als er seine Finger schließlich tief in ihren Schoß steckte, hatte sich ihr

Orgasmus in stummen Schreien entladen. Die Erinnerung daran war sehr lebendig, als sie sich jetzt selbst streichelte und ihr Körper sein Eigenleben zu führen begann.

Michelle Hansen war ein lächerlich einfaches Opfer gewesen, genau wie Anneli es sich vorgestellt hatte. Wirklich zu dämlich, diese Frau. Ohne nach rechts und links zu schauen, war sie auf die Straße gelaufen, fast direkt vors Auto. Und dann hatte sie auch noch ganz naiv geglaubt, sich mit ausgestreckten Armen vor dem Aufprall schützen zu können.

Bevor sie ins Auto gestiegen war,

hatte sich Anneli ausgemalt, wie nervös sie sein würde. Aber in dem Moment, als sie aufs Gaspedal trat, hatte sie einfach nur diesen gigantischen Adrenalinflash verspürt, das war alles.

Ehrlich gesagt hatte sie auch nicht geahnt, wie gut sich der Zusammenprall anfühlen würde. Erst das dumpfe Geräusch und dann, fast noch besser, der Anblick des rückwärts fliegenden Körpers und das Aufprallen des Kopfes auf den Platten.

Aber der eigentliche Kick war gewesen, dass sie und Michelle sich vor dem Zusammenstoß in die Augen

gesehen hatten, wenn auch nur für den Bruchteil einer Sekunde. Trotzdem, Anneli war sich ziemlich sicher, dass Michelle sie beim allerletzten Luftschnappen erkannt und kapiert hatte, dass sie es gezielt auf sie abgesehen hatte.

Anneli hatte einen kleinen Peugeot ausgesucht, der erstaunlich leicht zu manövrieren war. Für den Fall, dass sie ihr nächstes Opfer schon am Wochenende aufsuchte, wollte sie ihn deshalb noch einmal benutzen.

Mit Michelles schreckverzerrtem Gesicht vor ihrem inneren Auge vergaß

Anneli alles, den Krebs, die Schmerzen und die Angst. Sie presste ihren Hinterkopf fest ins Kissen. Vielleicht war es ja so etwas wie ein göttlicher Wink, dass dieses Schätzchen ihr mit ihrem letzten Blick einen so überirdischen Genuss bereitet hatte? Vielleicht hatte die Vorsehung sie, die Täterin, und Michelle, das Opfer, ja zu einer Art symbiotischem Sinnenrausch zusammengeführt?

Ausgeruht wachte Anneli auf, den Kopf ganz erfüllt von ihrem Projekt. Innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden

würde sie einen weiteren überflüssigen Menschen aus der Welt schaffen. Was für ein fantastisches Gefühl! Natürlich wusste sie, dass Selbstjustiz in Dänemark eine Straftat war. Aber wenn sie an die vielen Tausend Stunden dachte, in denen Frauen wie Michelle das dänische Sozialsystem zum Narren hielten, dann war es doch wohl höchste Zeit und gut für alle, dass jemand die Sache mal in die Hand nahm. Und wenn man an den allgemeinen Sittenverfall im Land dachte, gab es weiß Gott anderes zu kritisieren als ihre kleine Vendetta. Allen voran die Politiker, die den Staat

als Selbstbedienungsladen begriffen, ihre Spielchen mit der Gesellschaft trieben und zwischen undurchdachten Adhoc-Lösungen und irgendwelchen fragwürdigen Ideologien hin- und herpendelten. Was zum Teufel bedeuteten ein paar Morde an Sozialschmarotzern verglichen mit dem Mord am Ruf einer ganzen Nation!

In ihrer winzigen Küche mit den hässlichen Schranktüren entwickelte sie auf diese Weise ihr neues Weltbild weiter. Dabei wuchs mit ihrer Entrüstung auch der Tatendrang, und beides erschien ihr von Stunde zu Stunde

gerechtfertigter. Von ihrer schmucklosen kleinen Wohnung aus würde sie eine Zeitlang eine immense, nie gekannte Macht ausüben, ohne dass irgendjemand etwas dagegen unternehmen konnte.

In freudiger Erwartung der Berichterstattung zu Michelles Tod würde sie sich an diesem Tag mal so richtig verwöhnen, sich etwas kaufen, das sie sich sonst nicht gönnte, vielleicht sogar etwas Leckeres zu essen besorgen. Dann erst würde sie ihre nächste Strafexpedition planen.

Doch als sie die aktuellen Polizeimeldungen googelte, spürte sie

einen Stich in der Brust wie von einem Dolch. Und jegliches Glücksgefühl war schlagartig verflogen.

Da war die Rede von Fahrerflucht! »Junge Frau im nordwestlichen Kopenhagen angefahren, überlebte wie durch ein Wunder. Fahrer flüchtete.«

Anneli erstarrte. Wieder und wieder las sie den Text, bis die Botschaft schließlich zu ihr durchgedrungen war. Dann ging sie auf die Website der größten Tageszeitung.

Der Name des Opfers wurde natürlich nicht genannt. Aber es konnte keinen Zweifel geben, dass es sich um

Michelle Hansen handelte.

Vergeblich suchte sie im Text nach Worten wie »in äußerster Lebensgefahr« oder »kritischer Zustand«. Sie stand unter Schock, bekam kaum Luft.

Dann wurde ihr schwarz vor Augen, und sie kippte um.

Als sie wieder zu sich kam, kostete es sie große Anstrengung, sich aufzurichten und in der Ecke neben dem Kühlschrank an die Wand zu lehnen.

Die Fragen stürmten nur so auf sie ein. Hatte Michelle Hansen sie womöglich erkannt? Trotz der

schmutzigen Windschutzscheibe und obwohl sich ihre Blicke nur für den Bruchteil einer Sekunde gekreuzt hatten? Und wenn ja – was sie zunächst ja gehofft hatte –, was bedeutete das? Es musste nichts heißen, beruhigte sich Anneli. Ihr Aussehen war keineswegs so markant, dass man sie nicht leicht mit einer anderen Frau dieses Alters verwechseln konnte. Außerdem stünde Michelles Aussage gegen ihre. Und wenn sie einfach den Spieß umdrehte? Wenn sie Michelle vorwarf, sie würde sich mit einer Falschaussage an ihr, Anneli, rächen wollen, weil sie sich auf

dem Sozialamt ungerecht behandelt fühlte?

Anneli überlegte noch einmal, ob jemand sonst sie gesehen haben konnte. Nein, die Straße war wie ausgestorben gewesen, und selbst wenn ein Anwohner am Fenster gestanden und alles gesehen hatte, wäre es höchst unwahrscheinlich, dass er sie identifizieren könnte.

Nachdenklich nahm sie sich eine Flasche Rotwein und schraubte den Deckel ab. Und wenn sich jemand an das Autokennzeichen erinnerte? Beim Einschenken zitterte ihr ein bisschen die Hand.

Rasch leerte sie das Glas.

Wie konnte sie herausbekommen, ob nach dem Auto gefahndet wurde? Und für den Fall, dass es so war, hatte sie es weit genug entfernt von ihrer Wohnung geparkt?

Anneli überlegte hin und her. So vieles kam ihr auf einmal falsch vor. In erster Linie natürlich, dass Michelle Hansen noch lebte, aber auch, dass plötzlich ihr gesamtes Projekt auf der Kippe stand.

»Nein!«, rief sie nach dem dritten Glas. Jetzt hatte sie endlich einmal gespürt, dass sie lebte. Das würde sie

nicht aufgeben. Nicht einmal um den Preis, dass sie entdeckt würde.

Ohne vorher ins Bad zu gehen, zog sie sich an und begab sich im milden Sonnenschein zielstrebig zu der Straße, wo sie den roten Peugeot geparkt hatte.

Sie wartete, bis ringsum alles ruhig war, dann löste sie die Plastikfolie, mit der sie die eingeschlagene Scheibe abgedichtet hatte, öffnete die Tür, setzte sich hinters Steuer und aktivierte mit dem Schraubenzieher die Zündung.

Sie hatte einen Plan, der so simpel wie sicher war: Um herauszufinden, ob die Polizei nach einem Wagen mit dem

Kennzeichen fahndete, musste sie den Peugeot nur an einem öffentlichen Ort abstellen, wo reger Verkehr herrschte und regelmäßig Polizeistreifen vorbeikamen. Dann würde sie schon sehen, ob sich die Beamten für den Wagen interessierten.

Anneli entschied sich für die Griffenfeldsgade, stellte sich selbst etwas abseits hin und beobachtete den Wagen. Im Lauf von zwei Stunden fuhren mindestens vier Streifenwagen in gemächlichem Tempo vorbei, ohne dass sich etwas tat. Da zog sie einen Parkschein am Automaten und ließ den

Wagen dort stehen. Stünde er auch am nächsten Tag noch dort, würde sie ihn noch einmal einsetzen.

Senta Berger hatte sich nach einer berühmten deutsch-österreichischen Schauspielerin umbenannt, woran Anneli sich einfach nicht gewöhnen konnte. Früher einmal hieß diese Senta nämlich ganz banal Anja Olsen, was sie zunächst in Oline Anjou geändert hatte, bevor sie auf die idiotische Idee mit diesem Filmdiven-Namen gekommen war, dem sie nie im Leben entsprechen konnte. Anneli hatte sie als Klientin gehabt, als

sie eine nervige, selbstbezogene und unglaublich fordernde Achtzehnjährige gewesen war.

Anneli bekam damals förmlich Pickel, wenn sie nur an die Frau dachte, und ihre Freude war groß, als sie in ein anderes Amt wechselte und diesen glitzernden Sack heißer Luft ihren Kollegen überlassen konnte. Aber auch wenn sie beruflich nichts mehr mit ihr zu tun hatte, als Privatperson in der Innenstadt lief sie dieser sonderbaren Barbie-Imitation unaufhörlich über den Weg.

Senta war stets bepackt mit

irgendwelchen Boutiquen-Tüten. Ihr beispielloser Konsum auf Kosten der Allgemeinheit regte Anneli noch Stunden nach solchen Begegnungen auf. Deshalb war es letztlich auch kein Zufall, dass sich Sentas Name ganz oben auf Annelis Todeskandidatinnenliste wiederfand.

Anneli ließ sich Zeit. Am Tag nach den samstäglichen Partys pflegten Frauen wie Senta sich selten vor dem späten Nachmittag auf der Straße blicken zu lassen. Deshalb saß Anneli gemütlich mit einer Thermoskanne im roten Peugeot und behielt die Haustür ihres Opfers im Auge.

Falls Senta in Begleitung erschien oder sich noch andere Leute auf der Straße herumtrieben, würde Anneli ihr Vorhaben einfach auf einen anderen Tag verschieben.

Hier draußen in Valby war es sonntagnachmittags so tot wie in den Restaurants von Lyngby an Silvester. Selten einmal kam jemand vorbei, um ein paar Stücke Kuchen zu besorgen, oder ein Radfahrer nahm eine Abkürzung zum Vigerslevvej. Sonst passierte nichts. Aber genauso sollte es ja sein.

Es war fast siebzehn Uhr, als sich etwas in Senta Bergers Wohnung tat. Die

Gardinen wurden aufgezogen, und die Kontur einer Gestalt zeichnete sich am Fenster ab.

Anneli schraubte den Deckel auf die Thermoskanne und zog die Handschuhe an.

Keine Viertelstunde später öffnete sich die Haustür und Senta stolzierte heraus, mit ultrakurzem Rock, Overknee-Stiefeln, purpurrotem Webpelz-Cape und Fake-Designer-Handtasche.

Nur hundert Meter weiter auf dem Bürgersteig starb sie. Hätte sie ihre Kopfhörer nicht zu voller Lautstärke aufgedreht, hätte sie vielleicht den

Hauch einer Chance gehabt, dem Peugeot auszuweichen, der sie an der Hauswand zerquetschte.

Auch wenn diesmal nicht der geringste Zweifel bestand, dass ihr Opfer tot war, steuerte Anneli den Wagen mit einer gewissen Frustration zurück auf die Fahrbahn und verließ die Gegend. Verdammt, die Schlampe hätte sie, ihren Henker, doch sehen und die Fehler ihres Lebens erkennen sollen, ehe ihr das Licht ausging. Das war doch gerade das Schöne daran. Das war es doch, was Anneli so erregte.

Insofern war sie nicht wirklich

zufrieden. Nein, auch diesmal war es nicht ganz nach Plan gelaufen.

Anneli fuhr den Wagen direkt in die Waschstraße. Sie blieb darin sitzen und sah zu, wie die rotierenden Bürsten versuchten, die Plastikfolie vom Seitenfenster zu reißen. Anschließend wischte sie mit der eingedrungenen Seifenlauge alle Stellen ab, die sie eventuell berührt hatte.

Ein Mal noch wollte sie den Wagen verwenden, dann nicht mehr – das wäre zu riskant. Es durfte um Himmels willen kein Muster erkennbar werden, weder

bei der Wahl der Opfer noch bei der Tatwaffe.

Sie würde den Wagen wie letztes Mal in der Griffenfeldsgade parken, um herauszufinden, ob nach ihm gefahndet wurde. Dabei spielte es letztlich keine Rolle, ob die Polizei ihn als gestohlenes Fahrzeug oder als Fluchtwagen suchte. Entscheidend war, ob sie den Peugeot überhaupt auf dem Schirm hatte.

Anneli zog einen Parkschein, damit er am Ende nicht wegen einer simplen Ordnungswidrigkeit auffiel, dann packte sie die Thermoskanne ein, sammelte Haare, Crackerkrümel und benutzte

Papiertaschentücher in eine Plastiktüte und knallte die Tür zu. Schon bald würde sie zu ihrer nächsten Aktion aufbrechen. Dann würde sie auf jeden Fall dafür sorgen, dass sich das Opfer rechtzeitig umdrehte.

Der Eingang zum Zentrum für Strahlentherapie des Rigshospitals verbarg sich in einem Labyrinth aus Bauwagen, zwischen denen hektische Aktivität herrschte. Anneli folgte den Schildern zum Treppenhaus 39 und begab sich anschließend zwei Stockwerke tief unter die Erde. Ihre

Gedanken kreisten um gefährliche Strahlen und die Betonbunker der Sechziger, die Atomangriffen standhalten sollten. Ganz ruhig, Anneli, die wollen nur dein Bestes, versuchte sie, sich zu beruhigen. Das überraschend große Wartezimmer bot ausreichend Platz für einen Informationstresen, ein Aquarium, mehrere Couchgruppen, Flachbildschirme mit verschiedenen Fernsehsendern und üppige Grünpflanzen, auf die aus einem Lichtschacht Sonnenstrahlen fielen.

Obwohl es noch früh am Montagmorgen war, warteten schon

etliche Patienten auf ihre Strahlenbehandlung. Trotz des bedrückenden Anlasses, aus dem sie hier waren, herrschte eine angenehm ruhige Atmosphäre. In einer Art Schicksalsgemeinschaft saßen sie hier, alle mit diesen winzigen, auf die Haut tätowierten Punkten, damit Krankenschwestern und Röntgenassistenten genau die Stelle anpeilen konnten, auf die die Strahlen treffen sollten.

Hier hielt man sich auf, um dem Leben noch eine Chance zu geben, und auch Anneli würde innerhalb des

nächsten Monats fünfmal wöchentlich hier erscheinen.

Falls sich entgegen aller Erwartung zeigen sollte, dass weder Bestrahlung noch Chemotherapie etwas gegen ihren Krebs ausrichten konnten, würde sie ihren Rachefeldzug etwas beschleunigen. Nüchtern betrachtet konnte sie, wenn sie sich gut organisierte, Dutzende dieser Schmarotzerinnen umbringen, vielleicht sogar mehrere an einem Tag. In einem Land, wo die Höchststrafe »lebenslänglich« lautete, kam es auf dasselbe hinaus, ob man einen oder vier Menschen umbrachte. Und was

bedeutete diese Höchststrafe schon? Es war doch ein offenes Geheimnis, wie gut es Mörder, die man nicht mehr auf die Menschheit loslassen mochte, in den psychiatrischen Verwahranstalten hatten.

Anneli lächelte, als man sie zur Bestrahlung rief, und sie lächelte immer noch, als sie eine Stunde später auf ihrem Stuhl im Büro saß und ihre Klienten beriet.

Nach einigen überraschend zufriedenstellenden Beratungsterminen war schließlich Jazmine Jørgensen an der Reihe.

Warte du nur, dachte Anneli mit

diebischem Vergnügen, als die Schlampe, kaum dass sie sich gesetzt hatte, desinteressiert aus dem Fenster schaute.

Ein paar Jahre lang war Jazmine Jørgensen wegen diverser beschwerdenreicher Schwangerschaften von der Notwendigkeit des Geldverdienens befreit gewesen. Jetzt hatte man für sie psychologische Unterstützung vorgesehen, und falls sie nicht auf die kostenlosen Angebote der Empfängnisverhütung einging, musste grundsätzlich beraten werden, was man mit ihr machte.

Aber so weit würde es nicht kommen, da war sich Anneli sicher. In zwei Monaten würde Jazmine Jørgensen im Grab liegen, ob mit einem weiteren Kind im Bauch oder ohne.

In den nächsten Minuten steckte Anneli den Rahmen für ihre künftige Zusammenarbeit ab, Perspektivfindung, Bewerbungstraining, Ausgabenkontrolle. Wie nicht anders zu erwarten, interessierte sich Jazmine weiterhin nur für das, was sich draußen vor dem Fenster tat. Aber Anneli ließ sich nicht mehr provozieren. Im Gegenteil: Es verstärkte in ihr nur das Gefühl, für eine

gerechte Sache zu kämpfen.

Sie schob gerade eine Informationsbroschüre zu den angesprochenen Punkten über den Tisch, als Jazmine den Blick auf sie richtete.

Hinter ihrer puppenhaften Maske aus Make-up, Eyeliner und Lippenstift traten Züge hervor, die Anneli so noch nicht an ihr gesehen hatte. Etwas Trotziges und aggressiv Lauerndes. Eine unerwartete Willensstärke.

»Haben Sie schon gehört, dass Michelle Hansen sich gut erholt?« Die Frage, trocken und wie beiläufig vorgebracht, traf Anneli wie aus

heiterem Himmel. Jazmines Gesicht zeigte keine Regung, sie starrte ihre Sachbearbeiterin weiterhin kalt und hasserfüllt an. Anneli reagierte reflexhaft mit einem unmerklichen Zurückzucken des Kopfs. Aber in ihrem Inneren herrschte wilder Aufruhr. Hektisch ging sie verschiedene Verteidigungsmanöver durch.

Was zum Teufel wusste dieses Miststück?

»Michelle Hansen, sagen Sie? Was ist mit ihr? Kennen Sie Michelle Hansen?«, fragte sie zögernd, als ob sie es nicht genau wüsste. Sie hatte die drei

doch im Warteraum über sie herziehen hören.

So etwas vergaß man nicht.

Anneli und Jazmine saßen sich gegenüber und starrten sich an. Anneli mit leicht hochgezogenen Augenbrauen, Jazmine mit verächtlichem Grinsen. Sie sah aus wie ein Hund, der die Zähne bleckt, um zu zeigen, wie gefährlich er ist.

Sie überlässt mir die Initiative, dachte Anneli. Also bloß keinen Fehler jetzt.

»Keine Antwort, Jazmine? Worauf wollen Sie denn eigentlich hinaus? Was

meinen Sie mit ›erholt sich‹? Wovon?«

Doch Jazmine schwieg. Sah Anneli einfach nur an, als wartete sie auf ein Zeichen, ein Zucken des Auges, des Pulses an ihrem Hals, irgendetwas, das sie entlarven würde.

Anneli bemühte sich, ruhig und gleichmäßig zu atmen, obwohl sich ihre Gedanken überschlugen. Hatte es doch Zeugen gegeben? Nein, unmöglich, sie hatte so darauf geachtet, dass die Straße leer war – in beiden Fällen.

»Sie stehen auf rote Autos, oder?«, bemerkte Jazmine, wieder ohne eine Miene zu verziehen.

Anneli zwang sich zu lächeln. »Sagen Sie, Jazmine, geht es Ihnen gut? Nehmen Sie doch bitte dieses Infoblatt mit nach Hause und lesen Sie es sich gründlich durch.« Sie schob den Zettel über den Schreibtisch. »Mein Auto ist übrigens blau-schwarz. Ein schöner kleiner Ford Ka, kennen Sie das Modell?«

Und damit gab sie Jazmine Jørgensen mit einer unmissverständlichen Geste zu verstehen, dass sie bitte den Raum verlassen möge.

Okay, der Peugeot war ab jetzt tabu. Und: Sie musste diese Frauen im Auge behalten.

Auf jeden Fall war Jazmine Jørgensen nach diesem Intermezzo um etliche Plätze auf der Liste nach oben gerückt.

17

Donnerstag, 19. Mai 2016

»Hier hat man Rigmor Zimmermann gefunden.«

Tomas Laursen deutete auf einen kaum noch sichtbaren Umriss im Gras.

Carl lächelte. Assad hatte die großartige Idee gehabt, den Betreiber der Präsidiumskantine in den Park zu bitten. Tomas arbeitete schon lange nicht

mehr als Polizeitechniker, aber auf seinen Sachverstand war noch immer Verlass.

»Wissen wir denn, durch welchen Eingang sie in den Park gekommen ist?«, fragte Assad. »Dort hinten?«

Carl ließ den Blick am schmiedeeisernen Gitter entlang bis zur Kronprinsessegade und der äußersten Ecke des Parks schweifen. Er nickte. Die Frau hatte die Wohnung ihrer Tochter bei strömendem Regen verlassen und – aus dem Borgergade–Viertel kommend – höchstwahrscheinlich den Eingang an der Sølvgade genommen,

denn so konnte sie den Weg zum Ausgang an der Gothersgade abkürzen.

»So ganz verstehe ich es nicht«, fuhr Assad fort. »Sie wohnte draußen in Stenløse und nahm normalerweise die S-Bahn. Wissen wir denn überhaupt, warum sie zur Station Nørreport gegangen ist und nicht zur Metro am Kongens Nytorv oder zur Station Østerport? Wäre das nicht logischer gewesen?«

Tomas Laursen blätterte in der mittlerweile recht umfangreichen Akte. Fantastisch, wie er die der Mordkommission abgeluchst hatte.

Jetzt schüttelte er den Kopf. »Nein, das wissen wir nicht.«

»Und was sagt die Tochter der Verstorbenen dazu? Wäre doch möglich, dass sie es weiß?«, fragte Carl.

»Nichts. Uns liegt eine Abschrift ihrer Aussage vor, aber die ist total dürftig. Da haben die Kollegen nicht weiter nachgebohrt.«

Dabei ist es doch eigentlich eine ziemlich elementare Frage, dachte Carl. Warum zum Teufel hatten sie die nicht gestellt?

»Wer leitet die Ermittlungen?«

»Pasgård.«

Carl seufzte. Nach einem auch nur annähernd so selbstherrlichen, oberflächlichen Typen musste man lange suchen.

»Ja, ich versteh dich«, sagt Laursen. »Aber er ist fast genauso ein Stinkstiefel wie du, Carl. Und wenn er mitbekommt, dass du in seinem Fall ermittelst, dann wird er ungemütlich, da kannst du drauf wetten.«

»Dann sollten wir es lieber für uns behalten, oder?«, schlug Assad vor.

Laursen grinste. Er kniete sich neben den Umriss und untersuchte das Gras. Die Stadtgärtner hatten sich tatsächlich

an die Anweisungen der Polizei gehalten, in einem Umkreis von drei Metern rund um den Tatort nicht zu mähen.

»Hm.« Vorsichtig hob Laursen einen halben Meter vom gekennzeichneten Umriss ein einzelnes verwelktes Blatt auf.

Als Carl bemerkte, dass sowohl Assad als auch Laursen die Stirn runzelten, folgte er ihren Blicken, die an den Beeten und dem schmiedeeisernen Gitter entlang zum Eingang Sølvgade wanderten. Ja, jetzt sah er es auch, das war ziemlich gut beobachtet: Das Blatt

auf dem Gras stammte von keinem der Büsche oder Bäume in der Nähe.

»Kann das Blatt drei Wochen lang hier gelegen haben?«, fragte Assad.

Laursen zuckte die Achseln. »Wahrscheinlich schon. Der Tatort liegt nicht direkt neben den Hauptwegen, und wir hatten seit Wochen keinen richtig starken Wind.« Dann schüttelte er leicht den Kopf. »Andererseits kann es natürlich auch von einem Hund mitgebracht worden sein oder an einem Schuh geklebt haben. Was ist das überhaupt für ein Blatt, Carl, weißt du das?«

Woher sollte er das wissen? War er Gärtner oder Botaniker?

»Ich geh mal ein Stück«, sagte Assad, aber dann ging er nicht, sondern rannte, bedenklich vornübergebeugt, den Weg zum Sølvgade-Eingang entlang. Er sah aus wie eine Mischung aus Französischer Bulldogge und einem, der sich gerade in die Hose geschissen hatte.

Carl staunte nicht schlecht.

»Das Blatt ist ganz flachgedrückt. Insofern kann es sehr gut unter einem Schuh geklebt haben.« Laursen hatte sich gebückt, die Nase hing am Boden, das Hinterteil ragte in die Höhe.

Carl wollte gerade anmerken, dass sämtliche Spuren nach so langer Zeit doch bestimmt verschwunden waren. Doch Laursen war schneller: »Allerdings sehe ich hier auf der Oberseite des Blattes einige sehr feine Rillen. Und so feine Rillen haben Schuhe nicht … Hunde übrigens auch nicht«, fügte er glucksend hinzu. Sein Humor war schon immer eher etwas für Insider gewesen.

»Das heißt?«

Laursen blätterte erneut in dem Bericht und deutete schließlich auf ein Foto der Leiche. »Das könnte von der

hier sein«, sagte er und tippte auf Rigmor Zimmermanns Hose. »Cordsamt. Sehr beliebt bei älteren Damen, die nicht jeden zweiten Tag ihre komplette Garderobe wechseln wollen.«

Carl nahm das Blatt und betrachtete es von Nahem. Laursen hatte recht.

In dem Moment raste Assad wie ein durchgehendes Nashorn auf sie zu.

»Vielleicht werden wir schlauer, wenn unser Hundertmeterläufer im Ziel ist.«

»Hier.« Außer Atem und platzend vor Stolz hielt Assad ihnen ein Blatt vor die Nase. »Dahinten im Gebüsch, gleich

links vom Eingang hinter den Fahrradständern, gibt's ganz viele davon.«

Plötzlich lachte Tomas Laursen laut los, es platzte nur so aus ihm heraus. So vergnügt hatte Carl ihn schon lange nicht mehr gesehen.

»Wahnsinn!«, prustete der Kantinenwirt. »Jetzt wissen wir, wo die Männerpisse herkommt! Hach, plötzlich wird einem doch einiges klar!«

Assad nickte. »Ich hab auch gelesen, dass sie Hundekacke an den Schuhen hatte.«

»Ja, aber in der Scheiße war kein

Kies«, antwortete Laursen. »In die ist sie wahrscheinlich schon außerhalb des Parks getreten.«

Carl verstand nur Bahnhof.

»Also ihr glaubt, der Ablauf war in etwa so, wie ihr das skizziert? Das wäre ja wirklich ein Durchbruch.« Carl war immer noch skeptisch.

Laursen lachte. »Ja, verdammt, ja. Man bekommt fast Lust, sich wieder bei der Polizei zu bewerben!«

»Ihr meint also, dass Rigmor Zimmermann durch den Park abkürzen wollte, aber dass sie schon auf dem

Bürgersteig draußen anfing zu rennen? Und wie kommt ihr darauf?«

»Sie war doch eine elegante Dame, oder? Trug handgenähte Schuhe von Scarosso oder so. War sie nicht mit einem Schuhhändler verheiratet gewesen? Ich sag dir, die verstand was von Qualität. Solche exklusiven Treter kosten im Handel mehr als zweitausend Kronen«, erklärte Laursen.

»Und diese Schuhe wollte sie natürlich um nichts in der Welt freiwillig mit Hundekacke einsauen, meinst du?« Als würde man das bei anderen Schuhen durchaus erwägen. Carl lachte über

seinen eigenen Witz.

Laursen hielt einen Daumen in die Höhe.

Assad nickte. »Sie ist schon auf dem Bürgersteig gerannt und hat nicht aufgepasst. An dem Abend hat es doch gegossen. Ich bin derselben Meinung wie Laursen.«

Machten die hier einen auf Sherlock Holmes und Watson, oder was?

»Und deshalb meint ihr, sie ist mit ihren feinen, teuren Schuhen in den Hundehaufen getreten – nicht, weil sie schnell irgendwohin wollte, sondern weil sie sich bedroht fühlte –, wollt ihr

darauf hinaus?«

Da flogen gleich zwei Daumen in die Höhe.

Er ging mit den beiden zu dem Gebüsch. Ein ausgezeichnetes Versteck, keine Frage.

»Okay, lasst uns rekapitulieren. Rigmor Zimmermann ist gerannt, weil sie sich bedroht fühlte. Sie ist in den Kongens Have reingerannt …«

»Rosenborg Slotshave, Carl«, warf Assad ein.

»Das ist doch derselbe Park.«

Die dunklen Augenbrauen zuckten unwirsch.

»Okay, meinetwegen, sie ist in den Rosenborg Slotshave gerannt«, korrigierte er um des lieben Friedens willen und sah Assad dabei in die Augen. Anscheinend gab ihm der Name mehr Sicherheit. »Und dann hat sie sich hier in diesem Gebüsch versteckt, wo das Blatt, das ihr am Tatort gefunden habt, offenbar herstammt. Jedenfalls ist der Boden mit den gleichen Blättern bedeckt. Und obendrein scheint es eine beliebte Pinkelstelle zu sein.«

»Wie man schon auf zehn Meter Entfernung riecht«, bemerkte Laursen. »Aber es ist ja auch direkt hinterm

Eingang zum Park und total praktisch für jeden, der es eilig hat.«

»Hm. Ihr habt gesagt, die Urinspuren, die der Rechtsmediziner an der Leiche entdeckt hat, befanden sich auf dem Po und dem rechten Oberschenkel. Weil sie sich in dem Versteck ins Laub gesetzt hat, leitet ihr das daraus ab.« Carl nickte in Gedanken. »Aber warum hat der Angreifer sie nicht gleich hier niedergeschlagen? Weil der Betreffende sie übersehen hat und weitergerannt ist?«

Laursen grinste. Endlich hatte es auch der Letzte kapiert, sollte das wohl

ausdrücken.

»Vermutlich ja«, sagte Laursen. »Und dann hat Rigmor Zimmermann eine Weile hier im Gebüsch gehockt und ist erst wieder rausgekommen und den Weg weitergelaufen, als sie glaubte, die Luft sei rein. Aber das ist nur eine Vermutung, mit Sicherheit wissen wir das natürlich nicht.«

Nein, woher auch?

»Entsprechend glaubt ihr also«, folgerte Carl, »dass sich der Angreifer so lange beim Restaurant versteckt hat und erst in dem Augenblick vortrat, als die Zimmermann vorbeiging?«

Wieder schnellten die dämlichen Daumen hoch.

Carl lachte und schüttelte den Kopf. »Eine Vermutung, die auf Hundekacke, welke Blätter und so Zeug baut – echt, ihr beiden solltet Krimis schreiben.«

»Aber du musst zugeben, es ist ziemlich plausibel, Carl.« Laursen sah verdammt zufrieden aus mit sich, was ihm im Übrigen gut stand. »In meinen Jahren als Polizeitechniker habe ich erlebt, wie sich die wildesten Spekulationen plötzlich zu absolut schlüssigen Erklärungen zusammengefügt haben. Sag nicht, dass

du das nicht kennst?«

Carl nickte, klar, wer wüsste das nicht besser als er. Er konnte nur nicht aufhören zu grinsen. Falls an dieser Vermutung auch nur das Geringste dran war, würde sich ein gewisser Polizeikommissar Pasgård vor Ärger bald in den Arsch beißen.

»Ach, da seid ihr ja!«, rief eine Männerstimme quer über den Rasen. »Hatte dieser Gordon also doch recht! Können wir nicht noch mal zu der Stelle zurückgehen, wo die Frau gefunden wurde?«

Sie waren zu dritt. Kameramann,

Tontechniker und dieser Idiot von Olaf Borg-Pedersen. Was zum Teufel machten die hier und warum hatte Gordon ihnen auf die Nase gebunden, wo sie waren? Na, den würde er später auf den Pott setzen.

Als sie am Tatort standen, winkte Borg-Pedersen seinem Tontechniker zu, worauf der in seiner Requisitentasche wühlte.

»Wir haben eine Spraydose mit weißem Pulver mitgebracht, damit können wir schnell noch mal die Position der Leiche markieren. Wollen Sie oder soll ich?«

Carl runzelte die Stirn. »Haben Sie sie noch alle? Das ist ein Tatort, Mann! Wenn Sie auch nur den geringsten Spraystoß abgeben, werde ich Ihnen den Rest aus der Flasche in den Rachen leeren.«

Borg-Pedersen hatte offensichtlich jahrelange Erfahrung im Umgang mit störrischen Menschen, denn er zog ein paar Yankie-Schokoriegel aus der Tasche.

»Bisschen was für den Blutzucker?«

Nur Assad griff zu. Dafür nahm er gleich alle Riegel.

Auf der Klingelanlage standen enorm viele Namen, und der Name Zimmermann war sogar gleich zweimal vertreten. Mit der Birgit F. Zimmermann aus dem Erdgeschoss wollten sie sprechen, und dann gab es im fünften Stock noch eine Denise F. Zimmermann. Carl hatte keine Ahnung, wer das war.

»Diese Fernsehtypen hatten ja wohl echt ein Rad ab«, knurrte er, während er auf die Klingel drückte. »Glaubten im Ernst, sie könnten mitkommen zu einem Verhör.«

»Na ja, trotzdem, Carl, der Schienbeintritt war überflüssig. Ich

glaub übrigens auch nicht, dass er dir das mit dem Versehen abgekauft hat«, sagte Laursen.

Carl grinste und sah Assad an. Hatte sich Gordon neulich nicht auch sehr effektiv auf diese Weise stoppen lassen? Assad grinste zurück und zuckte die Achseln. Hauptsache, es wirkte.

Sie mussten noch etliche Male klingeln, ehe sich eine schleppende Stimme meldete.

»Hier ist die Polizei«, sagte Laursen. Was für eine dämliche Einleitung, aber okay, er war Techniker, da war Kommunikation nicht seine

Spitzenkompetenz.

»Guten Tag, Frau Zimmermann«, säuselte Carl. »Wir würden uns freuen, wenn Sie uns fünf Minuten Ihrer Zeit schenkten.«

Ein Nuscheln war zu hören, dann öffnete sich die Tür zum Treppenhaus. Carl warf Laursen einen vielsagenden Blick zu. Bleib im Hintergrund, hieß das.

Birgit F. Zimmermann hielt die Tür weit auf. Ihr Kimono klaffte fast ebenso weit auf und enthüllte jede Menge von dem, was man nicht unbedingt sehen wollte: viel weiße Haut und eine billige

Strumpfhose. Der Alkoholatem verriet ihnen schon gleich bei der Begrüßung, welchem Zeitvertreib sie frönte.

»Es tut mir leid, Frau Zimmermann, dass wir uns nicht angemeldet haben, aber wir hatten gerade in der Nähe zu tun«, erklärte Carl.

Leicht wankend starrte sie die drei Männer an. Besonders an Assad blieb ihr Blick haften.

»Sehr nett, Sie kennenzulernen«, flötete Assad und streckte ihr breit lächelnd die Hand hin. Er hatte einfach eine besondere Art mit Frauen, erst recht, wenn sie einen in der Krone

hatten.

»Es ist hier zurzeit ein bisschen unordentlich, es war einfach so viel zu tun«, entschuldigte sie sich und schuf Platz auf dem Sofa, indem sie einfach irgendwelche undefinierbaren Dinge auf den Fußboden warf. Dann setzten sie sich.

Zunächst einmal kondolierte Carl. Es müsse schwer gewesen sein, die Mutter auf diese entsetzliche Weise zu verlieren.

Frau Zimmermann nickte ausdauernd und strengte sich merklich an, die Augen offen zu halten.

Carl sah sich um. Im Raum verteilt lagen mindestens fünfundzwanzig leere Wein- und diverse Schnapsflaschen. Gelangweilt hatte sie sich bestimmt nicht.

»Frau Zimmermann, wir wollten Sie fragen, ob Sie eine Ahnung haben, warum Ihre Mutter beschloss, durch den Kongens …« Carl sah Assad an, »… ich meine durch den Rosenborg-Slotshave-Park zu gehen, statt zur Metro am Kongens Nytorv oder zur Station Østerport. Haben Sie eine Idee?«

Birgit Zimmermann machte eine unbestimmbare Kopfbewegung. »Sie

ging immer gern durch den Park.«

»Immer?«

Sie lächelte. Ihre Schneidezähne waren mit Lippenstift verschmiert.

»Ja«, sagte sie und nickte wieder mehrfach, bis sie sich endlich zusammenriss und fortfuhr. »Und dann kaufte sie bei Netto ein.«

»An der Station Nørreport?«

»Ja, genau! Immer!«

Eine Viertelstunde verging so, bis sie einsahen, dass das Timing für etwas kompliziertere Fragen nicht unbedingt perfekt war.

Carl machte den anderen ein Zeichen,

dass es an der Zeit sei zu gehen. Aber da übernahm Assad.

»Warum hatte Ihre Mutter eigentlich so viel Geld bei sich? Zehntausend Kronen, sagten Sie. Und woher wussten Sie das so genau, Birgit?« Assad nahm ihre Hand, worauf sie leicht zurückzuckte, aber er ließ nicht los.

»Na, Sie hat es mir gezeigt. Mutter liebte Bargeld – sie gab gern damit an.«

Hut ab, Assad, sagte Carls Blick. »Prahlte sie damit auch Fremden gegenüber?«, hakte er nach.

Birgit Zimmermann senkte den Kopf und ließ ihn ein paarmal Richtung Brust

schaukeln. Lachte sie lautlos?

»Meine Mutter war eine echte Angeberin, ja, das war sie. Einfach immer und überall«, gluckste sie. Dann lachte sie plötzlich laut. »Tja, das hätte sie besser nicht tun sollen.«

Touché, dachte Carl.

»Hatte Ihre Mutter auch bei sich zu Hause überall Geld herumliegen?«, fragte Assad.

Sie schüttelte den Kopf. »Nee, sie war nicht dumm, meine Mutter. Man kann ihr vieles nachsagen, aber dumm war sie nicht.«

Carl wandte sich an Laursen. »Weißt

du, ob eine Durchsuchung ihrer Wohnung stattgefunden hat?«, fragte er leise.

Laursen nickte. »Man hat nichts Aufschlussreiches gefunden.«

»Das war Pasgård?«

Wieder nickte Laursen. Von seinem früheren Kollegen Børge Bak mal abgesehen, gab es kaum jemanden, vor dem Carl weniger Respekt hatte.

Er wandte sich wieder an die Frau. »Sie haben nicht zufällig einen Zweitschlüssel für die Wohnung Ihrer Mutter, Birgit?«

Die prustete ein paarmal, so als habe er sie jetzt aber gehörig in Verlegenheit

gebracht. Gott, sie mussten sich echt beeilen, sonst dämmerte ihnen Birgit Zimmermann vor der Nase weg.

Da hob sie plötzlich den Kopf und antwortete erstaunlich klar, dass sie tatsächlich einen Schlüssel habe, und zwar, weil ihre Mutter mit Schlüsseln nicht umgehen konnte. Deshalb hatte sie einmal einen Satz von zehn Stück anfertigen lassen, und davon lagen noch vier in der Schublade.

Sie überließ ihnen einen der Schlüssel, aber vorher bestand sie darauf, ihre Polizeimarken zu sehen. Nachdem sie Carls Marke gründlich

betrachtet hatte, schob er sie unmerklich Laursen zu, der sie Birgit Zimmermann ein zweites Mal vor die Nase hielt. Anscheinend war sie zufrieden. Assad vergaß sie.

»Noch eine allerletzte Frage, Frau Zimmermann«, sagte Carl, als sie schon an der Tür standen. »Denise Zimmermann, sind Sie mit ihr verwandt?«

Sie nickte wenig begeistert.

»Ihre Tochter?«, fragte Assad.

Etwas ungeschickt drehte sie sich zu Assad um und blickte ihn an, als hätte er die letzte Frage bei ›Wer wird

Millionär‹ korrekt beantwortet.

»Sie ist nicht zu Hause«, sagte sie dann. »Ich hab seit der Beerdigung nicht mehr mit ihr gesprochen.«

Zurück im Präsidium ließ sich Carl schwer auf seinen Schreibtischstuhl sinken und starrte auf die vielen Unterlagen vor sich. Zwei Stapel betrafen Fälle, an denen sie derzeit arbeiteten. Die konnten ruhig warten, beschloss er und schob sie zur Seite. Dann war da ein Fall, den Rose ihm ans Herz gelegt hatte. Der landete auch in der Ecke. Der Rest waren Notizen und

Ausdrucke, die ihn nach Ansicht irgendwelcher Leute interessieren sollten. Normalerweise landete das meiste davon gleich im Papierkorb. Aber die Notizen von Marcus Jacobsen konnte er nicht einfach wegwerfen. Dass dieser Fall noch an dem ehemaligen Chef der Mordkommission nagte, lag auf der Hand – und ebenso, dass Marcus Verbindungen sah, sobald sich dafür auch nur der geringste Anhaltspunkt bot. So ging es pensionierten Polizisten nun mal, das kannte Carl in gewisser Weise sogar aus eigener Erfahrung. Aber sollte er darauf eingehen? Riskierte er nicht, in

dieselbe Sackgasse zu rennen, genau wie andere vor ihm? Andererseits: Wenn er nichts unternahm, riskierte er dann nicht, dass Marcus endgültig resignierte und sich aufgab? Die Gefahr bestand.

Carl nahm eine Farbkopie in die Hand. »Stephanie Gundersen«, hatte jemand mit Großbuchstaben darunter geschrieben.

An den Augen blieb er hängen. Leicht schräge Augen, vielleicht sogar grün. Auf alle Fälle Augen, die einen verzauberten.

Warum ermordete man eine junge Frau wie sie?

Weil einen die Augen nicht verzauberten, sondern verhexten?

Ja, genau darum ging es wohl.

18

Montag, 23. Mai 2016

In der S-Bahn herrschte absolute Stille, weil so gut wie alle mit ihren Smartphones und iPads beschäftigt waren. Sämtliche Augen stierten auf Displays, Finger wischten darüber, alle waren sie auf der Suche nach Informationen, Ablenkung, Kontakten, Zuwendung.

Als Jazmine das erste Mal auf ihr Telefon schaute, tat sie es nicht, um auf einem der vielen Social-Media-Kanäle zu kommunizieren, sondern um im Google-Kalender die Tage von der letzten Menstruation bis heute zu zählen. Der Eisprung musste kurz bevorstehen. Eine Entscheidung stand an.

Aber was wollte sie? Bei einer erneuten Schwangerschaft würde sie hundertpro zu Hause rausfliegen. Andererseits: So what? Dann musste das Sozialamt eben auch für ihre Miete aufkommen.

Bei dem Gedanken musste sie

lächeln. Dann könnte sich Anne-Line Svendsen all ihre neu ausgedachten Maßregelungen in den fetten Arsch stecken. Sobald sie schwanger war und über Rückenschmerzen klagte, war sie auf der sicheren Seite. Eine Abtreibung konnten sie ja zum Glück nicht von ihr verlangen, so weit käme es noch.

Die letzten Schwangerschaften hatte Jazmine kaum gespürt – auch wenn sie dem Arzt etwas anderes erzählt hatte. Weder hatte sie die ganze Zeit kotzen müssen, noch hatte sie im Nachhinein, als sie das Kind mitnahmen, einen Moralischen gekriegt. Es war total easy

gewesen. Trotzdem kam es ihr diesmal irgendwie trostlos vor, das ganze Programm noch einmal abzuspulen. Denn wenn sie das nächste Kind abgeliefert hatte und wieder ins Sozialhilfesystem eingeschleust wurde, war sie schon dreißig. Dreißig! Dann war die Währung, auf die sie immer gesetzt hatte, mit einem Schlag entwertet: ihre Jugend. Bisher war das immer eine sichere Bank gewesen – auch wenn sie nicht ernsthaft mit dem Prinzen auf dem Schimmel rechnete.

Wer wollte schon eine Dreißigjährige, die fünf Kinder von Gott

weiß wem bekommen und sie alle zur Adoption freigegeben hatte? Na ja, also vier Kinder, um genau zu sein.

Sie hob die Augen vom Display und betrachtete die Mitreisenden. War hier überhaupt einer, den sie als Typen halbwegs akzeptabel fand? Und gab es umgekehrt einen, der so aussah, als wäre er scharf auf sie? Der da drüben in der Ecke, etwa fünfunddreißig, rutschte auf seinem Sitz herum, als hätte er sich mit Vaseline eingeschmiert, der würde sicher gern. Aber wollte sie ihre Zeit wirklich mit so einem vergeuden?

Jazmine schüttelte den Kopf und

öffnete die Dating-Website, die ihrer Erfahrung nach die schnellsten Treffer lieferte. »Victoria Milan« war zwar eigentlich für Leute gedacht, die eine außereheliche Affäre suchten, und das galt für sie nun wirklich nicht, aber wen kümmerte das? Die Website war perfekt, um einen Kerl für einen schnellen Fick an Land zu ziehen, der ansonsten keine Verpflichtungen eingehen wollte. Vielleicht ließe sich im Nachhinein sogar noch ein bisschen Geld erpressen, wenn sie ihm ihren dicken Bauch präsentierte. Was auch gut war: Die Website hatte eine Panik-Taste, die man

drücken konnte, wenn man gerade durch die Profile scrollte und einem plötzlich der Ehepartner über die Schulter schaute. Ziemlich smart, fand Jazmine. Sie hatte es selbst ausprobiert, denn sie lebte mit ihrer Mutter in einer winzigen Wohnung, wo man einzig am Esstisch sitzen und surfen konnte. Ein Klick – und schon war man ausgeloggt und auf eine neutrale Seite weitergeleitet.

Sie hatte sich ein attraktives, anonymes Profil angelegt, wo sie sich jetzt einloggte und die Kandidaten checkte. Wenn sie selbst wählte, suchte sie sich gerne einen unauffälligen Mann

aus, nichts Besonderes. Das war praktischer, denn dann war nicht unbedingt mit einem superschönen Kind zu rechnen, was es ihr wiederum leichter machte, es wegzugeben. Außerdem hatte sie die Erfahrung gemacht, dass normale Typen deutlich bessere Lover waren als die gut aussehenden.

Die gaben sich wenigstens noch richtig Mühe.

»Was hat sie gesagt?« Michelle zupfte ungeduldig an Jazmines Ärmel. Trotz Hautabschürfungen und dem Pflaster am Kopf sah sie schon bedeutend besser

aus, jetzt, wo sie aufgestanden war und ihre eigenen Klamotten trug.

»Warte«, sagte Denise. Die diensthabende Schwester trat gerade ins Zimmer.

»Alles Gute, Michelle, und passen Sie auf sich auf.« Sie reichte ihr ein Plastikdöschen. »Wenn Sie wieder Kopfschmerzen bekommen, können Sie zweimal täglich zwei davon nehmen. Aber bitte kommen Sie unbedingt wieder, wenn Sie das Gefühl haben, dass etwas nicht stimmt.«

Michelle nickte, und die Krankenschwester gab ihr förmlich die

Hand.

»Jetzt erzähl schon, Jazmine«, drängte Michelle, als die Schwester das Zimmer verlassen hatte.

Jazmine nickte fragend in Richtung Nachbarbett.

»Das Stinktier, das dort gelegen hat? Ist heute Morgen entlassen worden.« Michelle rümpfte die Nase, dann kehrte der neugierige Blick zurück. »Hat die Svendsen was rausgelassen? Was hast du zu ihr gesagt?«

»Sie war gerade mitten in ihrem Sozialarbeitergelaber, du weißt schon, der übliche Scheiß, da hab ich sie

unterbrochen und ihr gesagt, dass es dir gut geht. Und dann hab ich sie noch gefragt, ob sie auf rote Autos steht.«

»Nee, hast du nicht wirklich, oder?« Michelle hielt sich erschrocken eine Hand vor den Mund.

Jazmine nickte. »Doch. Und sie hat echt drauf reagiert, klar, hätte jeder. Aber so richtig entsetzt wirkte sie nicht.«

»Du glaubst also nicht, dass sie es war, die ich gesehen hab?«

Jazmine zuckte die Achseln. »Nee, eher nicht.«

Zögernd nickte Michelle. Sie wirkte

verunsichert.

Als sie ihre Siebensachen zusammengesammelt hatte, traten sie in den großen Warteraum mit der Infotheke und den Aufzügen, von dem die vier Abteilungen der Etage abgingen. Durch Panoramascheiben, von denen aus man einen großartigen Blick auf den Norden Kopenhagens hatte, fiel das Licht herein wie mitten im Sommer. Fast alle Wartenden hatten sich der Aussicht auf die Dächer der Stadt zugewandt.

»Oh Gott, da sitzt Patrick«, flüsterte Michelle und nickte zu einer Sitzecke hinüber.

Jazmine musterte den Bodybuilder-Typen, der breitbeinig und mit aufgekrempelten Ärmeln da saß. Er musste gerade gekommen sein, denn als Denise und sie dort gesessen hatten, war er noch nicht da gewesen.

Denise reagierte blitzschnell und stellte sich vor Michelle, aber zu spät. Der Kerl hatte offenbar einen Instinkt wie ein Hund, denn kaum hatte er den Kopf in ihre Richtung gedreht, sprang er auf und war auch schon fast bei ihnen. Er starrte Michelle an, als wollte er für einen erneuten Aufenthalt in Zimmer 32 sorgen.

»Was zum Teufel ist los, Michelle? Warum durfte ich dich nicht besuchen?«

Michelle griff nach Denises Arm und drängte sich hinter sie. Jazmine konnte ihre Angst nachvollziehen.

»Wer sind die Tussen?«, blaffte er.

»Denise und Jazmine. Aber das geht dich nichts an«, sagte sie leise.

»Was mit Michelle los ist?«, antwortete Denise für sie. »Sie ist ausgezogen. Sie hat keinen Bock mehr, bei dir zu wohnen.«

Über Patricks Nase bildeten sich zwei steile Falten.

»Wer hat dich denn gefragt, du Bitch?

Michelle hat Schulden bei mir, also halt die Klappe.« Er drückte Denise von Michelle weg und gegen die Wand.

Inzwischen waren einige andere Patienten aufmerksam geworden, und die Krankenschwester an der Infotheke blickte auf.

»Schulden bei dir? Dafür, dass sie in deiner Scheißbude gewohnt und dir den Hintern abgewischt hat?« Denise verzog keine Miene. »Und überhaupt: Glaubst du, Sex mit einer wie Michelle ist gratis?«

Michelle sah inzwischen fast panisch aus, und auch Jazmine fühlte sich

sichtlich unwohl.

»Du bist doch eigentlich groß genug, um zu kapieren, worum es geht, oder?« Denise ließ nicht locker. »Oder hast du noch nicht so viel Erfahrung mit Frauen?«

Patrick grinste, er war nicht so blöd, um sich vor all den Zuschauern provozieren zu lassen. Dann wandte er sich an Michelle.

»Mir ist scheißegal, was du machst, Michelle. Aber du ziehst nicht aus, ohne deinen Anteil an der Miete für Februar, März, April und Mai zu zahlen. Sechstausend, wie abgesprochen, ist das

klar?«

Michelle sagte nichts, aber ihre Hand auf Jazmines Arm zitterte.

Da trat Denise erneut zwischen sie. Einen Augenblick lang standen der Muskelberg und sie sich gegenüber und starrten sich an. An jedem anderen Ort wäre die Situation spätestens jetzt aus dem Ruder gelaufen.

Hier aber, im Schutz der Wartenden, tippte Denise einfach nur ein paarmal gegen Patricks Brust. »Du kriegst die Hälfte, Schätzchen, mehr nicht.« Sie steckte die Hand in die Tasche und zog drei Tausendkronenscheine heraus. »Und

jetzt verpiss dich.«

»Erwartet euch nicht zu viel«, sagte Denise, als sie den Schlüssel ins Schloss steckte. »Meine Großmutter war ’ne ätzende alte Kuh, die Möbel sind potthässlich, und es stinkt nach billigem Parfum.«

Jazmine nickte. Auf dem Weg hierher hatte Denise das schon zehnmal wiederholt. Dabei war es ihr so was von scheißegal, wie die Wohnung aussah und wonach sie roch. Hauptsache, es gab dort ein Bett für sie. Und Michelle würde wohl auch kaum meckern, in ihrer

Situation.

»Oh, da stehen ja Fotos von dir, Denise, und da auch. Und ist das da deine Mutter?«

Michelle stieß einen anerkennenden Pfiff aus und deutete auf eine Schwarz-Weiß-Aufnahme von einer hübschen, schlanken Frau. Das Bild war offensichtlich aus einem anderen, größeren herausgeschnitten und stand jetzt vor dem Farbfoto eines Parks.

Denise nickte. »Ja, aber das ist schon ewig her, so sieht sie nicht mehr aus.«

»Warum ist das Foto ausgeschnitten?«

»Weil mein Vater neben ihr stand, und den haben meine Großeltern ziemlich schnell aus unserem Leben rausgeschmissen.«

»Oh.« Michelle schien es leidzutun, gefragt zu haben. »Und wo ist er jetzt? Siehst du ihn noch?«

»Er ist Amerikaner und war früher Soldat. Meine Großmutter konnte ihn nicht ausstehen, es gab ewig Zoff, und meine Mutter hat ihm dabei nicht gerade den Rücken gestärkt. Da ist er zurück nach Amerika und wieder in die Armee.«

»Warum heißt du dann nach deiner

Mutter und nicht nach ihm? Waren sie nicht verheiratet?«

Denise schnaubte. »Logisch, was denkst du denn! Natürlich waren sie das. Und seinen Nachnamen habe ich auch. Denise Frank Zimmermann.«

»Hä? Frank? Das ist doch ein Vorname. Wusste gar nicht, dass das auch ein Nachname sein kann. Habt ihr irgendwie Kontakt?«, fragte Michelle weiter.

Denise lächelte spöttisch. »Nicht ganz einfach, den hat in Afghanistan ’ne Straßenbombe zerfetzt, kurz vor Weihnachten 2002. Tolles Geschenk,

was?«

»Oh Gott, wie schrecklich. Denkst du manchmal, dass deine Großmutter ihn ein bisschen auf dem Gewissen hat?«, fragte Jazmine.

Denise deutete auf ein Foto ihrer Großmutter. »Absolut.«

Jazmine sah sich im Wohnzimmer um. Schöne Möbel, also wenn man Eiche und glattes braunes Leder mochte. Sie selbst stand eher so auf den Schöner-Wohnen-Stil. Also, nicht, dass sie sich den leisten konnte.

Durch ein Panoramafenster, das auf einen breiten überdachten Balkon

hinausging, sah man ein Stück Wiese und dahinter noch so einen Wohnriegel. Bedeutend bessere Verhältnisse als die, die sie gewohnt war.

Sie warf einen flüchtigen Blick ins benachbarte Esszimmer und ging dann durch den Flur ins Bad, den wichtigsten Raum in einer Wohnung. Sehr groß war es nicht, aber okay. Waschmaschine, Trockner und zwei Schränke. Wenn man den Kram der Oma ausräumte, hätten sie genug Platz. Der Spiegel war zum Glück riesig, er füllte die Nische hinter dem Waschbecken komplett aus. Sie brauchten also nicht vor dem Flurspiegel

Schlange zu stehen. Und sie würden auch jede ihr eigenes Schlafzimmer haben, stellte sie erleichtert fest, als sie ihren Rundgang fortsetzte.

»Denise, war deine Oma eigentlich irgendwie behindert?«, fragte sie, als sie sich im Wohnzimmer wieder gegenübersaßen.

»Wie kommst du denn darauf?«

»Im Bad gibt's an der Wand Handgriffe und neben der Toilette Armlehnen, die man hoch- und runterklappen kann. War sie schlecht zu Fuß?«

»Nee, die flitzte nur so durch die

Gegend. Das ist bestimmt noch vom früheren Eigentümer.«

»Und dein Großvater, brauchte der das auch nicht?«

»Der war schon lange tot, bevor sie hergezogen ist. Er war sehr viel älter als sie.«

»Okay, aber das hat doch auch nichts zu sagen«, warf Michelle ein. Dachte sie an die Handgriffe oder an den alten Mann? Man verstand nicht immer genau, was ihr durch den Kopf ging.

»Wer bezahlt eigentlich die Miete?«, wollte Jazmine wissen.

Denise zündete sich eine Zigarette an

und blies den Rauch zur Decke.

»Ist ’ne Eigentumswohnung, die ist abbezahlt. Und die Nebenkosten werden von ihrem Konto abgebucht, da ist genug Kohle drauf. Mein Großvater besaß ein Schuhgeschäft und hatte in Dänemark die Alleinvertretung für irgendwelche Qualitätsmarken, handgefertigte Modelle. Als er starb, hat meine Großmutter das meiste sofort verkauft. Wenn das mit dem Erbe alles geklärt ist, bekomme ich die Hälfte, schätze ich mal. Und dann suchen wir uns was anderes, hier halt ich’s nicht aus. Ich hasse diese Bude.«

»Was ist mit Essen und so?«, wollte Jazmine wissen. »Michelle verdient nichts, und wenn ich nicht bald ’nen Job annehme, kriege ich keine Sozialhilfe mehr.« Sie biss sich in die Wange und nahm eine Zigarette aus der Packung. »Ich hab diese Woche meinen Eisprung, deshalb überlege ich, auszugehen und mir ’n Kind machen zu lassen.«

Sie legte ihr Smartphone auf den Tisch, rief die Dating-Website auf und deutete auf ein Foto. »Mit dem hier hab ich heute Abend ein Date. Bei ihm zu Hause. Seine Frau ist auf einem Klassentreffen in Jütland. Deshalb hat er

sturmfreie Bude.«

»Mit dem?«, staunte Michelle, und Jazmine gab ihr recht. Er war wirklich nicht sonderlich hot, aber da seine Frau schwanger war, war er offenbar zeugungsfähig. Und mehr wollte sie ja gar nicht.

»Also, ich weiß nicht, ich an deiner Stelle würd mir das noch mal überlegen. Denk doch mal dran, wie es in einem Jahr ist.« Michelle klang auf einmal erstaunlich reif.

Auch Denise sah skeptisch aus.

Jazmines Blick folgte dem Rauch ihrer Zigarette, auch wenn sie da noch

nie eine Antwort gefunden hatte. »Was meinst du mit ›wie es in einem Jahr ist‹?«

Denise ließ ihre Kippe in eine Vase mit verwelkten Tulpen auf dem Tisch fallen. »Okay, Jazmine. Wenn du schon deinen Körper zum Gebären anbietest, warum ziehst du dann nicht richtig Kohle aus der Sache? Du begnügst dich mit der Unterstützung, solange du schwanger bist. Aber das ist doch Kleinkram. Such dir ein Paar, das keine Kinder bekommen kann. So wie du aussiehst, fantastisch übrigens, kannst du als Leihmutter leicht hundertfünfzigtausend

verdienen. Noch nie dran gedacht?«

Jazmine nickte.

»Na also, warum legst du dann nicht los?«

»Ist nichts für mich, schönen Dank. Ich will von dem Kind ja nichts wissen. Gar nichts. Für mich ist das nur ein Produkt, das ich abliefere.«

Michelle war entsetzt, das sah Jazmine. Aber sie hatte ja auch keine Ahnung, was passierte, wenn man dem Kind in die Augen sah. Was das mit einem machte. Einmal hatte Jazmine das getan. Einmal und garantiert nie wieder.

»Okay, verstehe, was du meinst«,

sagte Denise. »Aber dann mach's doch so wie ich. Schaff dir ein paar Sugardaddies an. Du kannst dir die Typen selbst aussuchen, die gibt's wie Sand am Meer. Okay, die meisten sind eher 'n Tick älter, aber dafür ziemlich großzügig. Selbst wenn du mit jedem nur einmal alle vier Wochen ins Bett gehst, kommst du leicht auf fünftausend im Monat. Pro Woche ein oder zwei Typen, und schon läuft's. Was glaubst du, woher ich mein Geld habe? Und das geht übrigens nicht nur in unserem Alter, das kannst du noch jahrelang durchziehen.«

Michelle fingerte am Spitzenbesatz

ihres Halsausschnitts herum. Es behagte ihr nicht, wie sich die Situation entwickelte, das war nicht zu übersehen. »Also, ich finde, das ist Prostitution, Denise«, sagte sie. »Und das, was du machst, Jazmine, das ist noch schlimmer.«

»Und wie nennst du das, was du mit Patrick hattest?«, entgegnete Denise. »Wie Liebe sah eure Begegnung im Krankenhaus jedenfalls nicht aus. Aber okay, Michelle, wenn dir was Besseres einfällt, um an Geld zu kommen, sag Bescheid. Ich mach alles mit.«

»Was heißt alles?«, fragte Jazmine.

»Alles halt. Irgendwas. Hauptsache, ich lande nicht im Knast.«

Jazmine lachte und drückte ihre Zigarette aus. »Auch Mord?«

Michelles Kaffeetasse blieb in der Luft hängen, aber Denise grinste breit. »Mord? Woran denkst du?«

Jazmine überlegte kurz. »Na, woran schon? Jemanden umbringen. Jemand, der viel Geld zu Hause rumliegen hat.«

»Wow, was bist du kreativ, Jazmine. Und bei wem sollen wir anfangen? Bei irgendeinem reichen Banker oder Autohändler? Oder ’nem Promi?«, fragte Denise.

Jazmine war nicht ganz klar, ob Denise rumwitzelte oder es ernst meinte.

»Keine Ahnung, ob solche Leute Bargeld rumliegen haben. Wir können ja einfach mit der Svendsen anfangen.«

»Hey, das wär's«, kicherte Michelle. »Die soll doch letztes Jahr zwei Millionen gewonnen haben! Im Lotto. Die hat sie bestimmt noch nicht auf den Kopf gehauen, so wie die aussieht. Aber sie deshalb gleich umbringen? Ihr macht Witze, oder?«

»Du meinst, die Svendsen hat richtig viel Kohle? Nee, davon sieht man echt nichts.« Denises Wangengrübchen

vertieften sich. »Aber eigentlich ist das ein ziemlich genialer Vorschlag, Michelle. Da würden wir nämlich gleich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: Wir kämen an Geld und wären die Nervtusse los. Tja, nette Idee, aber leider nicht sehr realistisch.«

»Wir können sie ja erpressen! Falls sie das Geld auf der Bank hat, wäre das praktischer: Da würde sie's für uns abheben«, spann Michelle den Faden weiter. »Ihr beide geht zu ihr und behauptet, dass ihr beobachtet habt, wie sie mich überfahren wollte. Da wird sie doch was springen lassen, glaubt ihr

nicht?«

Und damit stand der Vorschlag im Raum.

Jazmine und Denise wechselten einen nachdenklichen Blick.

19

Montag, 23. Mai 2016

Carl stand vor der Pinnwand im Lagebesprechungsraum. Die Menge an Details, die Assad, Gordon und Laursen dort angepinnt hatten, war enorm. Das musste ein Haufen Arbeit gewesen sein. Viele der Dokumente sah er zum ersten Mal. Fotos von Rigmor Zimmermann mit zertrümmertem Schädel im Kongens

Have und von dem Gebüsch, in dem sie sich versteckt hatte, aufgenommen mit Assads Smartphone. Ein altes Foto von einem stolzen Ehepaar und einigen Angestellten vor einem Schuhgeschäft in Rødovre. Zwei Krankenakten aus dem Krankenhaus Hvidovre, die mehrere stationäre Behandlungen von Rigmor Zimmermann dokumentierten (Gebärmutter entfernt, kleinere Verletzung am Kopf genäht, ausgekugelte Schulter eingerenkt). Ein Stadtplanausschnitt, auf dem der Weg eingezeichnet war, den Rigmor Zimmermann von der Borgergade zum

Tatort zurückgelegt hatte. Eine Liste von Hinweisen, die inzwischen im Widerspruch zu den Ermittlungen der Kollegen aus dem zweiten Stock standen. Und schließlich der Obduktionsbericht. Außerdem hingen da noch der Totenschein von Fritz Zimmermann und andere Dinge, die Carls Ansicht nach nichts an der Pinnwand zu suchen hatten.

Langsam, aber sicher begann der Fall Konturen anzunehmen. Nur ein Verdächtiger fehlte. Und obendrein war es nicht ihr Fall, und er würde es auch nicht werden. Machten sie damit weiter,

würde er, Carl, allein die Verantwortung dafür übernehmen müssen.

Am liebsten hätte er Marcus Jacobsen an ihren Entdeckungen teilhaben lassen, aber er fürchtete, dass sein Ex-Chef nicht das nötige Verständnis aufbrächte für ihren Versuch, sich in die Arbeit der Kollegen einzumischen, und ihn bitten würde, den Dienstweg einzuhalten.

»Carl, habt ihr vor, Bjørn über unsere Entdeckungen zu informieren?«, fragte Laursen in dem Moment.

Assad und Carl sahen sich an. Carl nickte Assad zu, er möge antworten.

Besser, er selbst lehnte sich nicht allzu weit aus dem Fenster.

»Haben die da oben gerade nicht genug mit der anderen Geschichte zu tun?«, fragte Assad.

Nettes Ablenkungsmanöver, aber wovon zum Teufel redete er? Welche andere Geschichte?

»Habt ihr heute noch nicht in die Zeitung geschaut?«, kam ihm Assad zuvor. »Bring uns die mal, Gordon.«

Knochige Hände legten die Zeitung auf den Tisch. Der dazugehörige Körper erinnerte inzwischen an einen Stock. Hatte Gordon das Essen jetzt komplett

eingestellt?

Carl betrachtete die erste Seite. Die Überschrift lautete: »Zufall? Gleich zwei Opfer von Fahrerflucht«. Darunter waren Fotos von zwei Frauen zu sehen, die innerhalb der letzten vierundzwanzig Stunden überfahren worden waren. In beiden Fällen war der Fahrer flüchtig.

Carl las die Bildunterschriften. Michelle Hansen, Arbeitsuchende, 27. Verletzt nach Unfall am 20. Mai. Senta Berger, arbeitssuchend, 28. Unfall mit Todesfolge, 22. Mai.

»Die Zeitung hat natürlich gleich Parallelen gezogen«, berichtete Gordon

klugscheißerisch. »Kein Wunder, wenn man näher hinschaut, oder?«

Skeptisch betrachtete Carl die Gesichter. Ja, schon, beide waren im selben Jahr geboren und sahen ganz passabel aus. Na und, was hieß das schon? Es gab unzählige Unfälle in Dänemark, bei denen die Fahrer zu feige waren, die Verantwortung zu übernehmen, meistens weil sie Drogen oder Alkohol konsumiert hatten. Immer derselbe Mist.

»Nimm nur mal die Ohrringe, Carl, die sind fast identisch. Und die Blusen, völlig gleich, nur verschiedene Farben,

wahrscheinlich beides H&M«, fuhr Gordon fort.

»Ja, und ihr Make-up ist wie aus derselben Nase gerotzt«, ergänzte Assad.

Okay, das Bild erschloss sich vielleicht nicht jedem sofort und war auch nicht sonderlich feinsinnig, aber recht hatte er. Der Schminkstil der beiden Frauen hatte tatsächlich eine gewisse Ähnlichkeit, das sah selbst Carl.

»Das Rouge auf den Wangen, der Lippenstift, die Augenbrauen und die Frisur mit den hellen Strähnen, alles

gleich«, fuhr Assad fort. »Wäre ich mit den beiden gleichzeitig zusammen, ich könnte sie nicht auseinanderhalten.«

Laursen nickte. »Klar sind da Ähnlichkeiten, aber …«

Wieder einmal waren Carl und Laursen sich wortlos einig. Aber was konnte man auf solche Ähnlichkeiten schon geben?

Carl lächelte angestrengt. »Okay, Assad, du meinst also, dass die Kollegen im zweiten Stock ihre Nasen in die Zeitung stecken und die beiden Unfälle miteinander in Verbindung bringen werden?«

»Ich weiß, dass sie das tun«, unterbrach ihn Gordon. »Ich war bei Lis oben, um nach etwas zu fragen, da hat sie mir gesagt, man habe bereits eine Gruppe auf die Geschichte angesetzt. Ein Radfahrer hat einen roten Peugeot beobachtet, der mit deutlich überhöhter Geschwindigkeit aus der Straße kam, in der Michelle Hansen angefahren wurde, und ein ähnliches Auto wurde beobachtet, als es eine Stunde lang mit laufendem Motor in der Straße stand, in der die andere Frau totgefahren wurde. Lars Bjørn hat mehrere Kollegen in die beiden Gegenden abkommandiert, um

Leute zu befragen. Ich glaube, auch Pasgårds Gruppe ist dabei.«

»Na großartig«, sagte Assad.

Carl sah sich noch einmal die Zeitungsseite an. »Das ist doch nicht zu fassen, wie die ihre Prioritäten setzen! Solange keine Beweise für Mord vorliegen, ist das doch Sache der Verkehrspolizei. Aber okay, wenn sie meinen. Trotzdem bezweifle ich, dass diese Nachforschungen die Mordkommission insgesamt lahmlegen, egal, wie viele Kollegen sie da draußen rumrennen lassen.« Dann wandte er sich an Laursen. »Noch mal zu deiner Frage,

Tomas: Falls du Pasgård und die anderen, die im Fall Zimmermann ermitteln, nicht informierst, dann könnte es, glaube ich, passieren, dass ich das auch vergesse.«

Laursen stand auf. Auf dem Weg nach draußen haute er Carl auf die Schulter. »Dann wollen wir mal hoffen, dass du als Erster ins Ziel kommst.«

»Tja, wer oder was sollte mich aufhalten?«, antwortete Carl.

Dann wandte er sich an Assad und Gordon. Mehrere Aspekte mussten beleuchtet werden. Sie vermuteten, dass Rigmor Zimmermann sich vor dem Mord

bedroht gefühlt und deshalb versteckt hatte. Aber wie konnten sie herausfinden, was die Dame auf dem Weg von der Wohnung der Tochter bis zum Tatort getan hatte? War sie irgendwo eingekehrt und hatte womöglich irgendwem ihr prall gefülltes Portemonnaie unter die Nase gehalten? Das war ja offenbar eine schlechte Angewohnheit von ihr. Oder war sie ein bloßes Zufallsopfer und der Raubmörder hatte mit ihr einfach einen Glückstreffer gelandet? Aber wenn er ihr tatsächlich nur zufällig begegnet war, vor wem war sie dann geflüchtet? Oder

war der Typ ihr schon auf der Straße gefolgt und sie hatte sich bedroht gefühlt? War das in dieser belebten Gegend überhaupt denkbar?

Wie viele ungeklärte Punkte es allein schon in diesem kleinen Teil der Ermittlungen gab! Da wartete ein hübscher Batzen Arbeit auf sie. Assad und Gordon würden sich ausgiebig in Treppenhäusern, Kiosken und Cafés umhören müssen.

»Jetzt erzähl schon, was du sonst noch gemacht hast, Gordon.« Assad lächelte.

Carl sah die beiden prüfend an. Was

hatte der Lange angestellt, das er nicht selbst zur Sprache bringen mochte?

Gordon holte tief Luft. »Also, ich weiß schon, Carl, dass wir das nicht abgesprochen haben, aber ich bin mit dem Taxi nach Stenløse gefahren.«

Carl runzelte die Stirn. »Nach Stenløse! Auf deine Kosten, nehme ich an.«

Darauf antwortete Gordon nicht. Also hatte er die Finger in der Schublade mit den Taxigutscheinen gehabt.

»Roses jüngste Schwester hat mir die Notizbücher von Rose ausgeliehen. Alle«, sagte er.

»Aha. Und natürlich hat dich Lise-Marie auf Knien angefleht, rauszufahren, um die Dinger persönlich bei Rose abzuholen, oder wie? Wenn ihr die so wichtig sind, warum ist sie damit nicht zu uns gekommen?«

»Ganz so war es nicht.« Spielte er jetzt den Verlegenen? Der Mann konnte einen echt auf die Palme bringen. »Das war meine Idee.«

Carl spürte, wie sein Gesicht heiß wurde, aber bevor er überkochen konnte, ging Assad dazwischen.

»Sieh dir das an, Carl. Gordon hat das Ganze systematisiert.«

Dunkel behaarte Hände legten den Stapel Notizhefte und ein DIN-A4-Blatt auf den Tisch.

Carl blickte auf das Papier. Den größten Teil der Seite füllte eine nach Jahreszahlen geordnete Sammlung von Textzeilen aus. Schon beim Überfliegen konnte einem das Blut in den Adern gefrieren.

1990 HALT DIE KLAPPE
1991 HASSE DICH
1992 HASSE DICH WAHNSINNIG
1993 HASSE DICH WAHNSINNIG – ICH HAB ANGST

1994 ANGST

1995 ICH KANN DICH NICHT HÖREN

1996 HILFE MUTTER – DRECKSAU

1997 ALLEIN HÖLLE

1998 STIRB

1999 STIRB – HILF MIR

2000 SCHWARZE HÖLLE

2001 DUNKEL

2002 NUR GRAU – WILL NICHT DENKEN

2003 WILL NICHT DENKEN – BIN NICHT

2004 WEISSES LICHT

2005 GELBES LICHT

2006 ICH BIN GUT

2007 TAUB

2008 DAS LACHEN HAT AUFGEHÖRT, WIE?

2009 VERPISS DICH, SCHEISSKERL!

2010 LASS MICH

2011 ICH BIN OKAY, OKAY?

2012 SIEH MICH AN, SCHWEIN!

2013 ICH BIN FREI

2014 ICH BIN FREI – DAS PASSIERT NICHT – WEG

2015 ICH ERTRINKE
2016 ICH ERTRINKE JETZT

»Das sind die Sätze, die Rose in diese Hefte geschrieben hat, von 1990 bis 2016.« Gordon deutete auf die Vorderseiten. »In jedem einzelnen Heft steht, wie ihr bereits wisst, eine bestimmte Aussage, die sich immer wiederholt, und diese Aussagen habe ich auf diesem Bogen systematisiert. Insgesamt sind es pro Notizheft jeweils sechsundneunzig Seiten, mit Ausnahme einiger weniger, die Rose nicht ganz gefüllt hat.«

Gordon klappte das erste Heft auf, das von 1990, in das Rose in einem fort HALT DIE KLAPPE geschrieben hatte.

»An jedem neuen Tag hat sie unter das erste Wort einen dünnen Strich gezogen«, erklärte er. »Vier Striche auf einer Seite erstrecken sich deshalb über knapp vier Tage, wie ihr sehen könnt.«

Er deutete auf eine zufällig aufgeschlagene Seite. Es stimmte, dünne Striche trennten die Tage, und jeder Tag hatte dieselbe Anzahl von Zeilen. Rose war offenbar schon als Zehnjährige ausgeprägt systematisch veranlagt

gewesen.

»Ich habe die Striche gezählt. Es sind tatsächlich dreihundertfünfundsechzig, denn sie zieht auch unter das erste Wort der letzten Textzeile am letzten Tag des Jahres einen Strich.«

»Und in den Schalterjahren?«, fragte Assad.

»Schaltjahre, Assad«, korrigierte Carl.

Der runzelte nur die Stirn.

»Gute Frage, Assad«, sagte Gordon. »Auch das hatte sie unter Kontrolle. In den sieben Schaltjahren seit 1990 hat sie einen zusätzlichen Tag eingefügt. Und

obendrein hat sie die Textzeile eingekreist, die dem Schalttag entspricht.«

»Hätte man sich denken können. So ist unsere Rose nun mal«, brummte Carl.

Gordon nickte. Er sah aus, als sei er irre stolz auf Rose. In ihm hatte sie wirklich einen treuen Fan und Diener. Na ja, und manchmal auch noch ein bisschen mehr.

»Warum sieben? Sind es nicht nur sechs von diesen … Schaltjahren?«

»Heute ist der 20.Mai, Assad. Wir haben den Februar schon hinter uns gelassen. Und 2016 ist in der Tat auch

ein Schaltjahr gewesen.«

Assad sah Carl an, als hätte der ihn als gehirnamputiert bezeichnet. »Carl, ich hab an das Jahr 2000 gedacht. Ich weiß nämlich, dass Jahre, die sich durch hundert teilen lassen, keine Schaltjahre sind.«

»Stimmt, Assad. Aber lässt sich das Jahr durch vierhundert teilen, dann ist es doch ein Schaltjahr. Erinnerst du dich nicht mehr an die Diskussionen von damals? Das wurde doch immer und überall wiedergekäut.«

»Okay.« Assad nickte. Er sah nachdenklich aus, nicht gekränkt.

»Vielleicht liegt es daran, dass ich um die Zeit herum nicht in Dänemark war.«

»Und da, wo du warst, dachte man nicht an Schaltjahre?«

»Nicht so sehr.«

»Und wo war das?« Carl ließ nicht locker.

Assad sah weg. »Ach, hier und da.«

Carl wartete, aber mehr kam nicht.

»Jedenfalls hab ich mal notiert, was sie Jahr für Jahr niedergeschrieben hat«, fuhr Gordon fort. »Und das sagt doch einiges darüber aus, wie es ihr im betreffenden Zeitraum ging.«

Carl überflog die Seite. »Also, 2000

ging es ihr jedenfalls nicht gut. Arme Rose.« Dann deutete er auf 2002. »Mir fällt auf, dass sie in manchen Jahren zwei verschiedene Ausrufe oder Hilfeschreie oder wie man das nennen soll aufgeschrieben hat und 2014 sogar drei. Warum ist das so, hast du das auch herausgefunden, Gordon?«

»Ja und nein. Ich weiß nicht genau, warum sie die Sätze geändert hat, aber wie schon gesagt, kann man die Tage zählen, und dann kommt man genau zu dem Tag, an dem sie wechselt. Man kann wohl davon ausgehen, dass sich zu dem Zeitpunkt etwas Besonderes in ihrem

Leben zugetragen hat.«

Carl senkte seinen Blick wieder auf Gordons Zettel. In fünf Jahren gab es zwei verschiedene Sätze, in nur einem Jahr waren es drei.

»Wieso es 2014 zu dem Wechsel kam, wissen wir, oder, Carl?«, sagte Assad. »Direkt nach der Hypnose hat sie sich für einen neuen Satz entschieden, stimmt's, Gordon?«

Überrascht nickte der. »Ja, genau. Und das ist tatsächlich das einzige Jahr mit ein paar leeren Tagen mittendrin. Erst schreibt sie: DAS PASSIERT NICHT. Dann kommen drei leere Tage,

die sie nur mit den Strichen markiert, und anschließend steht bis zum Ende des Jahres WEG WEG WEG.«

»Sehr sonderbar, das alles«, konstatierte Assad. »Und was passiert am Anfang eines neuen Jahres? Bringt sie dann jedes Mal einfach einen neuen Satz?«

Gordons Miene veränderte sich. Es war schwer einzuschätzen, was das hier mit ihm machte. Auf der einen Seite wirkte er ernst und entschlossen wie ein Rettungssanitäter, der einem Verunglückten zu Hilfe eilt. Auf der anderen Seite war er geradezu hochkant

nervös, fast so wie ein Junge, der soeben mit seiner ersten Freundin zusammengekommen war.

»Gute Frage, Assad. Tatsächlich beginnt sie fast alle siebenundzwanzig Jahre am ersten Januar mit einer neuen Aussage, nur in vier Jahren nicht.«

Assad und Carl starrten auf die Jahreszahlen und besonders auf 1998 und 1999. STIRB stand da. Allein schon beim Lesen wurde einem ganz anders. War das wirklich Rose, die dieses Wort nahezu anderthalb Jahre lang Tag für Tag wiederholt hatte?

»Das ist fast schon krank«, meinte

Carl. »Wie kann eine junge Frau jeden Abend dasitzen und so was Entsetzliches schreiben? Und dann, plötzlich, dreht sie komplett ab und setzt einen verzweifelten Hilferuf ab. Was mag bloß in ihr vorgegangen sein?«

»Wirklich gruselig«, pflichtete Assad ihm leise bei.

»Hast du gezählt, an welchem Tag 1999 die Aussage wechselt, Gordon?«

»Ja, am 18. Mai!«, lautete die prompte Antwort. Er sah stolz aus, und dazu hatte er auch allen Grund.

»Oh nein«, stöhnte Carl.

Gordon sah ihn fragend an. »Ist an

dem Tag was Besonderes passiert?«

Carl nickte und deutete auf einen dünnen gelben Aktendeckel ganz unten im Stahlregal zwischen zwei Mappen mit weißen Aufklebern auf dem Rücken. »Richtlinien« stand darauf. Da konnte man sicher sein, dass niemand aus dem Sonderdezernat in die Nähe kam.

Gordon bückte sich nach dem Aktendeckel und gab ihn Carl.

»Hier habt ihr die Erklärung«, sagte der, zog eine Zeitung aus dem Aktendeckel und legte sie auf den Tisch.

Er deutete auf das Datum oben auf der ersten Seite: 19. Mai 1999. Dann

ließ er seinen Zeigefinger bis zu einem kleinen Artikel unten auf der Seite wandern.

»Siebenundvierzigjähriger kommt bei Arbeitsunfall im Stahlwalzwerk ums Leben«, lautete die Überschrift.

Langsam wanderte Carls Finger weiter bis zum Namen des Opfers.

»Da steht es, der Mann hieß Arne Knudsen. Roses Vater.«

Für einen Moment standen sie wie versteinert da, die Blicke schweiften zwischen Gordons Papier und dem Zeitungsartikel hin und her.

»Wir sind uns wohl einig, dass diese

Notizhefte Roses Gemütszustand über einen Zeitraum von sechsundzwanzig Jahren dokumentieren«, sagte Carl und heftete Gordons Papier an die Pinnwand.

»Wenn Rose wiederkommt, müssen wir das aber abnehmen«, warf Gordon ein.

Assad nickte. »Auf jeden Fall. Das würde sie uns nie verzeihen, und ihren Schwestern auch nicht.«

Carl war ganz ihrer Meinung, aber für den Moment wollte er es dort hängen haben.

»Von ihren Schwestern wissen wir, dass der Vater Rose aufs Übelste

schikaniert hat. Wenn Rose abends allein in ihrem Zimmer saß, fand sie in diesen Notizheften wohl so etwas wie Zuflucht«, überlegte Carl. »Anscheinend war das für sie wie eine Art Therapie, aber wie wir sehen, hat es auf Dauer eben doch nicht gereicht.«

»Hat er sie – geschlagen?« Gordon hatte die Hände zu Fäusten geballt, aber wie Mike Tyson sah er trotzdem nicht aus.

»Nein, den Schwestern zufolge nicht. Und sexuell missbraucht hat er sie wohl auch nicht«, antwortete Assad.

»Dann reichte dem Schwein also sein

dreckiges Maul?« Gordon war feuerrot geworden. Das stand ihm sogar.

»Den Schwestern zufolge, ja«, antwortete Carl. »Er tyrannisierte sie nach Strich und Faden, aber wie genau, das wissen wir nicht. Psychoterror gibt es ja in genügend Spielarten. Das müssen wir erfragen. Fürs Erste können wir nur festhalten, dass es in mehr als sechsundzwanzig Jahren nicht einen einzigen Tag gegeben hat, an dem diese systematischen Schikanen nicht tiefe Spuren in Roses Seele hinterlassen haben.«

»Und das soll unsere Rose sein?«,

sagte Assad. »Das bekomme ich überhaupt nicht zusammen. Ihr?«

Carl seufzte. Es fiel wirklich schwer.

Und dann vertieften sie sich alle drei wieder schweigend in Gordons Aufstellung.

Mindestens zwanzig Minuten vergingen, bevor jemand etwas sagte. Jeder von ihnen hatte seine persönlichen Schlüsse gezogen. Immer wieder hatte sich angesichts dieser jahrelangen stummen Hilferufe und dieser einsam vollzogenen Therapie Carls Herz zusammengekrampft.

Er seufzte. Ein unerträglicher Gedanke, dass diese Frau, die sie alle so gut zu kennen glaubten, mit so zerstörerischen, alles überschattenden Gefühlen zu kämpfen hatte. Gefühlen, die sie nur durch harsches Auftreten in den Griff zu bekommen glaubte.

Und trotz all der Düsternis in ihrem Innern hatte sie immer noch die Kraft gefunden, ihn, Carl, zu trösten, wenn er selbst niedergeschlagen war. Ganz zu schweigen davon, dass sie täglich die Energie aufgebracht hatte, sich voller Inbrunst und Feinfühligkeit den oft grausamen Fällen des Sonderdezernats

zu widmen – solange sie nur abends zu diesem sicheren System zurückkehren und sich all ihre Qualen von der Seele schreiben konnte.

Ach Rose, dachte Carl. Kluge, tüchtige, gequälte Rose. Rose, die sie so dermaßen in den Wahnsinn treiben konnte. Und die nun wieder in der Klinik war, weil ihre Selbsttherapie letztlich doch nicht geholfen hatte.

»Hört mal kurz her«, sagte Carl.

Assad und Gordon blickten auf.

»Wir sind uns wohl einig, dass Roses Verhältnis zu ihrem Vater ausschlaggebend war für die Wahl der

Worte, die sie dann ein Jahr lang wiederholt hat. Wenn sie die Aussage aber mitten im Jahr geändert hat, muss sich das auf ein ganz bestimmtes Ereignis bezogen haben, stimmt ihr mir da auch zu? Und auch in der Feststellung, dass es sich in den ersten Jahren nur zum Schlechteren hin verändert hat?«

Beide nickten.

»In den späteren Jahren dagegen scheint es durchaus auch so etwas wie positive Entwicklungen gegeben zu haben. Eine schwarze Hölle wurde in den letzten Jahren immer heller – grau,

weiß, gelb –, bis es schließlich zu der Aussage ›Ich bin gut‹ kommt. Wenn wir also verstehen wollen, was Rose zugestoßen ist – und das wollen wir doch –, dann müssen wir die Ereignisse aufdecken, die Gutes oder Schlechtes ausgelöst haben. Nachdem 1999 ihr Vater gestorben ist, sieht man den Wandel am deutlichsten: von etwas absolut Unversöhnlichem zu seinem Gegenteil.«

»Was glaubt ihr«, fragte Gordon. »Wenn sie schreibt, spricht sie dann mit sich selbst oder mit ihrem Vater?«

»Tja, um das herauszufinden, müssen

wir uns wohl bei denen Hilfe holen, die sie am besten kennen.«

»Bei den Schwestern also. Vielleicht wissen die ja sogar, was in den Jahren vorgefallen ist, wo sich die Sätze plötzlich geändert haben.«

Carl nickte.

Jetzt hatte Gordon auch wieder seinen normalen, leberwurstfarbenen Teint. Offenbar ging es ihm am besten, wenn er besonders krank aussah. Auf die Idee war Carl noch nie gekommen.

»Und wenn wir mal zu einem Psychologen gehen, um diese Schwankungen interpretiert zu

bekommen?«, schlug Gordon vor. »Der könnte seine Einschätzungen dann auch gleich an ihren Psychiater in Glostrup weiterleiten.«

»Ja, gute Idee. Am besten gehen wir mal nach oben und reden mit Mona, oder, Carl?« Zum ersten Mal hatte Assad auf das anzügliche Grinsen verzichtet, das er immer aufsetzte, sobald die Rede auf Mona kam.

Carl legte sein Kinn auf die zusammengefalteten Hände. Obwohl Mona und er im selben Gebäude arbeiteten, waren inzwischen bestimmt zwei Jahre vergangen, seit sie sich

zuletzt unterhalten hatten. Sie wirkte auf die Distanz immer so unzugänglich und gleichzeitig dünnhäutig, dass es ihm wie ein riskantes Unterfangen erschienen war, sie anzusprechen – so gern er es getan hätte. Natürlich hatte er Lis gefragt, ob sie wohl krank sei, aber die hatte das verneint.

Carl versuchte, nicht die Stirn zu runzeln, aber es gelang ihm nicht. »Okay, Gordon. Dann ruf du doch die Schwestern an, wenn du jetzt schon so ein gutes Verhältnis zu ihnen hast. Vielleicht kann eine von ihnen sich die Zeit nehmen und zu dem Treffen

dazukommen. Assad, und du koordinierst das. Am besten gleich morgen, oder? Ruf bitte Mona an und informier sie kurz.«

Da kam das Grinsen. »Und du, Carl? Fährst du nach Hause und faulenzt oder gehst du hoch in den zweiten Stock und schnüffelst ein bisschen im Zimmermann-Fall?«

Warum fragte er eigentlich, wenn er die Antwort schon kannte?

20

Dienstag, 24. Mai 2016

Jazmine und Denise vorne, Michelle in der Mitte hinter ihnen, so hatten sie eine halbe Ewigkeit vor dem Badezimmerspiegel gestanden. Sie hatten geschwatzt wie alte Freundinnen, ihr Make-up und ihre Frisuren kommentiert und die Haare immer wieder mit den Fingern aufgelockert.

Jazmine und Denise sahen irre gut aus, und Michelle fand, dass sie stylemäßig noch einiges von ihren zwei Mitbewohnerinnen lernen konnte – Jazmines Technik zum Beispiel, mit einem weichen Pinsel ihre markanten Wangenknochen nachzuziehen, oder Denises coole Art, die Brüste anzuheben.

»Hab gestern viertausend bekommen«, sagte Denise. »Wie lief's bei dir, Jazmine?«

Die zuckte die Achseln. »Erst wollte er gar nichts rausrücken. Er wurde sogar richtig sauer und sagte, so eine Dating-

Website sei das nicht. Aber dann hat er mir doch zweitausend zugesteckt, er war nämlich echt geil. Aber als ich ein Kondom rausgeholt hab, wollte der Scheißkerl doch glatt tausend wiederhaben. Und echt, der hat so eine Fresse gezogen, dass ich sie ihm zurückgegeben hab.«

Michelle steckte ihren Kopf zwischen die beiden. »Hast du nicht gesagt, du wolltest dir von ihm ein Kind machen lassen?«

Der Spiegel zeigte, wie Jazmine die Augenbrauen hochzog. »Nicht mit dem, der war dann doch zu hässlich.

Außerdem hab ich mir überlegt, dass ich jetzt echt mehr dafür haben will.«

Michelle betrachtete ihr Gesicht. Könnte sie tun, was die beiden taten? Und würde sie überhaupt noch jemand haben wollen, so wie sie jetzt aussah? Blauschwarz um beide Augen, das rechte obendrein blutunterlaufen, Pflaster am Ohr und am Hinterkopf.

»Glaubt ihr, das verschwindet wieder?«, fragte sie und deutete auf das Auge. »Ich hab gehört, das Blut in den Augen macht das Weiße braun, wenn es nicht schnell genug weggeht.«

Denise drehte sich um, den Eyeliner

in der Hand.

»Wo hast du das denn aufgeschnappt? Glaubst du auch an den Weihnachtsmann?«

Ein ungutes Gefühl machte sich in Michelle breit. Fingen die jetzt auch an, auf ihr rumzuhacken? Hielten die sie für blöd und sich selbst für was Besseres? Wenn sie nicht so ein Glück gehabt hätte, dann würde sie jetzt nicht hier stehen, sondern in einem Sarg liegen. Hatten sie das völlig vergessen? Dachten die überhaupt nicht daran, dass sie weder Geld noch Wohnung hatte, gar nichts? Und dass sie nicht war wie sie? Sie

jedenfalls konnte nicht einfach so mit fremden Typen ins Bett gehen. Aber deswegen war sie doch noch lange nicht dumm.

Irgendwie wusste Michelle natürlich schon, dass sie nicht ganz so begabt war, wie ihre Eltern ihr immer weisgemacht hatten. Vielleicht waren sie selbst auch nicht so klug, wie sie glaubten. Abgeschirmt von der rauen Wirklichkeit war sie in einem bescheidenen Haus aus Gasbetonsteinen in Tune aufgewachsen, wo sie in ihrer kleinen Puppen- und Prinzessinnenwelt lebte. Und während sie noch ganz damit beschäftigt war, die

Welt der Schminke, Frisuren und Outfits für sich selbst zu entdecken, entwuchsen die anderen Mädchen in ihrer Straße fast unmerklich dieser Märchenwelt und begannen eine Ausbildung.

Michelles Selbstbewusstsein hatte zum ersten Mal einen Knacks bekommen, als sie in größerer Runde behauptet hatte, Ebola sei eine Stadt in Italien. Später am Abend hatte sie sogar noch eins draufgesetzt mit der Bemerkung, die Vergangenheit sei schwarz-weiß gewesen, das könne man ja in den ganzen alten Filmen noch sehen. Was hatte sie sich dafür nicht für

spöttische Bemerkungen anhören müssen. Und erst die Blicke. Sie hatte sich zum ersten Mal in ihrem Leben abgrundtief geschämt – eine Erfahrung, die sie seitdem leider ziemlich regelmäßig gemacht hatte. Das Problem war, dass sie oft Wörter wählte, die für sie einen Sinn ergaben, die es aber offensichtlich gar nicht gab. Doch sie lernte dazu. Und wenn der Blödsinn, den sie verzapfte, wieder einmal für Lacher sorgte, entwaffnete sie ihre Kritiker, indem sie mitlachte und sich selbstironisch gab. Tatsächlich aber verletzten solche Schläge sie tief. Und

so hatte Michelle mit der Zeit gelernt, nur noch über Dinge zu sprechen, von denen sie etwas verstand, und den Mund zu halten, wenn ihr die Leute unbekannt waren.

Mehr und mehr glitt sie deshalb in Tagträume ab.

Darin ritten schöne Prinzen auf weißen Pferden herbei. Darin kam sie zu Reichtum, wurde angebetet und auf Händen getragen. Immerhin sah sie gut aus und hatte ein einnehmendes Wesen, das wusste sie. Und war das nicht genau das, wonach alle Prinzen suchten? In ihren Liebesromanen war es jedenfalls

so.

Als sie jetzt am Frühstückstisch saßen, versuchte sie, Denise und Jazmine von dem Traumpaar zu erzählen, um das es in ihrem aktuellen Roman gerade ging. Vielleicht sahen die beiden dann, dass es noch andere Möglichkeiten gab, als sich zu prostituieren.

Denise hob den Blick von ihrem Joghurt. »Der Prinz? Du glaubst doch nicht wirklich, dass es den gibt? Ich jedenfalls glaub's nicht – nicht mehr.«

»Aber warum nicht? Es gibt doch so viele tolle Typen.«

»Mensch, wach auf, Michelle, wir

sind bald dreißig. Das Leben ist gelaufen.«

Michelle schüttelte den Kopf. Das konnte sie einfach nicht akzeptieren, das machte sie ganz nervös.

Sie setzte sich gerade hin. »Lasst uns ›Wahrheit‹ spielen!«, wechselte sie das Thema und schob den altmodischen Keksteller zur Seite.

»Du meinst ›Wahrheit oder Pflicht‹?«

»Nein, ohne ›Pflicht‹. Mit ›Pflicht‹ macht's nur Spaß, wenn Männer mitspielen. Wir spielen's nur mit ›Wahrheit‹.« Sie lachte. »Darf ich anfangen? Wer die schlechteste Antwort

gibt, muss abwaschen.«

»Die schlechteste Antwort? Und wer soll das entscheiden?«, meinte Denise.

»Das sehen wir, wenn es so weit ist. Macht ihr mit?«

Die beiden nicken.

»Okay, Jazmine, was ist das Schlimmste, das du je in deinem Leben gemacht hast, abgesehen von den Babys, die du weggegeben hast?« Sie sah, wie es in Jazmines Gesicht zuckte. Okay, das Letzte hätte sie nicht zu sagen brauchen, aber sie hatte es ja auch nur sicherheitshalber getan, damit sie es nicht noch einmal hören musste.

»Darauf hab ich keine Lust zu antworten.«

Eigentlich war das Spiel schon in dem Moment gelaufen, und Michelle wusste plötzlich gar nicht mehr, ob es so gut für sie war, mit den beiden zusammenzuwohnen. Aber was blieb ihr anderes übrig?

»Komm schon, Jazmine«, schaltete sich Denise ein. »Spuck's aus.«

Jazmine trommelte mit den Fingerspitzen auf den Tisch und holte tief Luft. »Also gut. Ich bin mit dem Freund meiner Mutter ins Bett gegangen. Er war der Erste, von dem ich

schwanger geworden bin.« Sie lächelte etwas verkrampft und legte den Kopf in den Nacken.

»Oh Gott!«, entfuhr es Michelle. Sie sah, wie Denise die Augenbrauen hochzog. »Hat deine Mutter das rausbekommen?«

Jazmine nickte und musste grinsen.

»Und damit hatte die Geschichte ein Ende, oder?« Denise lachte.

Wieder nickte Jazmine. »Aber hallo. Im Übrigen für uns beide.«

Michelle war mal wieder beeindruckt, wie nahe man sich bei diesem Spiel kam.

»Und du, Denise? Was war dein Schlimmstes?«

Denise inspizierte ihre knallroten Fingernägel, offenbar musste sie gründlich überlegen.

»Für mich oder für andere?«, fragte sie und neigte den Kopf auf die Seite.

»Kannst du selbst entscheiden. Solche Regeln gibt's bei dem Spiel nicht.«

»Hm, da fällt mir einiges ein. Wenn es geht, bestehle ich meine Sugardaddies. Dem gestern zum Beispiel hab ich ein Foto seiner Frau geklaut. Manchmal, wenn ich sie loswerden will,

erpresse ich sie damit. Wenn sie zahlen, bekommen sie das Foto zurück und verschwinden.«

»Okay, ganz nett, aber klingt jetzt nicht gerade nach dem Allerschlimmsten«, konstatierte Jazmine trocken.

Da grinste Denise. »Erst bist du dran, Michelle, vielleicht fällt mir danach noch was ein.«

Michelle biss sich auf die Unterlippe. Sie wusste kaum, wie sie es aussprechen sollte.

»Gott, das ist sooo peinlich!«

»Ey, jetzt nicht kneifen, du bist dran«,

sagte Jazmine gereizt und schob ihren schmutzigen Teller zu ihr rüber. »Sonst kannst du gleich mit dem Abwasch anfangen.«

»Okay, okay, kommt ja schon.« Michelle legte eine Hand um Kinn und Mund. »Also, wenn ich einen Job als Aktmodell bekommen würde, ich glaube, ich würde mit dem Fotografen ins Bett gehen, das würde es irgendwie zu einer runden Sache machen.«

»Was redest du denn da für einen Scheiß?« Jazmine sah sie entnervt an. »Kann echt nicht sein: Uns bringst du dazu, richtige Sachen zu erzählen, und du

kommst mit so einem Stuss. Glaubst du vielleicht, das gestern war witzig für mich, mit diesem hässlichen Knacker zu pennen und Geld dafür zu verlangen?«

»Aber besser, als wieder schwanger zu werden, oder?«, hakte Denise nach.

Jazmine nickte. »Komm schon, Michelle, jetzt rück raus damit: Was ist das Schlimmste oder Peinlichste, was du je gemacht hast?«

Michelle sah weg. »Ich liebe es, Paradise Island zu gucken …«

»Ach halt doch die Klappe …«

»… und dann träume ich davon, selbst dabei zu sein.«

Jazmine stand auf. »Ab zur Spüle, der Abwasch wartet.«

»Und wenn ich das gucke und Patrick ist nicht zu Hause, dann onanier ich die ganze Zeit. Ich zieh mich aus und streichele mich, solange die Sendung geht. Das ist total irre, sag ich euch.«

Jazmine grinste. »Okay, crazy! Punkt für dich, du Luder.«

Damit war Michelle wieder dabei.

»Ich weiß, ich mache das, weil ich Patrick satt habe. Im Moment hasse ich ihn echt. Die ganze Nacht, während ihr unterwegs wart, hab ich nur überlegt, wie ich mich an ihm rächen kann.

Seinem Chef stecken, dass er Kabel und Steckkontakte klaut und für seine eigene Arbeit, alles schwarz natürlich, benutzt. Oder die Reifen seines Autos zerstechen. Oder den Lack zerkratzen. Oder dafür sorgen, dass er eine Lachnummer in der Diskothek wird, in der er arbeitet. Das würde er wahrscheinlich am meisten hassen. Er …«

»Okay«, unterbrach Jazmine sie ungeduldig. »Kommt jetzt auch noch was von dir, Denise?«

Die nickte und schien nachzudenken. »Das Schlimmste, was ich je gemacht

habe? Ich würde sagen, dass ich die ganze Zeit lüge, das ist das Schlimmste. Niemand kann sich auf mich verlassen, auch ihr nicht.«

Michelle runzelte die Stirn. Was wurde das denn jetzt für eine Nummer?

»Und jetzt erzähl ich euch noch was anderes, was richtig Schlimmes.«

»Spuck's aus.« Jazmines Erwartungen waren scheinbar turmhoch, Michelles nicht. Denise hatte doch gerade gesagt, sie würde andauernd lügen. Was sollte man da schon drauf geben?

»Ich finde, wir sollten Michelle

helfen.«

So langsam kapierte Michelle gar nichts mehr. Wollte Denise sie verarschen?

»Okay, machen wir. Aber was hat das mit dem Spiel zu tun?«, fragte Jazmine.

»Wenn Michelle bei dem Spaß mitmacht, hast du das Spiel verloren, Jazmine.« Denise sah Michelle an. »Du trägst doch mit nichts zu uns hier bei, oder? Ich rede jetzt nur vom Geld. Sag du uns, wie wir Geld beschaffen sollen, und egal, was du antwortest, wir machen's.«

Michelle war jetzt völlig verwirrt.

»Was soll ich sagen? Ich hab keine Ahnung, wie ich an Geld rankommen soll. Wenn ich's wüsste, dann hätte ich es längst getan. Patrick hat mich doch rausgeschmissen …«

»Sag irgendwas, Michelle. Du hast zum Beispiel mal vorgeschlagen, die alte Svendsen zu erpressen. Sollen wir?«

»Nein, das war nur …«

»Oder sollen wir in Patricks Wohnung gehen und ihm alles unterm Hintern wegklauen, was er hat?«

»Sag mal, spinnst du?«, keuchte Michelle. »Der wüsste doch sofort, dass

ich das war.«

»Was dann, Michelle? Ich bin bereit zu tun, was du sagst, auch wenn's was richtig Krasses ist.«

Jazmine lachte, ihr machte das Spiel jetzt offenbar Spaß – ganz anders als Michelle.

»Du hast vorhin gesagt, Patrick würde seinen Chef beklauen. Wir könnten *ihn* erpressen«, schlug Jazmine vor.

»Nein!« Michelle schüttelte den Kopf. »Patrick bringt mich um, wenn er das rauskriegt.«

»Ach was, dein Patrick ist doch 'n

netter Kerl. Wo ist er eigentlich Türsteher, und an welchen Tagen?«, fragte Jazmine.

Noch heftigeres Kopfschütteln. »Mittwochs und freitags«, sagte Michelle zögernd. »Aber er gibt mir eh kein Geld, da könnt ihr euch auf den Kopf stellen. Außerdem sind da überall Kameras und so.«

»Wo? Welche Disko, hab ich gefragt.«

»Das ist keine richtige Disko, mehr so ’ne Art Club.«

»Und welcher?«

»Victoria, am Südhafen.«

Jazmine lehnte sich zurück und zündete sich eine Zigarette an. »Victoria, okay! Da bin ich oft gewesen und hab Typen abgeschleppt. Die haben ein super Konzept, denn die haben auch von Montag bis Donnerstag offen. Damit sind sie übrigens die Einzigen, von ein paar Clubs in der Innenstadt und ein paar Schwulenbars abgesehen. Drinks sind Pflicht. Aber wenn du dir einen Zombie kaufst, kannst du den Rest des Abends daran nuckeln. Es sei denn, du reißt einen Typen auf, der den Rest bezahlt. Wie lange arbeitet Patrick schon in dem Laden? Ich glaube nicht, dass ich ihn da

schon mal gesehen habe.«

Michelle versuchte, sich zu erinnern. Das mit der Zeit war nicht so leicht für sie.

»Ach, auch egal«, wischte Denise die Frage vom Tisch. »Erzähl uns einfach alles, was du weißt. Wo der Eingang ist, welcher Weg zum Büro führt, wann die öffnen und schließen, wie es zum Beispiel an einem Mittwoch ist. Haben die viele Gäste und was für Typen sind das? Schieß los, erzähl einfach alles, was dir einfällt. Und du, Jazmine, ergänzt anschließend, was du weißt.«

»Warum wollt ihr das alles wissen?

Das meint ihr doch nicht ernst mit dem Ausrauben, oder?« Michelle lächelte verstört. »Das war doch nur Spaß?«

Aber Denise und Jazmine schwiegen nur.

21

Dienstag, 24. Mai 2016

Nach einer endlos langen Nacht, in der Mortens Kellergemach alle zehn Minuten von herzzerreißenden Schluchzern erschüttert wurde, waren Carl und Hardy mit ihrem Latein und den Nerven am Ende. Wie sollte man einem um vierzig Kilo übergewichtigen Riesenbaby klarmachen, dass wohl nur

ein drastischer Gewichtsverlust diesen bodybuildenden, testosterongesättigten und enzyklopädisch gebildeten Liebhaber der Extraklasse gehalten hätte? Egal, worauf Hardy und Carl auch verfallen waren, um Morten zu trösten und abzulenken, es war, als hätten sie dauernd neue Voodoo-Nadeln in seine gekränkte, eifersüchtige Seele gesteckt.

»Ich fahr dann mal los«, verkündete Hardy am nächsten Morgen in aller Herrgottsfrühe. Er wirkte mürbe. »Sag Morten, dass ich die Rolli-Akkus unterwegs aufladen lasse. Ich bin erst zum Abendessen zurück.«

Carl nickte. Kluger Mann.

Als er selbst kurz darauf in den zweiten Stock des Präsidiums hinaufging, um zu sehen, ob es im Fall Zimmermann neue Informationen abzustauben gab, fühlte er sich wie gerädert.

Wenn in der Mordkommission ein neuer, ermittlungstechnisch vielversprechender Fall landete, dann war das auf dieselbe irrationale Weise zu spüren, auf die man ahnte, dass Schnee in der Luft lag, lange bevor es schneite. Die Kollegen saßen ein wenig aufrechter hinter ihren

Schreibtischen, die Köpfe kaum merklich gehoben, die Augen leicht zusammengekniffen.

So war es auch jetzt. Obwohl nur sehr dürftige Informationen vorlagen, war unausgesprochen allen in der Mordkommission klar, dass hier ein latent Verrückter unterwegs war, der Menschen umbrachte, indem er sie vorsätzlich überfuhr. Auf den Gängen vibrierte es förmlich vor Energie, alle schienen nur darauf zu warten, loszulegen. Denn erwies sich die Intuition als richtig, konnte ein gezielter, beherzter Einsatz Menschenleben retten.

»Hier brummt es ja wie im Bienenstock! Habt ihr neue Fakten reinbekommen?«, fragte Carl, als er auf dem Gang Bente Hansen begegnete. Sie war kürzlich zur Polizeikommissarin befördert worden und eine der wenigen Kollegen im Präsidium, vor denen Carl Respekt hatte.

»Terje Ploug hat einen guten Riecher, das muss man ihm lassen. Er hat zwei Gruppen zusammengestellt, um zu sehen, welche Parallelen zwischen den beiden Fahrerfluchtdelikten bestehen. Und die haben auch schon einiges gefunden.«

»Zum Beispiel?«

»Zum Beispiel, dass in beiden Fällen ein roter Peugeot beteiligt war, vermutlich dieses kastige Modell 106, vielleicht sogar beide Male derselbe Wagen. Dass es in beiden Fällen nicht den Hauch einer Bremsspur gibt. Dass zumindest der letzte Unfall bewusst herbeigeführt worden sein muss. Dass die Anwohner im ersten Fall meinen, ein Auto wie das beschriebene habe eine Zeitlang in der Straße geparkt, und zwar ein gutes Stück vom Bordstein entfernt. Dass sich die Opfer vom Typus und vom Kleidungsstil her durchaus ähneln, beide etwa gleich alt sind und beide

Sozialhilfeempfängerinnen.«

»Okay, aber Sozialhilfeempfängerinnen sind ja nun nicht gerade eine exotische Spezies, und nenn mir nur einen dänischen Haushalt, in dem nicht wenigstens eine H&M-Klamotte im Schrank hängt.«

Sie nickte. »Egal, mag sein, sie fahnden jetzt jedenfalls nach so einem roten Peugeot, älteres Modell, möglicherweise noch mit Unfallspuren. Alle Streifenwagen sind informiert.«

»Und hier in der Mordkommission sitzen jetzt zehn Mann auf Abruf und warten auf das Ergebnis?«

Bente Hansen stieß ihm einen Ellbogen in die Rippen. »Immer schön spitz, der Herr Mørck. Wie gut, dass wenigstens einer in Dänemark sein Fähnlein nicht nach dem Wind hängt, was?«

War das jetzt ein Kompliment?

Er lächelte sie an und steuerte direkt auf den Tresen zu, hinter dem Frau Sørensens sauertöpfische Miene ausnahmsweise einmal nicht zu sehen war. Ach doch, sie war nur kurz unter ihrem Schreibtisch verschwunden und tauchte jetzt mit hochrotem Kopf wieder auf.

»Außer mit Pasgård, mit wem kann ich sonst noch über den Fall Zimmermann sprechen?«, fragte er unschuldig.

Demonstrativ schob sie ein paar Unterlagen hin und her. »Das hier ist keine Informationszentrale für Beamte, die keine Lust haben, den Dienstweg zu nehmen, Carl Mørck.«

»Ist Gert in Pasgårds Gruppe?«

Jetzt hob sie den Kopf noch ein paar Zentimeter höher. Ihr Pony klebte an der Stirn und die Unterlippe hing herunter, sodass Carl sämtliche Zähne im Unterkiefer sehen konnte. Ärger war

nicht das richtige Wort für ihren Zustand, vermutete Carl. Aber welches dann?

»Wie genau wollen Sie es haben, Herr Mørck? Soll ich es in Pappe ausschneiden, in Neon nachbilden, in Marmor hauen oder Ihnen aus meterhohen Buchstaben eine Skulptur schweißen? NEHMEN SIE DEN DIENSTWEG, KAPIERT?«

In ebendiesem Augenblick begriff Carl. Die Sørensen hatte wieder Hitzewallungen und hielt gerade, verdeckt von ihrem Schreibtisch, die Füße in kaltes Wasser. Sie war der entlaufene Drache, die Hexe vom

Blocksberg und eine Horde wilder Hyänen im Blutrausch, alles auf einmal. Pures Gift.

Carl trat einen Schritt zurück. Bis diese Klimakteriumshölle überstanden war, würde er besser einen Bogen um die Furie machen.

»Hallo, Janus«, rief er, als der Pressesprecher des Präsidiums in vollem Ornat herantrottete. Offenbar wollten er und der Chef der Mordkommission sich darüber abstimmen, wie sie den Medienspekulationen zu dem flüchtigen Fahrer und seinen Opfern am besten

begegneten.

»Janus, kannst du mich kurz über die Entwicklung im Fall Zimmermann briefen? Bei uns im Keller läuten ein paar Alarmglocken, insofern …«

»Sprich mit Pasgård, das ist sein Fall.« Der Pressesprecher winkte kurz in Frau Sørensens Richtung, die einen müden Blick zurückschickte. Vielleicht sollte das sogar einen gewissen Respekt ausdrücken.

Und so stand Carl wie der letzte Bittsteller da, als Lis leichtfüßig aus Lars Bjørns Büro kam und Janus Staal charmant die Tür aufhielt.

»Lis, weißt du etwas über die Entwicklung im Fall Zimmermann?«

Sie kicherte. »Und welches Vögelchen hat dir gezwitschert, dass ich dazu gerade ein Protokoll geschrieben habe? Pasgård sitzt nämlich bei Bjørn drin.« Sie sah hinüber zur Sørensen, die abwehrend mit den Händen wedelte.

»Lis, hör mal. Wir haben einen Fall am Wickel, der sich vielleicht mit eurem Fall überschneidet. Und du weißt doch, dass Pasgård und ich nicht miteinander können.«

Sie nickte. »Nur so viel, Carl: Es wird in verschiedene Richtungen

ermittelt, und Pasgård weiß sehr wohl, dass es vor etlichen Jahren einen Mord gab, der an den Fall Zimmermann erinnert. Genau aus diesem Grund hatten sie gerade telefonischen Kontakt mit Marcus Jacobsen, der ihnen wiederum erzählt hat, dass ihr beide, du und er, die Umstände beider Morde bereits erörtert habt. Pasgård schäumt vor Wut, das kann ich dir sagen. Wenn ich also du wäre, würde ich mich schleunigst nach unten verziehen – er kommt in zwanzig Sekunden raus.«

Na, also mit Pasgård würde er schon fertig werden. Nur blöd, dass die

Mordkommission Marcus Jacobsen in den Fall einbezogen hatte. Da konnte er ja von Glück sagen, dass er Marcus nicht über das informiert hatte, was sie im Kongens Have herausgefunden hatten. Ohnehin würde er sich von jetzt an bedeckt halten müssen, wenn er nicht wollte, dass die ihm den ganzen Mist wegnahmen.

Als Pasgård die Tür aufriss, umgab ihn eine Rauchwolke, und kaum hatte er Carl entdeckt, der ihn mit verschränkten Armen erwartete, ging er vollends in die Luft.

»Wenn du dich künftig nicht aus

meinen Fällen raushältst, dann pack dich warm ein, das sag ich dir! Apropos: Bjørn hat einen Anschiss für dich parat, so groß wie …« Er überlegte.

»Wie dein Ego, Passgärtchen?«, schlug Carl vor.

Pasgårds galliges Gesicht verzog sich vor Wut und er ließ eine Schimpftirade erster Güte vom Stapel. Eine Trockenpflaume mit Logorrhö, dachte Carl, der im Übrigen kein Wort verstand. Bjørn dagegen verstand offenbar sehr gut, sogar durch die Wand, denn er kam sofort aus seinem Büro.

»Ich übernehme, Pasgård«, sagte er

ruhig und winkte Carl zu sich herein.

Der Pressechef saß neben dem Schreibtisch und nickte unverbindlich, als Carl Platz nahm und sich auf einen Mega-Anschiss einrichtete.

»Janus hat gesagt, dass es mit unserem gemeinsamen Projekt nicht so gut läuft, Carl.«

Carl runzelte die Stirn. Gemeinsames Projekt? Hatten sie eins?

»Du musst wissen, Carl, dass Olaf Borg-Pedersen an mich berichtet. Die Pressestelle und der Polizeipräsident haben dich ausgewählt, um das Team bei ihrem Dreh zu unterstützen. Diese

Ausgabe von Station 3 wird etwas vom üblichen Format der Sendung abweichen. Bisher hat man ja immer sehr viel Verständnis für die Täter aufgebracht …«

Carl schluckte.

»Ja, Carl, schluck du nur. Ab morgen wirst du dich dem Fernsehteam gegenüber zusammenreißen, haben wir uns verstanden?«

Tja, was sollte man darauf entgegnen? Jetzt wurde endgültig alles, aber auch alles miteinander vermengt.

»Ich glaub's nicht! Aber irgendwo gibt's doch wohl eine Grenze! Die

Fernsehheinis wollten tatsächlich mit zu einer Vernehmung!«

Der Pressesprecher nickte. »Natürlich. Aber statt ihnen einfach nur einen Korb zu geben, Mørck, hättest du ihnen doch etwas Konstruktives anbieten können, oder?«

Carls Blick war unmissverständlich.

»Also, nächstes Mal sagst du ihnen: Nein, hier können Sie leider nicht dabei sein, aber für morgen kann ich Ihnen dieses und jenes vorschlagen. Dann haben sie ein bisschen Futter, worauf sie herumkauen können. Ist doch nicht so schwierig, oder?«

Carl seufzte.

»Carl, wir wissen doch, dass du dich in Pasgårds Arbeit einmischst«, sagte Bjørn. »Warum sonst solltest du mit Laursen im Kongens Have herumstehen, am Tatort des Zimmermann-Falls? Also: Was habt ihr dort gefunden?«

Carl blickte aus dem Fenster. Die Aussicht war das Beste an diesem Büro.

»Komm schon, Carl!«

»Okay, okay.« Er seufzte. »Wir haben eine Erklärung für den Urin gefunden, den die Techniker an der Leiche entdeckt haben, und gleichzeitig deutet einiges darauf hin, dass das Opfer vom Täter

verfolgt wurde.«

»Siehst du, Janus, was ich dir gesagt habe«, meinte Bjørn.

Sie nickten sich zu und grinsten. Was zum Teufel ging hier vor? Wollten die sich den Fall jetzt etwa doch von ihm aufklären lassen?

»In zehn Minuten müssen wir hoch zu Mona«, sagte Assad, kaum dass Carl sich in sein Büro gesetzt hatte. »Hast du oben im Zweiten was rausgefunden?«

»Ja, dass wir inoffiziell beauftragt wurden, uns in die Zimmermann-Geschichte einzumischen, weil das der

einzige Fall ist, zu dem sie dem Fernsehteam Zugang gewähren wollen. Station 3 selbst hat darum gebeten, diesen Fall begleiten zu dürfen, und Pasgård ist wohl der Letzte, von dem sie sich vorstellen können, ihn vor eine Kamera zu stellen. Klar, bei der Visage haben sie Angst um den Ruf der Polizei.«

Assad klappte der Unterkiefer herunter.

»Gleichzeitig sehen sie in dir wohl so was wie den ethnischen Wunderknaben des Präsidiums. Es sei an der Zeit, sagten sie, dass die Leute

unsere Divergenz sehen.«

Assad runzelte die Stirn. Das war aber auch wirklich kein leichtes Wort.

»Du meinst sicher Diversität, oder, Carl?«

Jetzt gab Carls Unterkiefer der Schwerkraft nach. Diversität? Hieß das so?

»Tja, dann müssen wir wohl tun, was sie wollen. Mit meinem Charme wird das schon klappen.« Assad lachte laut auf. Dann blickte er Carl prüfend an. »Sag mal, bist du okay?«

»Verdammt, nein, Assad. Ich hab keine Lust, die nächsten vierzehn Tage

diese Idioten im Schlepptau zu haben.«

»Das meinte ich nicht. Ich dachte mehr daran, dass du gleich Mona triffst.«

»Dass ich was?«

»Dachte ich mir doch, dass du eben gar nicht zugehört hast. Mona erwartet uns. Und Roses Schwester Yrsa ist auch da, sie sitzt schon oben. Die beiden anderen Schwestern können nicht, die müssen arbeiten.«

22

Dienstag, 24. Mai 2016

Am Zeitungskiosk auf dem Vesterbro Torv sprang einem die Schlagzeile sofort ins Auge. Rot und gelb und reichlich dramatisch aufgemacht. Während die großen Tageszeitungen und anderen Boulevardblätter die Fahrerflucht-Geschichte nur noch am Rande brachten, knüpfte die DK an das gestrige Top-

Thema an und drehte richtig auf. Wäre doch gelacht, wenn sich aus der Geschichte nicht noch etwas herauspressen ließe.

Sie hatten Fotos von Michelle Hansen und Senta Berger herausgesucht, auf denen beide gut getroffen waren. Allerdings war die eigentliche Reportage ausgesprochen irreführend. Den Lesern wurden zwei junge, strahlende, topfitte Frauen präsentiert, und über ihre Unfälle wurde berichtet, als wären es Ereignisse von nicht abzuschätzender Tragweite und Auslöser einer landesweiten Trauer.

»Arbeitssuchend«, stand hinter beiden Namen. Anneli schnaubte. Jetzt bekamen diese Schmarotzerinnen auch noch mediale Aufmerksamkeit – genau das, wonach sie immer gegiert hatten! Anneli kriegte sich kaum ein vor Empörung – und am meisten ärgerte es sie, dass ausgerechnet sie selbst ihnen zu dieser unverdienten Berühmtheit verhalf!

Warum traute sich kein Journalist, rundheraus zu sagen, um was für Blutsauger es sich bei ihnen handelte? Parasiten, die man beseitigen sollte, um sie dann ganz schnell zu vergessen? Warum zum Teufel wurde heutzutage

nicht mehr gründlich recherchiert?

Nach der morgendlichen Bestrahlung hatte Anneli an ihrem Schreibtisch gesessen und nachgedacht. Was, wenn Jazmine oder Michelle diese verdammten Schlagzeilen lasen und auf die Idee kamen, sich an die Polizei zu wenden? Was, wenn plötzlich zwei Ermittler hier aufkreuzten, um mit ihr ein paar Worte zu wechseln? Auf der anderen Seite: Hatte ihr das gestrige Gespräch mit Jazmine nicht gezeigt, dass sie solchen Situationen gewachsen war? Dass sie geistesgegenwärtig reagierte und dem Druck ganz gut standhielt? Sie

müsste einfach die Schockierte spielen, wenn man ihr erzählte, die Unfälle seien absichtlich herbeigeführt worden, und betonen, wie sehr sie das Ganze auch persönlich berühre, schließlich kenne sie die beiden Frauen ja. Okay, bei Senta Berger sei es einige Jahre her, seit sie mit ihr zu tun gehabt habe, aber trotzdem – die sei so ein gutes Mädchen gewesen.

Bei dem Gedanken prustete Anneli los. Aber sie riss sich sofort zusammen. Fehlte nur noch, dass jemand den Kopf in ihr Büro steckte und sie nach dem Grund ihrer Heiterkeit fragte. Lachen

fiel in dieser Abteilung sofort auf. Klar, es gab ja auch wenig Anlass dafür.

Anneli hatte sich ihre nächsten Züge genau überlegt. Aber jetzt musste sie erst mal mit dem Gedanken fertig werden, dass man ihr und ihrem Tun plötzlich erschreckend nahe gekommen war.

Eigentlich hatte sie vorgehabt, das nächste Opfer schon am selben Abend umzubringen, und sie wusste auch schon, wer es sein sollte. Auf jeden Fall keine attraktive Frau – was angesichts der Vergleiche, die die Presse zwischen der hübschen Michelle und der hübschen

Senta angestellt hatte, wohl ratsam war. Nein, die Frau, die sie im Visier hatte, war früher ein allenfalls durchschnittliches, aber heillos arrogantes Mädchen gewesen und hatte sich zu einer extrem unansehnlichen, übergewichtigen Prolltussi entwickelt. Zu einem Ausbund an schlechtem Benehmen und noch schlechterem Geschmack.

Ihren wenig schmeichelhaften Taufnamen Bertha hatte sie gegen Roberta ausgetauscht, und sie verstand es wie kaum eine andere, das Sozialsystem nach Strich und Faden zu

schröpfen. Allein die vielen Stiefel, die sie im Laufe der Jahre beantragt hatte, als Anneli für sie zuständig gewesen war, weil ihre fetten Waden jeden Reißverschluss nach ein paar Wochen sprengten. Und all die guten Ratschläge, die sie in den Wind geschlagen hatte. Nicht ein einziges Mal hatte ein Plan, sie in Lohn und Brot zu bringen, zu etwas anderem als Gejammer geführt. Wegen jeder Kleinigkeit hatte sie sich krankschreiben lassen, und ständig hatte sie alle möglichen Leute um Geld angepumpt, wobei sie offenbar immer wieder einen Dummen gefunden hatte.

Bis zu Annelis Wechsel zu einem anderen Sozialamt hatte Bertha-Roberta einen Schuldenberg von anderthalb Millionen Kronen angehäuft. Das lag jetzt vier Jahre zurück, und die Schulden hatten sich mittlerweile sicher vervielfacht.

Auf Krak.dk hatte Anneli Bertha Linds Adresse gesucht und festgestellt, dass sie noch immer in derselben Nebenstraße der Amagerbrogade wohnte, einem Viertel mit vielen kleinen Kneipen. Sofort hatte sie Bertha vor sich gesehen, wie sie auf einem Barhocker hing, in einer Qualmwolke, vor sich ein

Bierglas und neben sich einen Mann, der die Zeche zahlen durfte.

Als Anneli vor Jahren einmal zu einem angekündigten Hausbesuch bei Bertha erschienen war, hatte sie vor verschlossener Tür gestanden. Nach einer Runde durch die umliegenden Kneipen hatte Anneli sie schließlich im Café Nordpolen entdeckt, wo sie sich heftig über das Nicht-Einhalten von Verabredungen gestritten hatten. Seither hatte sich Anneli nie mehr die Mühe gemacht, irgendwelche Extras für sie herauszuschlagen.

Alles in allem war Bertha Lind also

nicht nur auffallend unattraktiv, sondern auch höchst asozial. Sie war in jeder Hinsicht so abstoßend, dass sie es nach ihrem Tod wohl kaum auf die ersten Seiten der Boulevardpresse schaffen würde.

Trotzdem würde es vermutlich wieder einigen Medienrummel geben, und der hatte für Anneli den Nachteil, dass gewissermaßen die Katze aus dem Sack war. Deshalb hatte sie ihren Plan neu überdacht. Bertha musste noch ein wenig warten.

Nach der Arbeit radelte Anneli

kurzentschlossen nach Sydhavn, wo Jazmine wohnte.

Eine halbe Stunde drückte sie sich dort herum, um sich ein Bild von dem Backsteinhaus und der Umgebung zu machen. Nein, hier konnte sie ihre Aktion unmöglich durchführen. Selbst an diesem Sackgassenende war die Borgmester Christiansens Gade zu belebt, Leute gingen zum Supermarkt gegenüber oder hingen auf dem Platz ab. Anneli beschloss, bei ihrem ursprünglichen Plan zu bleiben und Jazmine erst einmal nur im Auge zu behalten. Früher oder später würde sie

schon ein Muster in deren Tagesablauf erkennen – und garantiert auch irgendwelche Schwachstellen, an denen sie ansetzen konnte. Entsprechend würde sie den Unfall arrangieren.

Sie blickte hoch zum dritten Stock, wo Jazmine, seit sie sie kannte, behördlich gemeldet war. Außer ihr wohnte dort laut Einwohnermeldeamt noch eine Karen-Louise Jørgensen, ihre Mutter. Die hatte sich in all den Jahren bestimmt mit so einigem abfinden müssen, bei Jazmines vielen Schwangerschaften. Aber hatte sie sich das nicht selbst zuzuschreiben?

Schließlich hatte sie diese Totalversagerin von einer Tochter ja großgezogen. Nein, Mitleid war absolut fehl am Platz.

Aber was, wenn Jazmine gar nicht mehr bei ihrer Mutter wohnte? Wenn sie, wie so viele andere, längst bei irgendeinem Kerl eingezogen war? Einem Loser, der ihr natürlich geraten hatte, die elterliche Adresse weiter zu benutzen, damit er bloß nichts von seinem Wohngeld einbüßte? Das konnte allerdings auch von Vorteil sein, denn dann wohnte Jazmine jetzt vielleicht in einer weniger belebten Gegend …

Sie wählte die Telefonnummer der Mutter. Die nahm sofort ab.

»Ich würde gern mit Jazmine sprechen.«

»Aha. Und wer sind Sie, wenn ich fragen darf?« Karen-Louise Jørgensen klang reichlich gestelzt für dieses Proletenviertel.

»Äh, Henriette, Jazmines Freundin.«

»Henriette? Ist mir bislang noch nicht untergekommen. Aber wie auch immer, Henriette. Jazmine wohnt hier nicht mehr.«

Anneli nickte. Da hatte sie also den richtigen Riecher gehabt.

»Tatsächlich? Und wo wohnt sie jetzt?«

»Komisch, Sie sind heute schon die Zweite, die nach Jazmine fragt, aber Sie sprechen zumindest ordentliches Dänisch. Was wollen Sie denn von ihr?«

Das war eine unverblümt direkte Frage. Was in aller Welt ging das die Mutter an? Jazmine war doch eine erwachsene Frau.

Jetzt sah sie Karen-Louise Jørgensen oben am Fenster, das Handy am Ohr. Und tatsächlich noch im Morgenmantel, um diese Tageszeit! Ein tolles Vorbild.

»Ich hatte mir von Jazmine Geld für

Weihnachtsgeschenke geliehen. Und jetzt kann ich es ihr endlich zurückgeben.«

»Merkwürdig, wo Jazmine doch nie Geld hat. Um wie viel geht es denn?«

»Wie bitte?«

»Wie viel schulden Sie ihr?«

»Zweitausendzweihundert«, nannte Anneli die erstbeste Summe, die ihr einfiel.

Da entstand eine kleine Pause. »Zweitausendzweihundert? Hören Sie, Henriette, die können Sie auch einfach mir geben. Jazmine schuldet mir nämlich noch eine Menge Geld.«

Anneli hätte sich fast verschluckt.

Was für ein Miststück.

»Okay, kann ich machen. Aber ich muss natürlich erst Jazmine anrufen und sie fragen.«

Die Mutter klang verärgert. »Meinetwegen, tun Sie das. Und dann melden Sie sich bei mir. Wiederhören.«

Nein, nein, nein, nicht auflegen, flehte Anneli. »Ich wohne in Vanløse«, sagte sie schnell. »Ist das vielleicht in der Nähe? Dann könnte ich sie sogar persönlich fragen.«

»Keine Ahnung, ob das in der Nähe ist. Sie ist gerade nach Stenløse gezogen, wo auch immer das liegt. Das hab ich

der anderen auch schon gesagt. Soweit ich weiß, landet die Post für Jazmine aber immer noch hier bei mir. Sie wird schon irgendwann kommen, um sie abzuholen. Dann kann ich ihr ja sagen, dass Sie mir das Geld gegeben haben.«

»Stenløse? Ach stimmt ja! Davon hab ich gehört. Draußen am Lilletoftvej, oder?« Anneli hatte keinen blassen Schimmer, ob es eine Straße dieses Namens in Stenløse gab, aber wer nicht wagt, der nicht gewinnt!

»Nein, so hieß das nicht. Sie hat es mir natürlich nicht direkt gesagt, warum sollte sie auch, ich bin schließlich nur

ihre Mutter. Aber ich hab zugehört, als sie telefoniert hat. Das war was mit Sandalen, soweit ich mich entsinne. Aber was soll das Ganze? Bringen Sie mir das Geld einfach vorbei, es ist sowieso meins.«

Als Anneli im Online-Stadtplan »Stenløse« und »Sandal« eingegeben hatte, war nur die Wohnanlage Sandalspark erschienen. Ein relativ unüberschaubarer Komplex, wie sie feststellte, als sie davorstand: zwei irre langgestreckte, zweigeschossige Wohnriegel mit zig Wohnungen, die

Häuser an den Enden jeweils versetzt. Wie zum Teufel sollte sie herausfinden, wo Jazmine hauste, wenn sie dort nicht gemeldet war? Sie konnte doch nicht alle Laubengänge abklappern. Oder stundenlang um den Block laufen. Und wenn sie Jazmine mit irgendeiner Ausrede direkt anrief? Ihr zum Beispiel ein Zeitungs-Schnupperabo anbot, um an ihre Adresse zu kommen? Aber wahrscheinlich würde sie sich eh nicht darauf einlassen und höchstens misstrauisch werden.

Müde starrte sie auf die Klingelanlage des ersten Wohnblocks.

So viele Namen! Ob sie die vielleicht besser auf Krak.dk recherchieren könnte? Nein, höchst unwahrscheinlich, dass Jazmine schon umgemeldet war. Sie könnte auch die Briefkastenanlagen in den einzelnen Treppenhäusern checken, Briefkasten für Briefkasten. Das machte allerdings nur Sinn, wenn Jazmine ihren Namen bereits neben den des Eigentümers geklebt hatte. Auch eher unwahrscheinlich.

Anneli seufzte. Aber was blieb ihr anderes übrig? Besser als nichts zu tun war es allemal.

Sie begann im Treppenhaus A des

vorderen Häuserriegels und inspizierte die Namensschilder auf der silbernen Briefkastenanlage. Verdammt, hier war es absolut unüblich, improvisierte Schilder anzubringen. Im Treppenhaus B war sie kurz davor aufzugeben, als ihr Blick auf einen Namen fiel, der ihr Herz schneller schlagen ließ.

Erwischte sie hier etwa gleich zwei Fliegen mit einer Klappe?

Zimmermann, stand da.

Der Nachname einer Person, die auf Annelis Liste mindestens ebenso weit oben stand wie Jazmine.

23

Dienstag, 24. Mai 2016

Selbst auf dem Flur vor ihrem Büro war der Duft unverkennbar. Unwillkürlich erinnerte sich Carls Nase an sinnliche Stunden, Tage und Monate, während sein Gehirn heiß lief. Warum hatte er kein schöneres Hemd angezogen? Warum hatte er nicht eins von Mortens Vanille-Deos benutzt? Warum hatte er …

»Hallo Carl, hallo Assad.« Das war die Stimme. Ihre Stimme, die ihn damals förmlich umgehauen hatte.

In ihrem Büro gab es keinen Schreibtisch, dafür aber vier Sessel. Sie lächelte mit ihren roten Lippen, als hätten sie sich gestern zuletzt gesehen.

Er nickte ihr und Yrsa zu, mehr brachte er nicht fertig, dann setzte er sich. Der Kloß in seinem Hals war so groß, dass er sich fragte, ob er überhapt einen Ton herausbringen würde.

Mona war wie immer und doch anders. Ihr Körper war fast derselbe, schlank und einfach unglaublich erotisch.

Aber in ihrem Gesicht nahm er Veränderungen wahr, auch wenn sie minimal waren. Die Lippen waren nicht mehr ganz so voll, die Fältchen über der Oberlippe etwas ausgeprägter und die Haut im Gesicht etwas schlaffer. Und trotzdem hatte er unbändige Lust, darüber zu streichen.

Das war seine Mona, nur einfach etwas älter. Mona, die Jahre ohne ihn gelebt hatte. Was hatte diese Zeit mit ihr gemacht?

Sekundenlang hing er an diesem kurzen, aber immer noch intensiven Lächeln fest, mit dem sie ihn ansah, und

schnappte nach Luft. Wie ein Schlag traf ihn dieses Lächeln, tat fast physisch weh.

Hatte sie seine Reaktion bemerkt? Das wollte er auf keinen Fall.

Sie wandte sich an Roses Schwester, die im Sessel neben ihr saß.

»Yrsa Knudsen und ich sind Gordon Taylors Liste und das dazugehörende Zeitschema durchgegangen, haben uns also angeschaut, wann Rose die Aussagen in ihren Mantra-Heften, wie man sie nennen könnte, ändert. Ich denke, Yrsa hat einiges dazu zu sagen. Möchten Sie, Yrsa? Dann werde ich Sie

währenddessen unterstützen oder versuchen, das Ganze aus meiner Sicht zu kommentieren.«

Yrsa, die aussah wie die rothaarige Imitation einer Tim-Burton-Figur, nickte. Sie wirkte sehr mitgenommen von der ganzen Situation. »Bitte entschuldigen Sie, wenn ich in Tränen ausbreche«, sagten ihre Augen. Dann holte sie tief Luft und fing an.

»Vieles von dem hier kennen Sie sicher schon, aber da ich nicht weiß, was und wie viel, skizziere ich das Ganze noch einmal. Es mag Sie erstaunen, aber ich kann mich tatsächlich

erst jetzt konkret zu dem verhalten, was Rose schreibt. Erst heute erkenne ich, dass das, was Gordon angemerkt hat, Sinn macht.«

Sie legte den Zettel mit Roses Mantras vor sich hin. Carl kannte die Liste fast auswendig.

»Als mein Vater damit anfing, auf Rose herumzuhacken, war ich sieben, Vicky acht, Lise-Marie fünf und Rose neun. Was der Auslöser dafür war, weiß ich nicht, aber es scheint, als wäre 1989 irgendetwas passiert, weshalb er auf sie losging. Zwischen 1990 und 1993 wurde es immer schlimmer. Als Rose 1993

schrieb, sie habe Angst, war das wohl zu der Zeit, als sie anfing, sich in ihrem Zimmer zu verschanzen. Es gab tatsächlich eine Phase, da öffnete sie die Tür nur mir und meiner großen Schwester Vicky. Wenn wir ihr etwas zu essen brachten, mussten wir mehrmals anklopfen und ihr versichern, dass Vater nicht vor der Tür stand, erst dann öffnete sie. Sie verließ das Zimmer nur, um in die Schule zu gehen oder auf die Toilette, und Letzteres tat sie nur, wenn alle schliefen.«

»Wie sah denn dieser Psychoterror Ihres Vaters aus? Können Sie uns ein

paar Beispiele geben, wie er Rose damals zugesetzt hat?«, bat Mona.

»Ja, also das tat er auf vielfältigste Weise, und immer völlig unverstellt. Rose konnte ihm überhaupt nichts rechtmachen, schon beim geringsten Anlass putzte er sie herunter. Ritt darauf herum, wie hässlich sie sei und dass kein Mensch sie mögen würde und dass es besser gewesen wäre, sie wäre nie geboren worden. So in der Art. Wir anderen verschlossen die Ohren, weil es einfach nicht zu ertragen war. Aber deshalb ist leider auch vieles aus der Erinnerung getilgt. Wir haben

zusammengesessen und darüber geredet, Lise-Marie, Vicky und ich. Und deshalb verstehe ich nicht, dass wir uns an so weniges erinnern, es ist wirklich …«
Sie schluckte ein paarmal, versuchte, die Tränen wegzublinzeln, aber in ihren Augen konnte man eine tiefe Traurigkeit lesen – und eine abgrundtiefe Scham darüber, wie wenig sie Roses Unglück eigentlich beachtet hatten.

»Machen Sie ruhig weiter mit der Liste, Yrsa«, bat Mona.

»Also gut. 1995 sieht man, dass Rose zum Gegenangriff startet. Das spürt man doch irgendwie, wenn man den Satz ›Ich

kann dich nicht hören‹ liest, oder?« Sie sah fragend in die Runde.

»Sie meinen also, dass all diese Aussagen eine Art innerer Monolog mit Ihrem Vater sind und dass dieses Zwiegespräch auch nach dessen Tod 1999 noch fortgeführt wird?«, fragte Carl.

Yrsa nickte. »Ja, ganz bestimmt. 1995 verwandelte sich Rose von einem verschreckten, ängstlichen Mädchen in eine junge Frau, die sich etwas traute. Ich bin mir ziemlich sicher, dass das an der neuen Klassenkameradin lag, die 1994 mitten im Schuljahr in ihre Klasse

gekommen war. Soweit ich mich erinnere, hieß sie Karoline und war so ganz anders als die anderen Mädchen. Sie hörte Rap und Hiphop, stand auf Musiker wie 2Pac, Shaggy und 8Ball&MJG und nicht, wie wir anderen alle, auf Boygroups à la Take That und Boyzone. Sie fand sich mit nichts ab, vielleicht weil sie vorher in der Vesterbro gewohnt hatte. Und genau das färbte auf Rose ab. Plötzlich trug unsere Schwester die Art von Klamotten, die unser Vater absolut nicht ausstehen konnte, und wenn er sie deswegen zusammenstauchte, hielt sie sich die

Ohren zu.«

Carl sah es förmlich vor sich. »Und dennoch schlug er sie nicht?«

»Nein, dazu ließ er sich nicht herab, er machte es raffinierter. Er verbat unserer Mutter zum Beispiel, in Roses Zimmer sauberzumachen. Oder nahm Rose zur Strafe ihr Taschengeld weg. Und bevorzugte uns in jeder Hinsicht. Aber er schlug sie nicht.«

»Und ihr anderen fandet das in Ordnung?« Carl konnte es kaum fassen.

Yrsa wich mit einem Achselzucken aus. »Damals glaubten wir, dass es Rose egal war. Dass sie auf ihre Weise schon

zurechtkam.«

»Und Ihre Mutter?«, fragte Assad.

Yrsa presste die Lippen zusammen, und es verging mindestens eine halbe Minute, ehe sie sich so weit gefasst hatte, dass sie weitersprechen konnte. Ihre Augen flackerten umher, und sie mied den Blickkontakt, auch dann noch, als sie schon weitersprach.

»Mutter hielt immer zu Vater. Also nicht wirklich im Ernst, aber so, dass sie ihm niemals direkt widersprach oder für Rose Partei ergriff. Und als sie das doch einmal tat, ein einziges Mal, strafte er seine Frau in ähnlicher Weise ab wie

Rose. Das war der Preis für Roses Rebellion. Man sieht es 1996, als Mutter schließlich aufgab und Rose auf ähnliche Weise fertigzumachen begann, wie Vater es tat. Von da an war es ein bisschen so, als würde sie in seinem Windschatten mitlaufen.«

»Ach, deshalb schreibt Rose im Notizbuch von 1996: ›Hilfe Mutter‹. Demnach bekam sie diese Hilfe nicht?«

»Mutter ist ausgezogen, und damit war Rose vollends schutzlos. Seitdem hasst sie unsere Mutter.«

»Als Ihre Mutter auszieht, schreibt Rose entsprechend ›Drecksau‹.«

Yrsa nickte zur Bestätigung, sah aber zu Boden.

Hier schaltete sich Mona ein. »Von da an ging es Rose immer schlechter. Obwohl sie auf dem Gymnasium ziemlich gut klarkam und gute Noten heimbrachte, wurden die Schikanen immer schlimmer. So entschied sie sich, ihrem Vater zu gehorchen wie ein willenloses Hündchen. Als er sie nach dem Abitur aufforderte, zu Hause Miete zu zahlen, trat sie eine Stelle im Stahlwalzwerk an, wo ihr Vater arbeitete. Ein halbes Jahr später starb er dort durch einen tragischen Unfall. Rose

stand direkt daneben und musste mit ansehen, wie er von einem Stahlblock zerquetscht wurde. ›Hilf mir‹ schrieb sie danach.«

»Was glauben Sie, Yrsa, warum hat sie das geschrieben?«, fragte Carl.

Yrsa wandte sich ihm jetzt direkt zu. Sie wirkte todmüde. Vielleicht war ihr ihre eigene Rolle in dem Drama gerade erst in aller Deutlichkeit bewusst geworden, jedenfalls war sie außerstande, zu antworten.

Wieder kam ihr Mona zu Hilfe. »Yrsa hat mir erklärt, dass sie und ihre Schwestern das nicht mit Sicherheit

wissen, denn Rose ist zu dem Zeitpunkt ausgezogen. Es besteht aber kein Zweifel, dass sich Rose in einem permanenten Schockzustand befand und sich spätestens zu diesem Zeitpunkt ihre Depressionen verstärkten. Unglücklicherweise ließ sie sich nicht behandeln, weshalb sie immer tiefer in das große schwarze Loch fiel. Sie sah keinen Lichtstreifen mehr am Horizont und war zerfressen von Selbstvorwürfen. Das wiederum trieb sie an, die unmöglichsten Dinge zu tun. Sie zog wie besessen durch Bars und Kneipen, um Männer anzumachen. Sie

ging mit jedem ins Bett, der ihr über den Weg lief, hatte einen One-Night-Stand nach dem anderen. Und in all diesen Beziehungen schlüpfte sie in unterschiedliche Rollen. Sie mochte einfach nicht länger sie selbst sein.«

»Selbstmordgedanken?«, fragte Carl.

»Anfangs wohl nicht, oder, Yrsa?«

Die schüttelte den Kopf. »Nein. Sie zog sich völlig in sich zurück. Irgendwann fing sie an, sich zu verkleiden und in unsere Rollen zu schlüpfen. Sie spielte, eine von uns Schwestern zu sein. Vielleicht weil Vater uns nicht terrorisiert hat und wir

eigentlich ein ziemlich normales Familienleben hatten – was wir Rose zu verdanken hatten, die sich immer schützend vor uns gestellt hat«, fügte sie leise hinzu. »Am schlimmsten war es beim Jahrtausendwechsel. Silvester war einer der seltenen Abende, wo wir vier Schwestern alle zusammen waren. Wir drei hatten unsere Freunde dabei, aber Rose war allein, und es ging ihr garantiert nicht gut. Unmittelbar, nachdem wir wie üblich ›Vær velkommen Herrens år‹ gesungen und das neue Jahr begrüßt hatten, hat Rose uns mitgeteilt, dass sie genug hätte und

dass dieses Jahr für sie das letzte sein würde. An Lise-Maries Geburtstag einige Wochen später sahen wir sie dann mit einer Schere an ihrem Handgelenk herumspielen.«

Yrsa seufzte. »Damals war es wohl nur eine Drohung. Nicht wie im letzten Jahr, als sie in Nordvang eingeliefert wurde, weil sie sich tatsächlich beide Pulsadern aufgeschnitten hatte.« Sie wischte sich über die Augen, hatte sich aber recht schnell wieder gefangen. »An besagtem Silvester konnten wir sie überzeugen, endlich zu einem Psychologen zu gehen. Das war das

Verdienst unserer jüngsten Schwester, Rose hatte immer ein besonders enges Verhältnis zu Lise-Marie.«

»Ob uns der Psychologe von damals vielleicht helfen kann zu verstehen, was in Rose vorgeht?«, fragte Carl. »Können Sie sich an den Namen erinnern, Yrsa?«

»Die Schwestern haben damals mit ihm reden wollen, aber er berief sich auf seine Schweigepflicht, Carl. Yrsa hat mir erzählt, wer das war. Ein gewisser Benito Dion, ich kannte ihn. Ein sehr fähiger Mann. Er unterrichtete uns in kognitiver …«

»Du sagst, du *kanntest* ihn. Lebt er

nicht mehr?«

Mona schüttelte den Kopf. »Und wenn er noch lebte, wäre er heute über hundert.«

Mist! Carl atmete tief durch und überflog die Liste mit Roses Sätzen. »Man hat aber den Eindruck, dass sie sich in den darauffolgenden Jahren langsam einem, sagen wir, helleren Zustand genähert hat, nämlich von ›Schwarzer Hölle‹ über ›Dunkel‹ zu ›Grau‹. Mit ›Will nicht denken‹ ermahnt sie sich wohl selbst, und dann formuliert sie ›Bin nicht‹. Aber was ist 2004 passiert? ›Weißes Licht‹, das sind doch

ganz neue Töne. Haben Sie eine Vorstellung, Yrsa?«

»Nein. Aber ich glaube, das hat Gordon herausgefunden. 2004 hat sie mit der Polizeischule begonnen. Das hat ihr offenbar wahnsinnig viel Spaß gemacht, und sie kam auch ziemlich gut zurecht dort. Bis sie durch die Führerscheinprüfung fiel.«

Aber ganz normal war sie da trotzdem nicht, dachte Carl. Hatte man ihm nicht berichtet, dass sie auf der Polizeischule in dem Ruf stand, überall und zu jeder Zeit die Beine breit zu machen?

»Aber selbst als sie rausflog, gab es keinen Rückfall in solche Niederungen wie die ›Hölle‹. Es wirkt, als sei sie stabiler gewesen, oder täusche ich mich?«

»Sie bekam einen guten Job auf der Polizeiwache City, erinnerst du dich?«, riss Assad Carl aus seinen Gedanken. Carl hatte völlig vergessen, dass der Krauskopf auch da war.

»Zu einem bestimmten Zeitpunkt wurde sie ›taub‹ gegenüber Ihrem Vater, Yrsa.« Carl deutete auf das Jahr 2007. »Ich glaube, für die restlichen Aussagen können wir aus eigenem Erleben

Interpretationen beisteuern. Aber das hat Gordon vielleicht schon getan?«

Mona nickte. »Ihre Anstellung im Sonderdezernat Q 2008 hat sie stark gemacht, so sehr, dass sie ihren Vater nahezu verhöhnte. Sehr schön zu sehen in dem Satz: ›Das Lachen hat aufgehört, wie?‹ Und noch deutlicher 2009 in der Formulierung ›Verpiss dich, Scheißkerl‹.«

»Ich weiß nicht, ob du dich erinnerst, aber im Folgejahr kam sie plötzlich als Yrsa verkleidet ins Büro«, sagte Carl. »Mehrere Tage lang hat sie das durchgezogen, und zwar dermaßen

überzeugend, dass wir ihr komplett auf den Leim gegangen sind. War das nichts weiter als eine Show, um uns hochzunehmen, oder interpretierst du das als Rückfall, Mona?«

Zum ersten Mal seit Jahren hatte er Mona direkt mit Namen angesprochen. Wie merkwürdig fremd das klang. Fast zudringlich. Zu intim. Viel zu …! Verdammt, was zum Teufel war hier los?

»Aber Carl, weißt du nicht mehr, dass ihr euch vorher in die Haare geraten wart?«, schaltete sich Assad ein. »Sie fand, du hättest sie gemobbt.«

»Das habe ich doch aber nicht,

oder?«

Mona schüttelte den Kopf. »Das wird sich wohl im Nachhinein nicht mehr klären lassen. Alles in allem aber scheint die Arbeit mit euch eine unerhört heilsame Wirkung auf sie gehabt zu haben«, fasste sie zusammen. »Bis plötzlich dieser Bornholm-Fall auf eurem Tisch landet, wo sich ein gewisser Christian Habersaat erschießt, wie Gordon uns erklärt hat. Dieser Mann sieht ihrem Vater so dermaßen ähnlich, dass Rose fast zusammenbricht. Auf lange Sicht hätte das sogar eine heilsame Wirkung haben können. Nur dass ihr

fatalerweise zu einem Hypnotiseur geht, der alles Verdrängte urplötzlich an die Oberfläche holt. Rose muss daraufhin psychiatrisch behandelt werden – das erste Mal, wenn ich mich nicht irre, seit sie hier im Präsidium arbeitet. Stimmt das?«

Carl spitzte die Lippen und atmete gepresst aus. Was für ein Elend, das Ganze. »Ja, das stimmt. Aber ich habe geglaubt, das sei eine Art Hysterie gewesen. Oder eine von Roses üblichen Launen. Ich war mir sicher, dass das relativ schnell wieder vergeht. Wir haben im Lauf der Jahre so viel

miteinander durchgemacht, woher sollten Assad, Gordon und ich wissen, dass es diesmal so ernst ist?«

»Sie schreibt: ›Ich ertrinke.‹ Demnach hat die Sache ihr doch sehr viel mehr zugesetzt, als ich persönlich vermutet hätte. Aber euch kann man nichts vorwerfen, Carl.«

»Nein, sie hat ja auch nie etwas gesagt.«

Er lehnte sich vor und prüfte seine Erinnerung. Stimmte das? Hatte sie wirklich nie etwas gesagt?

»Im Nachhinein ist man immer schlauer. Aber wenn ich jetzt darüber

nachdenke, habe ich das Gefühl, dass Assad die ganze Zeit aufmerksamer war als ich.« Er wandte sich an seinen Kollegen. »Was meinst du, Assad?«

Der zögerte einen Moment und strich sich mit der rechten Hand mehrmals über den behaarten linken Unterarm. Offensichtlich suchte er nach einer diplomatischen Antwort.

»Ich habe versucht, dich davon abzubringen, Rose den Bericht zum Habersaat-Fall schreiben zu lassen, weißt du noch? Aber dass es so schlimm um sie stand, hab ich auch nicht gewusst, sonst hätte ich wohl mehr darauf

beharrt.«

Carl nickte. Er glaubte sich zu erinnern, dass in ihrem letzten Notizheft wie eine allerletzte Aussage stand: ›Du sollst nicht hier sein‹ – derselbe Satz, mit dem sie die Wände ihrer Wohnung vollgeschrieben hatte. Ihr Vater war in ihr Leben zurückgekehrt. Seine Tyrannei nahm kein Ende.

»Und jetzt, Mona?«, fragte er verzweifelt.

Sie neigte den Kopf leicht zur Seite und strahlte eine fast schmerzliche Zärtlichkeit aus.

»Ich schreibe einen Bericht für Roses

Psychiater, in dem ich ihm das, was wir wissen, darlege. Und du, Carl, du tust, worin du am besten bist. Mach das Mädchen ausfindig, das damals, während der Schulzeit, Roses rebellischen Geist geweckt hat. Finde heraus, worin genau der Psychoterror des Vaters bestand und was ihn in Gang gesetzt hat. Gut möglich, dass die Freundin das weiß. Und dann, denke ich, solltet ihr beide, Assad und du, dem Unfall in diesem Stahlwalzwerk noch einmal auf den Grund gehen.«

24

Mittwoch, 25. Mai 2016

»So, Sie kommen nicht, um zu arbeiten, sagen Sie? Aber warum sind Sie dann hier?« Der Ton der Abteilungsleiterin drückte kaum verhohlenes Misstrauen aus.

Anneli betrachtete sie gleichgültig. Und was ist mit dir, dachte sie. Warum bist du hier? Um zu arbeiten? So zu

arbeiten, dass es positiv auffällt und irgendjemandem nützt? Wohl kaum. Anneli jedenfalls erinnerte sich an keinen einzigen Tag, an dem sie anerkennend zu ihrer Chefin aufgeblickt hätte. Im Gegenteil: Am besten kam die Abteilung zurecht, wenn die Frau zusammen mit anderen Faulenzern aus der Führungsriege an irgendeinem exotischen Ort weilte und sich in was auch immer schulen ließ. Dann konnten sie endlich konzentriert arbeiten. Anneli hatte im Lauf der Jahre diverse Chefinnen dieser Art gehabt, aber diese hier schoss den Vogel ab. Null Charme,

null Engagement und flächendeckende Unkenntnis. Kurz gesagt, sie war mit Abstand die Entbehrlichste in der Abteilung – und gleichzeitig die, die man am schwersten loswurde.

»Ich arbeite, soweit ich kann, von zu Hause, insofern bin ich einigermaßen à jour. Aber jetzt muss ich doch einiges hier vor Ort überprüfen«, sagte Anneli, die in Gedanken schon die Akten ihrer potenziellen Opfer durchforstete.

»Ach, Sie arbeiten von zu Hause? Interessant. Denn wenn ich mich nicht irre, hatten Sie in letzter Zeit doch einige, wie soll ich sagen, Fehlzeiten?«

Die Abteilungsleiterin kniff die Augen zusammen. Wenn ihre Pupillen auf diese Weise hinter den Wimpern verschwanden, musste man sich in Acht nehmen. Es war noch keine fünf Wochen her, da hatte sie an einer sündhaft teuren Schulung zur Effektivitätssteigerung im schwedischen Bromölla teilgenommen. Dort hatte man ihr offenbar beigebracht, wie man durch harsches Auftreten gegenüber seinen Mitarbeitern beim eigenen Chef punkten konnte. Nach oben buckeln, nach unten treten, nichts wirklich Neues. Vier Kollegen waren seither schon zu absoluten Mistjobs

degradiert worden. Auch Anneli konnte jeden Augenblick an der Reihe sein.

»Tja. Bald müsste ich dann doch mal ein ärztliches Attest zu sehen bekommen, wenn es für Sie so problematisch ist, mal eine Woche am Stück anwesend zu sein, Anne-Line.« Sie machte eine kleine Pause und zwang sich zu einem Lächeln, das hatte sie auch gelernt. »Falls es etwas gibt, das Sie mir sagen möchten, dann kommen Sie zu mir, oder? Sie wissen doch, dass ich immer ein offenes Ohr habe?« Was für eine Phrasendrescherin.

»Danke. Aber ich habe nach meiner

Grippe wirklich viel zu Hause aufgearbeitet. Ich glaube nicht, dass ich mit irgendetwas im Rückstand bin.«

Da knipste die Abteilungsleiterin ihr dürres Lächeln wieder aus. »Mag sein, Anne-Line, aber die Leute, die einen Termin bei Ihnen haben, die sollten doch wohl mit Ihrer Anwesenheit rechnen dürfen, oder nicht?«

Anneli nickte. »Aus ebendiesem Grund habe ich ein paar Gespräche telefonisch geführt«, log sie.

»Ach ja? Die protokollieren Sie mir doch bitte.« Damit stand sie auf und rückte Anne-Lines Namensschild auf

dem Schreibtisch gerade.

Von der würde sie noch zu hören bekommen.

Anneli sah aus dem Fenster. Die grellen Strahlen der Sonne kämpften sich durch die schmuddeligen Scheiben in diesen Sisyphus-Bau. Die Zwecklosigkeit ihres Tuns, das Gerangel und Gezänk in den Büros rechts und links, das alles interessierte sie nicht mehr. Ihr war, als legten sich die Schatten der Kollegen auf sie, als verdeckten sie mit ihrem bloßen Vorhandensein das Licht. Der Gedanke war ihr heute Morgen auf der Liege

gekommen, während der Bestrahlung. Natürlich hatte sie auch gute, aufrichtige Klienten, Menschen, die wirklich wollten, dass man ihnen half, und die so gut sie eben konnten mitarbeiteten, um ihre bescheidene Situation zu verbessern. Aber von diesem Schlag hatte sie in letzter Zeit eher wenige. Nein, je länger sie dabei war, umso irrelevanter kamen ihr die Fälle auf ihrem Schreibtisch vor. Und seit der Krebsdiagnose und ihrem neuen Projekt hielt Anneli nichts mehr von Flickwerk.

Die Vorbereitung ihrer nächsten Aktion war extrem zeitaufwendig,

sodass sie sich in den letzten Tagen geradezu hatte zwingen müssen, nebenbei auch noch ins Büro zu gehen. Allein schon für die Suche nach einem geeigneten Auto hatte sie gestern Abend fünf Stunden gebraucht. Aber das war jetzt erledigt. Der verschrammte Honda Civic, den sie in Tåstrup entdeckt hatte, eignete sich wunderbar für ihren Zweck.

Es war ein niedriger schwarzer Wagen mit getönten Scheiben, in dem sie früh am Morgen eine Stunde lang unbemerkt auf dem Parkplatz am Præstegårdsvej, in der Nähe der Wohnanlage Sandalspark, gesessen hatte,

um zu checken, was sich im Viertel tat.

In dieser gesegneten Ruhe war sie zu dem Schluss gekommen, dass es im Grunde egal war, ob es Zeugen gab. Was machte es schon, wenn das Auto jemandem auffiel und er sich das Kennzeichen merkte, wenn sie es doch nur dieses eine Mal benutzte? Sie wusste, wie sie nach dem Unfall auf schnellstem Wege wegkam, und auch, wo sie das Auto in Ølstykke, gut fünf Kilometer entfernt, abstellen wollte.

Insgesamt fand Anneli, dass sie sehr gut, fast professionell, vorbereitet war. Schon spürte sie auch wieder dieses

Kribbeln wie bei den ersten zwei Aktionen. Sie konnte es kaum erwarten. Sie musste nur noch entscheiden, was sie tun sollte, wenn die Zimmermann und Jazmine gemeinsam auftauchten, Arm in Arm, very best friends ever, wie es Damen von diesem Schlag gerne taten. Beide zu überfahren würde erheblichen Schaden an der Frontpartie verursachen, vielleicht würde eine von ihnen sogar über die Motorhaube fliegen und durch die Windschutzscheibe krachen.

Aber auch auf die Situation war sie vorbereitet: Man brauchte ein Tuch um Kopf und Hals und eine Sonnenbrille,

um die Augen zu schützen. Dann konnten einem die Glassplitter nichts anhaben.

Ja, sie hatte wirklich an alles gedacht. Sie hatte viel über Wildunfälle gelesen, bei denen sich der Fahrer schwer verletzen konnte, wenn das Wild durch die Windschutzscheibe flog. Aber die Situation war doch eine andere. Wenn Rotwild in Panik geriet, sprang es hoch in die Luft – eine athletische Übung, die sie weder Denise noch Jazmine zutraute. Und schon gar nicht, wenn sie sie von hinten erwischte.

Hach, sie sah es schon vor sich.

Am Abend nach der Arbeit parkte sie den Wagen gegenüber der Wohnanlage, und zwar so, dass sie den Laubengang im Blick hatte. Ob die Frauen kamen oder gingen, spielte keine Rolle. Irgendwie würde sie sie schon erwischen.

Sie amüsierte sich selbst ein bisschen über ihre niederträchtigen Gedanken, aber in diesem Augenblick gab es für sie tatsächlich nichts Sinnvolleres, als an genau diesem Ort in einem gestohlenen Auto zu sitzen, leise Radio zu hören und die erste Etage eines Wohnblocks zu beobachten.

Sobald sich eine der Frauen zeigte, würde sie den Wagen starten und im Leerlauf abwarten. Das Brummen des Motors empfand sie als schönes, kraftvolles Geräusch, das Spannung und Handlungsbereitschaft suggerierte – vergleichbar dem eines Kampfhubschraubers, der über dichtem Dschungel flog. Dieses Dröhnen war während des Vietnamkriegs der Pulsschlag im Hintergrund gewesen, das wusste sie aus diversen Filmen. Poetisch, rhythmisch und auch Sicherheit vermittelnd – solange man sich auf der richtigen Seite befand. Sie schloss für

einen Moment die Augen, um sich die Bilder zu vergegenwärtigen, und merkte deshalb nicht, wie der UPS-Paketwagen direkt vor ihr parkte und es ihr unmöglich machte, schnell aus der Parklücke auszuscheren. Aber vor allem versperrte er die Sicht auf die Wohnung und den Bürgersteig vorm Haus.

Als der Paketbote an der Wohnung vorbeiging, trat eine Gestalt hinter ihm aus der Tür. Anneli konnte nicht erkennen, ob es Denise oder Jazmine war, aber eine von beiden musste es sein, so aufgebrezelt wie sie war.

Verdammt, und sie kam nicht aus der

Parklücke!

Frustriert schlug sie ein paarmal mit der flachen Hand aufs Steuer – als würde das irgendetwas bringen.

Als der UPS-Mensch wieder auftauchte, setzte er sich ins Fahrerhaus und beschäftigte sich eine Ewigkeit mit irgendwelchen Papieren. Dann fuhr er endlich los.

Anneli beschloss, nicht die Richtung einzuschlagen, in die die Frau verschwunden war. Das Egedal-Einkaufszentrum war nur wenige Gehminuten entfernt, und die Frau war sicher längst in dem Riesenkasten

verschwunden.

Stattdessen parkte sie einfach nur aus und stellte den Wagen vorausschauend direkt neben dem Parkstreifen auf der Fahrbahn ab, damit sich eine Situation wie eben nicht wiederholen konnte.

Und dann kratzte sie sich, dort wo die Bestrahlung ihre Haut gereizt hatte, und wartete.

Gerade als sie eine tütenbepackte Silhouette näher kommen sah, überquerte eine ältere Dame mit Hund den Parkplatz, und fast wie auf Kommando setzte sich der Köter genau vor Annelis

Honda auf den Bürgersteig, um sein Geschäft zu verrichten.

Verdammtes Vieh, dachte sie. Umständlich kramte die alte Frau in ihrer Tasche nach einem Plastikbeutel, während die Tütenbepackte näher und näher kam.

»Nun lass doch den Mist liegen und hau endlich ab«, zischte Anneli und rutschte auf dem Sitz nach unten. Die Einkaufstüten schlugen der Frau an die Beine, obwohl sie gar nicht voll waren. Der Anblick war grotesk, ultrahohe Absätze und eine Jacke, die einen auf Leopard machte.

Aufgebrezelt wie für ’ne Party, auch wenn’s nur zum Einkaufen geht, dachte Anneli. In dem Augenblick blickte die Frau in ihre Richtung.

Anneli hielt die Luft an. Das war Michelle!

Sie erstarrte. Herr im Himmel! Dann wohnte Michelle also auch dort! Langsam ging ihr der Ernst der Situation auf. Was für eine brisante Mischung – alle drei in einer Wohnung!

Was hatte Michelle den anderen erzählt? Verdächtigte sie sie immer noch? Und was folgte daraus?

Falls die drei tatsächlich gegen sie

aussagten, könnte es rasch ziemlich eng werden. Da könnte sie noch so sehr leugnen und auf die Unzuverlässigkeit der Frauen verweisen und sie der Verleumdung bezichtigen. Wenn es hart auf hart kam und ihre übereifrige Chefin womöglich noch erklärte, eine Verhaltensänderung bei ihr beobachtet zu haben, würde in null Komma nichts auffliegen, dass sie jahrlang mit den Unfallopfern zu tun hatte. Würde man dann auch noch ihre Arbeitskolleginnen befragen, würden die sich womöglich an ihr Fehlen beim Yoga erinnern und daran, wie sehr sie ihre Klientinnen

verabscheut hatte. Daraufhin würde die Polizei ihren Rechner von IT-Experten untersuchen lassen, und die würden ihre Internetrecherchen rekonstruieren, obwohl sie sich große Mühe gegeben hatte, die zu verschleiern. Und wenn man dann auch noch DNA-Spuren von ihr im Peugeot fand, obwohl sie den sorgfältig gereinigt hatte …

Nein, es war nicht zu leugnen: Ihre drei Kandidatinnen konnten ihr verdammt gefährlich werden.

Anneli schaltete den Motor aus und überdachte die Situation.

Michelle war offenbar bei ihrem

Freund, diesem Patrick, ausgezogen. Vielleicht hatte es Streit gegeben – was nicht schlecht wäre, denn dann würde ein Verdacht auf ihn fallen, wenn Michelle etwas zustieß.

War es vielleicht sogar möglich, dass Michelle deshalb bei Patrick ausgezogen war? Verdächtigte sie diesen debilen Typen, sie loswerden zu wollen? Stand Anneli vielleicht gar nicht unter Verdacht?

Für einen Augenblick stellte sie sich vor, dass alle drei gleichzeitig auf die Straße traten. Das wäre die Lösung: Vollgas geben und geradewegs

draufhalten.

Anneli grinste, als sie sich die drei Schnepfen plattgefahren auf der Straße vorstellte, und schließlich lachte sie sogar lauthals los. Sie lachte und lachte, bis sie am ganzen Körper zitterte.

Da sah sie sich plötzlich im Rückspiegel: ihren offenen Mund, ihre Zähne, diesen Ausdruck in den Augen. Sie erschrak.

Gleichzeitig begann ihr Körper ein Eigenleben zu führen. Die Hände klopften auf die Schenkel, die Knie schlugen gegeneinander, die Füße trommelten auf die Matte. Das sah

wahrscheinlich total bescheuert aus, aber es war gar nicht so unangenehm. Ob es sich so anfühlte, wenn man ein Aphrodisiakum geschluckt hatte?

Hab ich inzwischen Metastasen im Gehirn? Werde ich langsam verrückt? Wieder fing sie an zu lachen. Das Ganze war urkomisch, vollkommen surreal. Eine Sozialarbeiterin mittleren Alters, die niemand je ernst genommen hatte – was für eine Macht sie plötzlich besaß!

Anneli legte den Kopf in den Nacken. Ihre Euphorie rief nach Taten. Wenn schon nicht ihre drei asozialen Tussen, dann eben eine andere von der Liste.

Sie überdachte die Idee und kam zu dem Schluss, dass sie gut war. Richtig gut. Hach, sie konnte sich nicht erinnern, sich jemals besser gefühlt zu haben!

Sie sah auf die Uhr. Inzwischen war es schon ziemlich spät. Aber wenn sie jetzt losfuhr, konnte Bertha Lind die Nächste sein.

In dem Moment glitt ein schwarzer Schatten an ihr vorbei und ein Taxi hielt wenige Meter vor dem Honda. Gleichzeitig öffnete sich die Tür auf dem Laubengang und drei Frauen traten heraus.

Als sie ins Taxi stiegen, erkannte

Anneli zwei von ihnen kaum wieder, so zugekleistert waren sie mit Make-up und so verändert mit ihren schwarz gefärbten Haaren. Aber es bestand kein Zweifel. Das waren sie. Denise, Jazmine und Michelle – wahrscheinlich auf Männerfang.

Als das Taxi losfuhr, legte Anneli den Gang ein und folgte ihm.

25

Mittwoch, 25. Mai 2016

»Hör endlich auf, mich anzurufen, wenn du gesoffen hast, Mutter. Du weißt, dass ich das nicht abkann. Du stinkst ja schon durchs Telefon.«

»Warum sagst du so was, Denise? Ich bin einfach nur traurig.« Wie um ihre Worte zu unterstreichen, schniefte sie.

»Du bist peinlich, Mutter. Was willst

du?«

»Wo bist du denn? Ich hab seit Tagen nichts von dir gehört, und die Polizei war hier. Die wollten mit dir reden, aber ich wusste nicht, wo du bist.«

»Die Polizei? Worüber wollten die denn mit mir reden?« Denise hielt die Luft an und lehnte sich zurück.

»Ach, über Großmutter.«

»Über die hab ich nichts zu sagen, das weißt du genau. Also bring mich da nicht ins Spiel. Was hast du denen denn gesagt?«

»Nichts von dir. Wo bist du denn, Denise? Ich kann gern zu dir kommen.«

»Nein, kannst du nicht. Ich bin zu einem Typen gezogen, in … Slagelse, und da sollst du dich gar nicht erst reindrängen.«

»Aber …«

Ohne ein weiteres Wort legte Denise auf und blickte Michelle an, die aus ihrem Zimmer geschlurft kam. Ungeschminkt sah sie ziemlich mittelmäßig aus. Die Augen waren echt klein, und das ganze Gesicht wirkte merkwürdig teigig. Als alte Frau würde sie nur noch ein Schatten ihrer selbst sein. Aufgedunsen von schlechtem Essen und in Klamotten, für die sie längst zu alt

war. Eigentlich schade.

»Morgen, Denise.« Michelle versuchte sich an einem Lächeln, aber nach den Diskussionen des gestrigen Abends würde es dauern, bis sie wieder entspannt miteinander umgehen würden, das ahnte Denise. Mit Jazmine hingegen war sie auf einer Linie. Die hatte die Situation begriffen. Die wusste, dass sie wirklich am Ende wären, wenn sie sich nicht ein ganz neues Leben schufen. Der Zug für die süßen Mädels war abgefahren. Die Realität hatte sie eingeholt: ihre vielen falschen Entscheidungen, die fehlende

Ausbildung, die nicht genutzten Begabungen. Eine wie Michelle würde das nie kapieren.

»Wow, Coldplay, cooler Klingelton«, sagte Michelle, als Denises Mutter auf dem Handy anrief.

Denise schüttelte den Kopf, unterbrach hastig die Verbindung und ging gleich auf »Einstellungen«, um die Nummer ein für alle Mal zu blockieren.

Das Kapitel war abgeschlossen. Over and done.

»Jetzt halt endlich mal die Klappe, Michelle! Ich weiß selbst, dass es einen

Unterschied zwischen Diebstahl, einfachem Raub und bewaffnetem Raubüberfall gibt. Aber das geht nicht schief. Hauptsache du tust, was wir dir sagen. Also hör endlich auf mit dem Scheiß.«

Michelle hatte inzwischen die Augen nachgezogen, sodass nicht nur das komplette Lid aschgrau war, sondern auch die Wimpern und das Lachfältchen unterm Auge. Sie sah aus wie ein tuberkulosekranker Stummfilmstar – und würde heute Abend wohl tatsächlich alle Aufmerksamkeit auf sich ziehen, wie geplant.

»Du hast uns jetzt erklärt, wie alles zusammenhängt. Wie das Büro des Managers aussieht, wo sie das Geld vom Eintritt und von der Bar aufbewahren und wie man nach oben kommt. Wir sind vorsichtig, Michelle, verlass dich drauf. Wir warten, bis wir freie Bahn haben, und wir beeilen uns. Und: Wir reden hier von Diebstahl, von mehr nicht.«

»Und wenn jemand kommt? Was dann?«

»Dann drohen wir ihm natürlich.«

»Aber dann ist es ja doch Raub.« Michelle deutete auf ihr iPad. »Guck doch mal. Bei Wikipedia steht, dass,

wer einen Raub begeht, mit Gefängnis bis zu sechs Jahren bestraft wird. Sechs Jahre! Dann sind wir Mitte dreißig, dann ist das Leben vorbei.«

»Ja, Michelle, und jetzt hör auf, alles zu glauben, was bei Wikipedia steht.« Augenrollend nahm Jazmine ihr das iPad weg und warf einen Blick auf den Artikel. »Wir haben ja keine Vorstrafen, dann wird's schon nicht so schlimm.«

»Ja, aber lies mal weiter unten.« Michelle zitterte jetzt fast. Kein gutes Vorzeichen für ihr Projekt. Sie sah Denise an. »Ich hab genau gesehen, wie du auf diesen Maurer eingeprügelt hast.

Was, wenn es heute Abend wieder mit dir durchgeht, Denise? Dann gibt's bis zu zehn Jahre, hundertpro.«

Denise nahm ihren Arm. »Jetzt chill mal, Michelle, ist doch nichts passiert. Und überhaupt: Was hast du heute Abend damit zu tun? Nichts! Du stehst doch nur da und plauderst mit Patrick, während wir die Arbeit erledigen, oder?«

Michelle sah weg. »Soll das heißen, dass ihr die Schuld auf euch nehmt, wenn es schiefgeht?«

»Logisch, was sonst?« Denise sah Jazmine an, die brauchte nur zu nicken.

Und das tat sie tatsächlich.

»Gut, dann ist das ja geklärt. Und jetzt gehen wir hier in der Wohnung auf Schatzsuche.«

»Schatzsuche?« Michelle kam nicht mehr mit.

»Mein Großvater hatte eine Pistole, und meine Oma hat die garantiert irgendwo versteckt, ich weiß nur nicht, wo. Aber ich bin mir sicher, dass sie hier in der Wohnung ist.«

Letzten Endes kannte Denise die Wohnung ihrer Großmutter gar nicht sonderlich gut. Die wenigen Male, wenn Rigmor sie und ihre Mutter eingeladen

hatte, hatten überall geschwätzige alte Freundinnen herumgesessen, die Stielaugen machten, sodass sie gar nicht hatte herumschnüffeln können. Aber jetzt hinderte sie niemand mehr, die Schränke aufzureißen, und Denise hatte schon haufenweise altmodische Kostüme und Pullover herausgeholt.

»Werft den Mist einfach auf den Boden, wir stopfen ihn anschließend in Säcke und verkaufen das Zeug an die Secondhandläden in Østerbro, falls die es haben wollen.« Was sie bezweifelte.

»Ich finde es total unappetitlich, in den alten Sachen von anderen Leuten zu

wühlen. Es stinkt nach Mottenkugeln, und ich hab gehört, dass es ungesund für die Haut ist«, maulte Michelle.

Jazmine war da ganz anders drauf. Schuhkartons, Hüte, Unterwäsche, Schachteln mit Seidenpapier, Nylonstrümpfe mit Laufmaschen, Hüfthalter in allen Größen – alles flog aus den Schränken. Jazmine war auf Schatzsuche, da zählte nur der Schatz – und nicht dieser Müll hier.

Sie suchten unter den Betten, im Nähkasten, rissen Schubladen auf, rückten Möbel von den Wänden, und als sie mit allen Räumen durch waren,

setzten sie sich zusammen und sahen sich um. Was eben noch das gepflegte Zuhause einer alten Dame gewesen war, wirkte plötzlich wie die beschämende Behausung einer alten Frau mit unkontrollierbarer Sammelwut und offensichtlichem Realitätsverlust.

»Meine Fresse, warum horten alte Leute so viel wertlosen Plunder?«, stöhnte Jazmine.

Denise war genervt. War es denkbar, dass ihre Großmutter die alten Heiligtümer ihres Großvaters weggegeben oder entsorgt hatte? Die Fotos vom Krieg, die Medaillen, die

Dienstgradabzeichen – und die Pistole? Verdammt, womit sollten sie denn heute Abend bluffen, wenn sie mit der Beute in der Hand erwischt würden? Außerdem hatte sie gehofft, wenigstens das eine oder andere Schmuckstück zu finden, irgendwelche Wertpapiere oder eine kleine Plastiktüte mit Fremdwährungen aus der Zeit, als die Großmutter mit ihrem greisenhaften Mann auf Charterreisen durch die Welt gejettet war. Aber Jazmine hatte recht: Hier fand sich nichts als Plunder.

»Jetzt fehlt nur noch der.« Michelle deutete auf den Balkon. Dort warteten

Blumentöpfe, eingepackte Pflanzen und Gartenmöbel auf wärmere Tage, die die Besitzerin nicht mehr erleben würde. Vor etlichen Jahren hatte ihre Großmutter den Balkon mit Schiebefenstern ausstatten lassen, die sie zuletzt jedoch kaum noch geöffnet hatte. Inzwischen waren sie schmutzig und ungepflegt.

»Den übernehme ich«, sagte Jazmine.

Denise betrachtete sie mit wachsender Bewunderung. Verglichen mit Michelle war sie eher schmächtig und zart, aber was für ein Bündel an Energie und Tatkraft!

Jazmine war bereits auf dem Balkon

verschwunden. Lautes Poltern und Fluchen zeugten davon, dass es dort richtig zur Sache ging.

»Ich glaube, es ist falsch, was wir da machen.« Michelle fing schon wieder mit der alten Leier an.

Dann hau doch ab zu Patrick, dachte Denise. Klar, es war Michelles Verdienst, dass die drei sich gefunden hatten. Aber inzwischen fand Denise, dass Michelle ihre Rolle ausgespielt hatte.

Wenn sie sich erst die Kohle aus diesem Scheißclub beschafft hatten, dann würde sich die Michelle-Frage noch mal

ganz neu stellen.

Von draußen war ein Seufzen zu hören. Mit zerzausten Haaren und verschmiertem Lippenstift richtete Jazmine sich vom Boden auf.

»Kommt mal und helft mir.«

Unter einem Stapel von Zeitschriften aus den Achtzigern und einer alten Decke hatte Jazmine eine uralte, irre schwere Kiste aus verblichenem Holz entdeckt.

Denise hatte das Teil noch nie gesehen, ahnte aber, was es alles enthielt. Neugierig hockten sie sich drumherum.

»Das ist ja richtig altes Zeug, was?« Jazmine holte einen Stoß ›Neues Volk‹, ›Der Stürmer‹, ›Signal‹ und ›Das Schwarze Korps‹ aus der Kiste. »Ist das nicht alles Nazi-Kram? Warum behält man so was?«

»Weil mein Großvater Nazi war, deshalb«, antwortete Denise. Als Zehnjährige hatte sie das einem Lehrer gegenüber geäußert und dafür einen Satz Ohrfeigen kassiert. Seither hatte sie das außerhalb der Familie nie mehr laut gesagt. Umso erstaunlicher fand sie es, dass es ihr jetzt so leicht über die Lippen ging. Aber wahrscheinlich lag es

einfach daran, dass sich der Staub inzwischen gelegt hatte und dass *sie* jetzt entschied, wie über den Großvater geredet wurde.

»Und was war mit deiner Großmutter?«, wollte Michelle wissen.

»Tja, was war mit ihr? Sie war wohl …«

»Hey, schaut euch das an!« Jazmine ließ ein paar Fotos auf den Boden fallen.

Michelle zuckte sofort zurück. »Gott, ist das ekelig, pack die weg.«

»Das ist mein Großvater«, sagte Denise. Auf dem Foto legte er einer jungen Frau, die auf einem Hocker stand,

eine Schlinge um den Hals. »Netter Typ, was?«

»Nee, sorry, Denise, wenn das solche Menschen waren, die hier gewohnt haben, dann fühl ich mich hier nicht mehr wohl.«

»*Wir* wohnen hier, Michelle, und jetzt komm mal wieder runter.«

»Also ich weiß nicht, ob ich das heute Abend kann. Müssen wir das wirklich machen?«

Denise funkelte sie wütend an. »Hast du vielleicht ’ne bessere Idee? Willst du ewig weiter von meinem und Jazmines Geld leben? Glaubst du, uns macht es

Spaß zu tun, was wir tun? Hast du vielleicht Lust, an unserer Stelle die Beine breit zu machen, Michelle?«

Die schüttelte den Kopf.

»Hier, schaut mal, das ist eine Fahne.« Jazmine wühlte noch immer in der Kiste. »Ey, Denise, das ist ’ne echte Nazifahne.«

»Eine was?«, fragte Michelle.

»Da ist was drin eingewickelt, was Schweres.«

Denise nickte. »Jetzt lass mich mal.«

Vorsichtig rollte sie die Fahne auf dem Wohnzimmerboden aus. Eine längliche Handgranate mit Holzstiel, ein

leeres Patronenmagazin, eine volle Schachtel Patronen und eine in ein Tuch gewickelte, gefettete Pistole kamen zum Vorschein.

»Schau mal.« Jazmine hielt ein steifes Blatt Papier mit einer Skizze und Bedienungsanleitung der Pistole hoch. »Pistole 08« stand darüber.

Aufmerksam betrachtete Denise die Skizze. Dann wog sie das leere Magazin, das Platz für sieben Patronen bot, prüfend in der Hand und schob es in den Schaft. Ein Klicken war zu hören, und gleichzeitig fühlte es sich an, als ob im Inneren der Waffe irgendetwas an seinen

Platz gerutscht war.

»Hier benutzt er die Pistole«, sagte sie und tippte auf ein Foto, wo ihr Großvater einen Gefangenen mit Genickschuss hinrichtete.

»Puh, mir wird ganz anders«, sagte Michelle. »Die wollt ihr doch wohl nicht im Ernst mitnehmen?«

»Da sind doch keine Patronen drin, Michelle. Das ist doch nur zum Erschrecken.«

»Seht mal!« Jazmine deutete auf einen Kippmechanismus auf der linken Seite der Waffe. »Das ist die Sicherung, steht auf der Zeichnung. Wenn wir die

Pistole nachher mitnehmen, Denise, müssen wir auf jeden Fall drauf achten, dass der Schalter runtergestellt ist.«

Denise fand die Sicherung und kippte den Hebel hoch und runter. Unten bedeutete »gesichert«, das war sogar ins Metall geprägt. War ja echt easy! Sie wog die Pistole noch einmal in der Hand. Es fühlte sich richtig an. Richtig gut. Als stünde man ganz oben auf dem Gipfel der Welt und könnte über alles entscheiden.

»Das ist eine richtige Pistole, Denise.« Michelle klang schon ganz weinerlich. »Was glaubst du, wie krass

ihr bestraft werdet, wenn man euch damit erwischt! Bitte, nehmt sie nicht mit, ok?«

Aber Denise und Jazmine hörten schon nicht mehr hin.

Im Taxi schwieg Michelle und hielt ihre Handtasche krampfhaft an die Brust gedrückt. Erst als der Fahrer sie etwa zweihundert Meter vor den alten Fabrikgebäuden abgesetzt hatte, in denen sich das Victoria befand, machte sie den Mund auf.

»Mir geht’s einfach dreckig. Ich verstehe nicht, was wir hier machen.

Sollen wir nicht einfach umkehren?«

Weder Jazmine noch Denise antworteten. Das hatten sie jetzt tausendmal diskutiert, also was glaubte sie?

Denise sah Jazmine an. Das kurz geschnittene, schwarz gefärbte Haar, der Lippenstift, die falschen Wimpern, der dick aufgetragene Eyeliner und das verfremdende Make-up – Jazmine war nicht wiederzuerkennen. Sie hatten sich wirklich mit wenig Aufwand sehr effektvoll und obendrein sexy maskiert.

»Du siehst echt irre aus, Jazmine. Wie ist mein Look?« Denise hob das

Gesicht zum Licht einer Straßenlampe.

»Perfekt. Wie irgend so ’n Achtzigerjahre-Star.«

Sie prusteten los. Michelle deutete auf Denises Handtasche.

»Seid ihr wirklich sicher, dass die Pistole nicht geladen ist? Ihr wisst, sonst gibt’s mindestens vier Jahre länger Knast. Mindestens!«

»Natürlich nicht! Du hast doch selbst gesehen, dass das Magazin leer war.« Denise zupfte ihr Halstuch zurecht und versuchte, den Verkehr auf der Sydhavnsgade einzuschätzen. Wenn der weiterhin so lebhaft blieb, säßen sie

wenige Minuten, nachdem alles überstanden war, wieder im Taxi.

»Ich weiß schon, dass ich gesagt hab, Patrick und seine Kollegen würden Mädels normalerweise nicht abtasten. Aber mir gefällt das hier nicht, echt nicht …«, wiederholte Michelle auf den nächsten fünfzig Metern in Dauerschleife.

Kann die nicht mal jemand abstellen?, dachte Denise entnervt.

Sie bogen um die Ecke und folgten dem Partyvolk zum Eingang. Die Stimmung war top, überall Gelächter und Gegröle. Die Leute hatten offenbar

intensiv vorgeglüht.

»Kommt mir so vor, als wären wir die Ältesten«, seufzte Jazmine.

Denise nickte. Im Licht der Straßenlampen sahen viele so aus, als wären sie gerade eben alt genug, um durch das Nadelöhr zu schlüpfen, über das Patrick wachte.

»Ach, für uns ist es doch nur gut, wenn Patrick mit Ausweiskontrollen zu tun hat«, meinte Denise. »Ich hoffe, du hast recht, und er erkennt uns nicht aus dem Krankenhaus wieder.«

»So wie ihr ausseht, seid ihr absolut nicht wiederzuerkennen. Aber falls ich

mich irre, gehen wir einfach wieder, oder?«

Jazmine seufzte. »Wir haben das doch zigmal durchgekaut, Michelle. Natürlich tun wir das. Wir sind doch nicht blöd.«

»Okay, sorry. Also, ich hab ja schon gesagt, dass Patrick ziemlich kurzsichtig ist, obwohl er das natürlich nie zugeben würde. Ich hab ihn jedenfalls noch nie mit Brille gesehen. Wenn ihr also wie besprochen eure Tücher ein bisschen hochzieht und ihm reichlich Dekolletee zeigt, glotzt er sowieso nur dahin.« Dem Satz folgte eine kleine Pause. »Dieser Scheißkerl«, schob sie nach.

Jazmine sah auf die Uhr. »Erst zwölf. Glaubst du, dass um diese Zeit überhaupt schon was in der Kasse ist?«

Michelle nickte. »Ist doch Mittwoch, da müssen die meisten morgen früh raus, deshalb haben sie ja schon um elf geöffnet.«

Sie deutete warnend auf die Kameras. In wenigen Sekunden würden sie in deren Aufnahmebereich treten.

Vorne am Eingang stand Patrick, wie ein Bollwerk, und war schwer am Rotieren.

Die Ärmel hatte er bis zum Bizeps aufgekrempelt, sodass

die Tätowierungen an seinen nackten Armen großflächig zur Geltung kamen. Wer auf Ärger aus war, konnte gleich sehen, mit wem er sich anlegte. Dazu kamen schwarze Handschuhe und Stiefel, mit denen man nur ungern Kontakt aufnehmen wollte.

Dieser bilderbuchmäßige Rausschmeißerroboter ließ die Gäste einen nach dem anderen passieren, tastete ein paar der Männer ab, wies Plastiktüten zurück und bat gelegentlich um den Ausweis. Wen er schon kannte, dem nickte er nur zu. An seiner Autorität konnte kein Zweifel bestehen.

»Warte!« Michelle griff nach Denises Arm. »Ich glaub, wir bekommen Hilfe«, flüsterte sie und deutete nach hinten zu einer Gruppe junger Migranten, die zielstrebig die Straße überquerten. Wenn es hochkam, war einer von ihnen alt genug, um eingelassen zu werden, aber auf keinen Fall alle. Frühzeitiger Bartwuchs überdeckt selten Unreife, war Denises Erfahrung, und die hatte Patrick wahrscheinlich auch gemacht. Jedenfalls war er instinktiv einen Schritt vorgetreten, hatte sein Walkie-Talkie aus der Tasche gezogen und sprach hinein.

»Jetzt los«, flüsterte Michelle. »Geht

direkt hinter mir rein.«

»Hallo, Patrick«, sagte sie laut. Hatte sie ihre Nervosität überwunden?

Patricks grimmige Miene wich einem Ausdruck der Verwirrung: Zwei dermaßen unterschiedliche Probleme waren mehr, als er händeln konnte – für Jazmine und Denise die ideale Situation. Zwei, drei Schritte, und sie standen im Vorraum, während Michelle draußen blieb, um Patrick abzulenken.

Die Location war grau und nackt. Wofür sie ursprünglich mal gedient hatte, war nicht zu erkennen. Jetzt, mit den kahlen Betonwänden, sah sie einfach

nur nach einer dreckigen Lagerhalle aus. Wo es früher Türen gegeben hatte, waren nur noch Öffnungen. Die Geländer waren entfernt und durch rohe Verschalungsbretter ersetzt worden. Das Inventar und überhaupt alles von Wert hatte man rausgeschafft.

Kein Jahr, und der ganze Schrott ist abgerissen, dachte Denise. Sowieso würde man hier am Südhafen bestimmt bald alles plattmachen oder aufschicken. Die Reichen waren doch immer ganz scharf darauf, sich ihre Nobelschuppen direkt ans Wasser zu klotzen.

Denise und Jazmine zahlten und

machten sich daran, die Tanzfläche zu überqueren. Diverse Typen gafften ihnen hinterher, als sie sich durch den Pulk der Tanzwütigen schoben, aber ausnahmsweise beachteten die beiden sie nicht.

Schon jetzt war der DJ in Hochform. Das Partyvolk und der Betonboden, alles kochte förmlich unter dem wummernden Sound, der jeden Wortwechsel völlig unmöglich machte. In Jazmines Kielwasser presste sich Denise einfach stumm durch die Menge.

Jazmine hatte erzählt, dass sie vor zwei Jahren mal mit dem

stellvertretenden Manager oben im Büro gewesen war, als der sich bereitwillig auf ihr Angebot eines schnellen Ficks eingelassen hatte.

Irgendwann später hatte sie dann erfahren, dass sein Methamphetamin- und Kokainkonsum ihn unter die Erde gebracht hatte. Da war sie heilfroh gewesen, dass er sie nicht geschwängert hatte, was an dem Abend eigentlich ihr Ziel gewesen war. Das Kind hätte wahrscheinlich einen an der Waffel gehabt, und behinderte Kinder wurde man nicht so leicht los.

Sie verließen die Tanzfläche und

betraten einen zugigen Zwischengang, zehn Meter hoch und erleuchtet von Neonröhren. Dort wurden sie aufgehalten.

Ein Security-Mensch, von der Statur her Patricks Klon, aber ohne dessen Wachsamkeit, versperrte ihnen den Weg und fragte, wohin sie wollten – genau wie sie es vorhergesehen hatten.

»Ey Mann! Wie gut, dass wir dich gefunden haben.« Denise deutete auf sein Walkie. »Hast du nicht gehört, dass Patrick draußen Hilfe braucht? Ein paar Immigrantenjungs machen Stress!«

Der Typ wirkte skeptisch, griff dann

aber doch nach seinem Walkie-Talkie.

»Nun mach schon, du Held«, rief Jazmine. »Glaubst du, Patrick hat noch Zeit für ’ne Telefonkonferenz?«

Da setzte er endlich seine Pfunde in Bewegung.

Jazmine nickte in Richtung einer Metalltreppe am Ende des Gangs.

»Mindestens einer sitzt jetzt oben vor den Überwachungsmonitoren. Der hat uns mit Sicherheit schon im Visier.« Sie machte eine Kopfbewegung in Richtung Decke. »Schau nicht nach oben, da hängt ’ne Kamera. Als ich das letzte Mal hier war, habe ich ihr zugewinkt.«

Denise griff nach dem Eisengeländer und zog ihr Halstuch, genau wie Jazmine, bis über die Nase.

Als sie die Tür zum Büro öffneten, wurden sie mit einer interessanten Geräuschkulisse konfrontiert: An der gegenüberliegenden Wand stand eng umschlungen ein Paar und schleckte sich lustvoll stöhnend ab, die Hände der Tussi waren eifrig unter den Klamotten des Typen zugange.

Denise blickte sich schnell um und bewegte sich dann mit der Geschmeidigkeit einer Katze auf das Paar zu. Die Monitorreihe an der Wand

wirkte wie eine flimmernde Tapete. Auf einem der Bildschirme sah man deutlich, dass das Intermezzo am Eingang schon unter Kontrolle war. Und genau in der Bildschirmmitte stand Michelle mit zerknirschter Miene neben ihrem Exfreund, der seine professionelle Aufmerksamkeit zwischen ihr und dem steten Strom der Neuankömmlinge teilte.

Wie es aussah, machte Michelle ihre Sache ganz gut, obwohl sie sich ein bisschen mit Patrick zu kabbeln schien.

Jetzt tauchte der Security-Mensch, dem sie gerade begegnet waren, auf den Monitoren auf. Er hatte den Eingang

erreicht und rief Patrick irgendetwas zu. Der schüttelte verwirrt den Kopf und deutete auf einen anderen Türsteher, ein Stück entfernt.

Der Wachmann wirkte genervt. Der war bestimmt bald zurück auf seinem Posten im Gang, um aufzupassen, dass sein Boss nicht beim Fummeln gestört wurde.

»Los, mach den Tresor auf!«, schrie Denise dem Knutschenden ins Ohr, sodass alle beide, er und die Frau, einen Satz machten und die Frau ihm vor Schreck in die Zunge biss. Wütend fuhr er herum.

»Verdammte Scheiße, wer bist du denn?«, sollte sein unartikuliertes Zischen wohl bedeuten. Er zerrte an dem Tuch, das Denises Mund verdeckte, bekam es jedoch nicht ab.

»Quatsch nicht, mach den Tresor auf«, schnauzte sie.

Die Frau kicherte hysterisch, wurde aber schlagartig still, als Denise dem Typen ihre Pistole vor die Nase hielt und sie deutlich hörbar entsicherte.

»Ihr gebt uns jetzt das Geld und setzt euch, damit wir euch schön fesseln können. Wenn ihr spurt, passiert euch nichts weiter,« sagte sie und musste

hinter ihrem Tuch grinsen.

Fünf Minuten später standen sie wieder unten im Gang, die Tücher unauffällig um den Hals geschlungen, die Tasche voller Geld. Irgendetwas ging dem Security-Typen im Kopf herum, das war deutlich zu sehen, aber Denise ließ sich nicht nervös machen.

»Du bist der absolute Checker, soll ich dir vom Boss oben ausrichten. Konntest du Patrick helfen?«

Der Typ schien verwirrt, nickte aber.

Als sie zum Eingang kamen, war der Stress zwischen Michelle und Patrick

offenbar vorbei. Ein kurzer Blickwechsel zwischen Denise und Michelle, und die Sache war klar: Michelle konnte sich langsam abseilen.

»Okay, Patrick, hast ja recht«, säuselte sie, als sich Denise und Jazmine an ihnen vorbei in Richtung Straße drückten. »Ich komm morgen vorbei und gebe dir das restliche Geld, okay?«

Sie hatten abgesprochen, sich in der Gasse zwischen dem Victoria und der nächsten Halle zu treffen. Dorthinein gingen sie etwa zehn Meter und warteten im schummrigen Licht. Es stank nach Urin.

Denise lehnte den Kopf an die Mauer, die von der Musik drinnen zitterte. »Was für ein Wahnsinn«, stöhnte sie. Das Adrenalin rauschte nur so durch ihre Adern. So hatte sie sich noch nicht einmal gefühlt, als sie sich das erste Mal einen wildfremden Mann gekrallt und in ihr Bett abgeschleppt hatte.

Sie griff sich an die Brust. »Rast dein Herz auch so, Jazmine?«, keuchte sie.

Ihre Freundin lachte hysterisch. »Fuck! Und wie! Als der Typ an deinem Tuch gezerrt hat, ich glaub, da hab ich mir in die Hose gepinkelt.«

»Gott, ja, das hätte echt schiefgehen

können. Ist es aber nicht!« Denise kicherte. »Hast du sein Gesicht gesehen, als ich die Pistole entsichert habe? Meine Fresse, hat der geglotzt. Und jetzt liegen sie da oben schön verknotet und mit Tape um den Kopf und versuchen zu kapieren, was da abgegangen ist.«

Das Ganze hatte nicht länger als fünf Minuten gedauert. Und hätte nicht besser laufen können.

»Was glaubst du, Jazmine, wie viel ist es?«

»Keine Ahnung, aber ich hab den Tresor komplett leer geräumt. Bestimmt mehrere Tausend. Sollen wir

nachsehen?«

Sie steckte die Hand in die Tasche und zog einen Haufen Scheine heraus. Das meiste waren Zweihunderter, aber es waren auch etliche Fünfhunderter und Tausender dabei.

Jazmine lachte laut auf. »Wahnsinn! Ich glaub, das sind über hunderttausend! Schau's dir an!«

Aber Denise machte ihr ein Zeichen, still zu sein. In Richtung Straße war eine schwarze Silhouette zwischen den Hallen aufgetaucht. Gestochen scharf zeichnete sie sich vor der Straßenbeleuchtung ab. Irgendjemand

hatte sie entdeckt, und zwar jemand, der schlanker und kleiner war als Michelle.

»Verdammt, was treibt ihr Schlampen denn hier?«, rief eine Stimme mit Akzent, und eine Frau baute sich breitbeinig in der Gasse auf.

Birna.

Jazmine schnappte kurz nach Luft, und Denise verstand sofort, warum, denn Jazmine hatte nicht die Geistesgegenwart besessen, das Geld zurückzustopfen, sondern stand jetzt da wie ein auf frischer Tat ertapptes Kind.

Birna fixierte die Scheine.

»Na, was haben wir denn da!? Das

gehört doch sicher nicht euch?« Mit stechendem Blick kam sie auf sie zu. »Das könnt ihr sofort abliefern. Na los!«

Glaubt die, ich bin blöd, oder was?, dachte Denise und hielt sich provozierend eine Hand hinters Ohr. »Hey, ich hör so schlecht bei dem Lärm. Was hast du gesagt?«

»Ist die Alte schwerhörig, Jazmine?«, blaffte die Isländerin. »Oder glaubst du, die will mich provozieren?«

Dann wandte sie sich an Denise. »Habt ihr euch auf Grufti geschminkt, oder was? Was soll das sein – kleiner Tarnversuch?« Sie grinste verschlagen.

»Scheiße nur, dass ich jetzt Bescheid weiß. Also, wenn ihr keinen Stress wollt, dann schiebt das Geld rüber.« Sie zeigte mit ihrem schwarzen Handschuhfinger auf Denise. »Und komm du mir noch mal blöd, dann polier ich dir die Fresse. Also, das Geld?«

Denise schüttelte den Kopf. Das hier gehörte nicht zum Plan. »Keine Ahnung, was du dir da zurechtfantasierst. Aber du machst dich gerade ziemlich zum Affen, Birna. Heißt du nicht so?« Denise steckte die Hand in die Tasche. »Hatte ich dir eigentlich schon gesagt, dass du dich besser verpissen solltest?«

Birnas Grinsen war wie weggewischt. »Okay, du scheinst es so zu wollen.« Sie wandte sich an Jazmine. »Komm schon, Jazmine, du kennst mich. Erzähl der Fotze da, dass es besser für sie wäre, wenn sie jetzt einfach mal macht, was ich sage.« Mit diesen Worten zog sie in aller Ruhe ein Springmesser aus der Tasche und ließ es aufschnappen. »Sonst wird sie's nämlich bereuen. Sag ihr das, Jazmine.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, trat sie auf Denise zu und fuchtelte mit dem Messer vor deren Brust herum. Das Messer war zweischneidig und lief spitz

zu. Es würde widerstandslos eindringen, das war Denise sofort klar.

»Was machst du eigentlich hier, Birna? Du bist doch nicht der Typ, der in Clubs geht, oder?«, fragte Denise, ohne das Messer aus den Augen zu lassen.

»Wie meinst du das, Fotze? Das hier ist unser Revier, und das weiß Jazmine auch genau, stimmt's, Schätzchen?«

Denise sah zur Straße. Kam Verstärkung von Birnas Crew? Nein. Dann hatte die Lederbraut also keine Rückendeckung. Wieso sollte sie, Denise, also vor ihr kuschen? Sie hatten das Ganze bis ins letzte Detail geplant

und haargenau so durchgezogen, und dann sollte so eine Arschkrampe kommen und alles war umsonst?

»Sorry, Birna, aber heute ist wohl nicht so dein Tag«, sagte sie und zog langsam die Pistole aus der Tasche. »Also, wenn du dein kleines Scheißleben retten willst, dann nimmst du dir jetzt ein Scheinchen und ziehst auf der Stelle ab. Und falls du auch nur ein einziges Wort zu irgendwem sagst, dann statte ich dir einen kleinen Besuch ab mit meinem Maskottchen, klar?«

Die Isländerin zog sich an die Hausmauer zurück und versuchte, die

Waffe einzuschätzen. Dann verzog sich ihr Mund zu einem Grinsen und sie hob den Kopf, als habe sie durchschaut, dass von dem alten Ding keine Gefahr mehr ausging.

»Hey, was ist da los?« Michelle, unschuldig mit dem Handtäschchen über der Schulter, war in die Gasse getreten und schob offenbar gleich wieder Panik. Echt, die falsche Frau am falschen Ort.

»Irre! Die ist auch dabei? Ihr überrascht mich«, lachte Birna. Und dann brüllte sie ohne Vorwarnung los und machte gleichzeitig einen Satz auf Denise zu, das Messer direkt auf deren

Unterleib gerichtet.

»Ich schieße!«, warnte Denise, aber das hielt Birna nicht auf. Denise drückte instinktiv auf den Abzug – als wenn das helfen könnte.

Das Dröhnen, dessen Echo kurz zwischen den Betonmauern hin- und hergeworfen wurde, erstarb im Lärm der wummernden Beats, noch ehe die Isländerin in einer Wolke aus Pulverdampf und mit einem Loch von der Größe einer Einkronenmünze im Brustkorb zusammengesackt war.

Denises Hand stand durch den Rückstoß schräg nach oben. Sie begriff

gar nichts. War da doch noch eine Patrone in der Kammer gewesen? Warum, verdammt, hatte sie nicht nachgeschaut? Man konnte auf der Zeichnung doch sehen, wie das Ding funktionierte.

Schweigend standen Denise und Jazmine neben dem leblosen Körper und sahen zu, wie das Blut auf den Asphalt lief.

»Oh Gott, was ist hier los? Denise, du hast gesagt, die ist nicht geladen!« Michelle wankte schluchzend auf sie zu.

»Los, weg hier!«, rief Jazmine.

Denise versuchte, den Schock

abzuschütteln. Das hier, das war total falsch. Das Loch in der Wand, das Blut an ihren Schuhen, die rauchende Pistole in ihrer Hand, das Mädchen, das noch atmete, während das Blut unter ihre Achsel floss. »Die Kugel ist … ganz durch sie durchgegangen.«

»Mensch, ihr seht doch, dass sie noch atmet … wir müssen sie auf den Bürgersteig ziehen … sonst liegt sie hier und verblutet«, wimmerte Michelle.

Mechanisch steckte Denise die Pistole in die Tasche, bückte sich und packte Birnas einen Fuß, während Jazmine den anderen nahm. So zogen sie

die Frau bis zum Ende der Gasse, wo der Schein der Straßenlampe auf ihre Beine fiel.

Und dann verschwanden sie Richtung Sydhavnsgade, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Bevor sie ein Taxi anhielten, stammelte Michelle noch, alles sei so entsetzlich und sie müsse gleich kotzen. Und obwohl er ihr so komisch ginge und sich in ihrem Kopf alles drehte, glaube sie, eben gerade kurz Anne-Line Svendsen gesehen zu haben.

26

Mittwoch, 25. Mai 2016

Inzwischen ist es bald eher die Regel als die Ausnahme, dachte Carl.

Das Laken lag nicht mehr auf der Matratze, und das Kopfkissen war auf dem Fußboden gelandet, genau wie alles, was sich auf dem Nachttisch angesammelt hatte. So unruhig und schlecht hatte er schon ewig nicht mehr

geschlafen, aber in dieser Nacht war Mona schuld daran.

Die gestrige Begegnung und Monas sichtbare Veränderungen hatten ihn im tiefsten Inneren berührt. Die weiche, etwas hängende Haut am Hals und in den Mundwinkeln. Die breiter gewordenen Hüften, die stärker hervorgetretenen Adern auf dem Handrücken. Das alles hatte ihn wach gehalten. Bestimmt schon zehnmal war er in den letzten Jahren ihretwegen abgestürzt. Sosehr er es auch versuchte, er bekam sie einfach nicht aus dem Körper. Er war unverbindliche Beziehungen mit

Kneipenbekanntschaften eingegangen, hatte Blitzaffären auf Kongressen gehabt und monatelang festere Beziehungen ausprobiert. Aber sobald ihm Mona in den Sinn kam, war all dies sofort bedeutungslos gewesen. Unablässig ging ihm die Frage durch den Kopf, was sie inzwischen wohl über ihn dachte. Er musste zusehen, dass er bald Gewissheit bekam.

»Ich hab im Keller noch mehr von Jespers Sachen gefunden. Kann ich die auch auf den Dachboden bringen?«, fragte Morten, während er Hardy am

Frühstückstisch fütterte.

Carl nickte, aber innerlich schüttelte er den Kopf. Er wusste nicht mehr, wie oft er seinen Stiefsohn gebeten hatte, sein Zeug abzuholen, aber noch immer stand jede Menge Mist dort unten. Vor einem Monat war Jesper tatsächlich fünfundzwanzig geworden. Er hatte das Abi nachgeholt und fast seinen Bachelor auf der Wirtschaftsfachhochschule in der Tasche. Wie alt mussten die sogenannten Sprösslinge eigentlich werden, bevor man mit Fug und Recht verlangen durfte, dass sie zu Hause auszogen – und zwar richtig?

»Carl, habt ihr im Fall Gundersen und Zimmermann schon was Verbindendes gefunden?« Hardy schlürfte geräuschvoll.

»Wir arbeiten daran«, antwortete Carl, »aber Roses Zustand hält uns gerade ziemlich auf Trab. Wir Idioten haben tatsächlich erst jetzt bemerkt, wie nahe sie uns steht. Jetzt, wo die Katastrophe eingetreten ist, verdammt!«

»Schon klar. Ich dachte nur, es sei wichtig für dich, die Fälle zu lösen, ehe Pasgård es tut.«

Carl erlaubte sich ein Lächeln. »Solange Pasgård seine Energie auf die

Suche nach einem Mann verschwendet, der auf die Leiche gepinkelt hat, haben wir Ruhe.«

»Wenn du mich fragst, Carl, solltest du trotzdem ein bisschen Gas geben. Marcus Jacobsen rief gestern an und wollte wissen, wie weit du bist. Du solltest dir darüber im Klaren sein, dass er inzwischen zweigleisig fährt. Du weißt, wie unglaublich wichtig die Aufklärung des Gundersen-Falls für ihn ist.«

»Tja, Hardy, ist es ihm nicht vielleicht ein bisschen zu wichtig? Sorry, wenn ich das so unverblümt

sage.«

Hardy überlegte und flüsterte dann eine Weile vor sich hin. Diese Angewohnheit hatte er auch nach seinem Unfall nicht abgelegt: Wenn er wegen irgendetwas im Zweifel war, diskutierte er das immer zuerst mit sich selbst.

»Weißt du was«, sagte er schließlich, »ich finde, du solltest mal Rigmor Zimmermanns Tochter anrufen. Du hast doch erwähnt, Rigmor hätte zehntausend Kronen abgehoben, ehe sie ermordet wurde. Ich finde, Birgit Zimmermann könnte uns mal verraten, wofür ihre Mutter das viele Geld brauchte.

Überrasch sie doch heute früh gleich auf der Bettkante. Wenn ich Marcus richtig verstanden habe, langt sie momentan bei ihren Zügen durch die Kneipen ganz gut zu.«

»Woher hat Marcus das denn?«

Hardy lächelte. »Glaubst du nicht, dass auch ein altes Zirkuspferd zwischendurch mal einen Ausflug in die Manege braucht?«

Sprach er gerade von sich selbst?

Carl drückte seine Schulter. Nicht, dass sein gelähmter Freund das spüren würde, trotzdem.

»Autsch, verflucht!«

Carl erstarrte, und Hardy sah geschockt aus.

Was war das bitte gewesen? Bis auf zwei Finger war Hardy jetzt seit fast sieben Jahren vom Hals abwärts gelähmt. Wie zum Teufel …?

»Just kidding, Carl.« Hardy gluckste vor Lachen.

Carl schluckte zweimal.

»Entschuldige, alter Knabe, das konnte ich mir nicht verkneifen.«

Carl seufzte. »Mach das nicht noch mal, Hardy. Du hast mir echt einen Schock versetzt.«

»Man hat inzwischen doch nur noch

Spaß, wenn man selbst dafür sorgt.« Hardys Gesichtsausdruck ließ nicht erkennen, ob er auch mit dieser Bemerkung mal wieder selbst für seinen Spaß gesorgt hatte.

Carl sah zu Morten hinüber, der gerade mit Jespers Hinterlassenschaften aus dem Keller kam. Hardy hatte ja recht: So richtig gelacht hatten sie hier schon lange nicht mehr.

Dann räusperte er sich und griff nach seinem Handy. Zwar war es ausgesprochen optimistisch, zu glauben, dass er Birgit Zimmermann so früh am Morgen in einem einigermaßen klaren

Zustand erwischte, trotzdem folgte er Hardys Rat.

Erstaunlich schnell war im Hörer ein Klappern und Flaschenklirren zu hören.

»Jaaa hallo?« Die Stimme klang schleppend.

Carl stellte sich vor.

»Jaaa hallo? Ist da wer?«

»Ich glaube, die Alte hält das Telefon falsch herum«, sagte er resigniert zu Hardy.

»Hey! Wen nennst du Alte? Wer bist ’n du?«, giftete es aus dem Hörer.

Wortlos legte Carl auf.

»Die Bemerkung war ja auch ein

bisschen blöd.«Hardy kicherte, und das zu sehen tat gut. »Lass mich mal«, fuhr er fort. »Du wählst, schaltest auf Mithören und hältst für mich das Handy.«

Hardy nickte, als die Frau mit einem Schwall von Schimpfwörtern reagierte, von denen die meisten längst aus dem dänischen Wortschatz verschwunden waren.

»Oh, ich glaube, Frau Zimmermann, Sie irren sich. Ich weiß nicht, wer ich Ihrer Meinung nach bin, aber Sie sprechen mit Valdemar Uhlendorff vom Nachlassgericht. Wir behandeln zurzeit die Erbschaftsangelegenheit Ihrer

verstorbenen Frau Mutter, und da hätte ich ein paar Fragen an Sie. Ob Sie mir wohl behilflich sein können?«

Birgit Zimmermanns Schweigen zeigte mehr als deutlich, wie verblüfft sie war – und wie verzweifelt sie versuchte, sich aus dem Alkoholnebel freizukämpfen.

»Natürlich, ich … werde es … versuchen.« Das klang gestelzt.

»Danke. Wir wissen, dass Ihre Mutter kurz vor ihrem unglücklichen Verscheiden zehntausend Kronen abgehoben hat, und Ihren eigenen Worten zufolge hatte sie die noch bei sich, als

sie kurz vor dem tödlichen Überfall bei Ihnen war. Haben Sie wohl vielleicht eine Ahnung, wofür dieses Geld verwendet werden sollte, Frau Zimmermann? Wir hier befürchten doch immer, womöglich eine Forderung zu übersehen, und uns wäre es lieb, wenn es in Bezug auf Ihre Frau Mutter nichts gäbe, wovon wir nichts wissen und was wir dann klären müssten. Glauben Sie, dass Ihre Frau Mutter Schulden hatte? Bei einer Privatperson, die sie an dem Tag vielleicht auszahlen wollte? Oder hatte sie vielleicht einen besonderen Einkauf im Sinn, den sie nicht mehr hat

tätigen können? Wissen Sie etwas darüber?«

Das Schweigen dauerte diesmal noch länger. War sie eingeschlafen oder grub sie einfach nur in ihrem benebelten Hirn nach einer Antwort?

»Einen Einkauf, glaube ich«, antwortete sie endlich. »Vielleicht einen Pelz, davon hatte sie mal gesprochen.«

Überzeugend klang das nicht. Und überhaupt: Wo kaufte man Pelze so spät am Tag? Und wieso im Frühjahr?

»Wir wissen, dass sie oft mit Visacard zahlte. Insofern wirkt es auf uns etwas befremdlich, dass sie eine so

große Summe in bar mit sich herumtrug. Aber vielleicht hatte sie einfach gern Bargeld bei sich, kann das sein?«

»Ja.« Das wiederum kam sehr schnell.

»Auch zehntausend Kronen? Das ist ja nicht gerade wenig.«

»Nein. Aber darüber hinaus glaube ich nicht, dass ich Ihnen weiterhelfen kann.« Ihre Stimme zitterte. Weinte sie?

Dann hörten sie ein leises Klicken. Die beiden sahen sich an.

»Super Job, Hardy.«

»Sagt man nicht, Kinder und Betrunkene? Sie hat gelogen, aber das

hast du selbst gemerkt, oder?«

Carl nickte. »Einen Pelz bar bezahlen? Die Tochter ist kreativ, das muss man ihr lassen.« Carl lächelte. Hardy wie in alten Zeit zu erleben, da konnte man direkt nostalgisch werden.

»Du hast dich Uhlendorff genannt. Wo hast du denn den Namen her?«

»Ich kenne einen, der hat sich ein Sommerhaus gekauft, in dem früher ein Uhlendorff wohnte. Sag mal, wir sind uns doch einig, dass ihr die Bewegungen auf den Konten von Rigmor und Birgit Zimmermann ein bisschen zurückverfolgen solltet, oder? Könnte

mir vorstellen, dass es ein paar hübsche Übereinstimmungen gibt zwischen Abhebungen und Einzahlungen.«

Carl nickte. »Ja, gut möglich, dass sie das Geld für ihre Tochter mitgebracht hatte. Nur, warum hatte sie es dann noch bei sich, als sie deren Wohnung verlassen hat?«

»Carl, wer von uns beiden wird für seine Arbeit bezahlt, du oder ich? Ich frag ja bloß.«

Beide drehten sich zu Morten um, der halb verdeckt von schwarzen Müllsäcken auf der Treppe stand und geräuschvoll nach Luft schnappte.

»Ich hab da unten was von Mikas alten Trainingssachen gefunden. Darf ich die auch auf den Dachboden bringen, Carl?« Morten hatte vom vielen Treppensteigen einen knallroten Kopf.

»Ja, wenn du da noch Platz findest.«

»Platz ist da genug. Abgesehen von Jespers Kram und stapelweise Kartons mit Puzzeln und anderem Zeug von Vigga stehen da oben nur ein Paar Ski und ein verschlossener Koffer. Hast du eine Ahnung, was da drin ist, Carl?«

Der runzelte die Stirn. »Keine Ahnung, ist vielleicht auch von Vigga? Irgendwann sehe ich mal nach. Man will

ja ungern eine zerstückelte Leiche auf dem Dachboden liegen haben, ohne es zu wissen, oder?« Er amüsierte sich über Mortens entsetztes Gesicht. Na ja, der war ja auch gerade etwas dünnhäutig.

»Was wäre dir denn heute am liebsten, Assad? Mit Gordon durch das Viertel hinter dem Kongens Have streifen und die Orte checken, an denen Rigmor Zimmermann möglicherweise mit ihren Tausendern gewedelt hat? Oder einen Angestellten des Stahlwalzwerks auftreiben, gerne auch einen ehemaligen, der etwas über den Unfall von Roses

Vater weiß?«

Assad betrachtete ihn mit schweren Augenlidern. »Glaubst du, ich weiß nicht, was dich umtreibt, Carl? Aber hast du schon mal eine Kamelkuh gesehen, die gerade ihr Kalb verloren hat?«

»Nicht, dass ich wüsste …«

»Eine trauernde Kamelkuh gibt keine Milch, sondern legt sich flach auf den Boden, und nichts auf der Welt bekommt sie wieder auf die Beine. Erst wenn sie einen gewaltigen Hieb auf den Arsch kriegt …«

»Äh …«

»Das Letzte natürlich.«

Jetzt stand Carl komplett auf der Leitung.

»*Ich* fahre zum Stahlwalzwerk, okay? Und das mit Gordon kannst du abhaken. Er hat die Runde durchs Viertel gestern schon gedreht, gleich nachdem wir bei Mona waren. Hat er dir das nicht gesagt?«

Carl war sprachlos.

»Ja, stimmt«, erklärte Gordon eine Minute später im Lagebesprechungsraum. »Ich war an sämtlichen Kiosken, in den Kneipen und

Restaurants, beim Bratwurststand, einfach an allen einschlägigen Orten zwischen Store Kongensgade und Kronprincessegade auf der einen und Gothersgade und Fredericiagade auf der anderen Seite. Ich hab den Leuten ein Foto von Rigmor Zimmermann gezeigt, und ein paar haben sie tatsächlich unter gewissem Vorbehalt wiedererkannt, meinten aber, sie eine ganze Weile nicht mehr gesehen zu haben. Also keine Erklärung, wem sie unterwegs die Geldscheine unter die Nase gehalten haben könnte.«

Carl war überwältigt. Um das in der

kurzen Zeit zu schaffen, musste der Kerl die Gegend im Sprint abgeklappert haben. Na, da hatten sich die langen Stelzen wenigstens mal ausgezahlt.

»Ich bin gerade dabei, Roses Schulfreundin aufzustöbern«, fuhr Gordon fort. »Ich hab in ihrer alten Schule angerufen, und im Sekretariat hat man mir bestätigt, dass 1994 ein neues Mädchen in Roses Klasse kam. Sie hieß tatsächlich Karoline, genau wie Yrsa gesagt hat. Unterlagen dazu waren nicht mehr archiviert, aber einer der alten Lehrer konnte sich an Rose und Karoline erinnern. Er wusste sogar noch, dass

Karoline mit Nachnamen Stavnsager hieß.«

Carl streckte den Daumen in die Höhe.

»Na ja, unter dem Namen habe ich sie bislang noch nicht gefunden, aber das wird schon. Das sind wir Rose schuldig, oder?«

Eine Stunde später stand Assad bei Carl in der Tür.

»Ich hab jemanden gefunden, der mal in dem Stahlwalzwerk beschäftigt war. Er heißt Leo Andresen und ist Mitglied in dem Verein für ehemalige Mitarbeiter.

Er will für uns jemanden finden, der in der Nähe von Halle W15 war, als das mit Roses Vater passierte.«

Carl sah von seinen Papieren auf.

»Seit damals ist dort eine Menge passiert«, fuhr Assad fort. »2002 haben Russen die Fabrik übernommen. Das Unternehmen wurde in unterschiedliche Firmen aufgeteilt. Im Werk selbst sind von den einst mehreren Tausend Mitarbeitern nur noch dreihundert übrig. Mein Gesprächspartner sagte, es seien Investitionen in Milliardenhöhe getätigt worden und heute sehe es ganz anders aus als damals.«

»Wundert mich irgendwie nicht, schließlich ist der Unfall siebzehn Jahre her. Aber diese Halle, die du erwähnt hast, ist die noch intakt? Können wir uns die Unglücksstelle noch anschauen?«

Assad zuckte die Achseln, danach hatte er offenbar nicht gefragt. Er war wirklich nicht in Topform.

»Leo Andresen will das alles checken. Er erinnert sich noch sehr genau an das Unglück, auch wenn er mit den Kollegen, die dicht dran waren, nicht viel zu tun hatte. Ich glaube, er sagte, er habe mit Starkstrom gearbeitet, und das war an anderer Stelle. Diese

Fabrik ist ja riesig.«

»Dann müssen wir wohl die Daumen drücken, dass er jemanden findet, der mehr weiß.«

Carl schob zwei Zettel zu Assad rüber.

»Hier sind zwei Kontoauszüge. Aber frag mich bitte nicht, wie ich da drangekommen bin.«

Auf beiden Papieren kringelte er unterschiedliche Beträge jeweils um den Monatsersten ein. »Schau mal da und da und da.« Carl tippte mit dem Stift auf die Kringel. »Das hier sind Rigmor Zimmermanns Abhebungen seit dem

ersten Januar. Wie du siehst, hat sie immer zum Monatswechsel größere Beträge abgehoben. Und jetzt schau dir mal das an.«

Er deutete auf einige Beträge auf dem zweiten Blatt.

»Das ist das Konto der Tochter. Erstaunlicherweise werden immer gleich nach dem Monatswechsel etwas geringere Barbeträge auf ihr Konto eingezahlt. Birgit Zimmermann wird das Geld der Mutter also in der Hand gehabt haben, bevor sie es auf ihr eigenes Konto einzahlte, wo dann per Dauerauftrag ihre und Denises Miete,

die Heizkostenpauschale und so was abgebucht wurden. Das geht aus diesen Anlagen hier hervor.«

»Donnerwetter«, sagte Assad leise.

Carl nickte. »Das kannst du laut sagen. Und was darf man daraus schließen? Dass Rigmor Zimmermann ihre Tochter und ihre Enkelin regelmäßig unterstützt hat?«

»Na ja, in diesem Monat hat sie das jedenfalls nicht getan, weil sie am 26. April ermordet wurde.« Assad hatte jetzt dieses ganz spezielle abgeklärte Funkeln in den Augen, was Carl an ihm kannte, wenn er sich von seinem

Gebetsteppich erhob. Beim Auflisten der Fakten zählte er mit seinen kurzen behaarten Fingern mit. »Erstens: Soweit wir von Birgit Zimmermann wissen, hatte ihre Mutter das Geld bei sich, als diese ihr am 26. April einen Besuch abstattete.

Zweitens: Das Geld wurde nicht auf Birgit Zimmermanns Konto eingezahlt, und deshalb wurden diverse Rechnungen im Mai nicht bezahlt.

Drittens: Daraus kann man wohl schließen, dass die Tochter an dem Tag, als Rigmor Zimmermann getötet wurde, das Geld nicht erhalten hat.

Viertens: An dem Tag muss etwas passiert sein, das Rigmor Zimmermann veranlasst hat, ihrer Tochter das Geld nicht wie üblich zu geben.

Fünftens: Wir wissen nicht, was das war!«

»Ganz meine Meinung, Assad. Und sechstens: Hilft uns das auf irgendeine Weise weiter? Denn über das Verhältnis zwischen Rigmor und Birgit Zimmermann wissen wir nichts. Wir müssen Birgit natürlich damit konfrontieren. Aber ich glaube, du musst außerdem die Mutter etwas gründlicher unter die Lupe nehmen: Wer war diese

Rigmor Zimmermann? Hat sie ihre Tochter unterstützt, weil sie im Gegenzug dafür etwas erwartete? Und ist sie am 26. April mit dem Geld nicht rausgerückt, weil sie das Gewünschte nicht bekommen hat? Handelte es sich um eine Art Erpressung? Oder hat sie sich einfach nur für ein anderes Prozedere entschieden, aus welchem Grund auch immer?«

»Wie meinst du das?«

»Warum gibt man jemandem Bargeld? Ich denke, damit der Empfänger keine Steuern auf den Betrag zahlen muss. Vielleicht hat Rigmor ja

kalte Füße bekommen? Vielleicht hat sie befürchtet, dass das Finanzamt – genau wie wir – auf die Idee kommen könnte, sich ihre Kontobewegungen mal genauer anzuschauen. Und mit denen mochte sie sich nicht anlegen. Vielleicht wollte sie nicht für die Steuerhinterziehung von Mutter und Tochter geradestehen.«

»Hätte es denn dazu kommen können?«

»Vielleicht bei noch größeren Beträgen. So glaube ich nicht, nein. Aber vielleicht hat *sie* es geglaubt? Kann ja auch sein, dass sich Rigmor Zimmermann überlegt hat, das Geld

direkt aufs Konto der Tochter einzuzahlen. Vielleicht wusste sie von deren Alkoholproblem und wollte nicht riskieren, dass das Geld für das Falsche ausgegeben wurde.«

»Aber warum sollte Rigmor das Geld erst bei sich abheben, um es dann bei Birgit einzuzahlen? Warum es nicht gleich überweisen? Und zweiter Punkt: Birgit hätte das Geld doch trotzdem für ihren Sprit ausgeben können, sie hätte sich einfach nur was von ihrem Konto abheben müssen«, wandte Assad ein.

Damit hatte er natürlich recht. Es gab wirklich viele Unbekannte in dieser

eigentlich so einfachen Rechenaufgabe.

»Wie ich sehe, hatte die Mutter jedenfalls genug Geld, um Tochter und Enkeltochter regelmäßig zu unterstützen.« Assad deutete auf den Saldo. Dort standen mehr als sechs Millionen.

Carl nickte. War nicht allein das schon Motiv genug, ihr den Tod zu wünschen?

»Verdächtigen wir Birgit Zimmermann, Carl?«

»Ich weiß es nicht, Assad. Überprüf den Hintergrund von allen dreien, Mutter, Tochter und Enkelin. Und mir

gibst du die Nummer dieses Stahlarbeiters, dann mache ich da weiter.«

»Er heißt Leo M. Andresen und war Betriebsratsmitglied und Leiter einer Abteilung des Werks. Sei nett zu ihm, Carl.«

Na, das war ja mal eine Aufforderung. War er nicht immer nett zu den Leuten?

Die Stimme des ehemaligen Betriebsratsmitglieds des Stahlwalzwerks klang trotz Pensionsalter jugendlich, und sein

Jargon war noch jugendlicher. Kurzum, sein Alter war am Telefon unmöglich zu bestimmen.

»Wir können uns doch einfach vor Ort treffen, wenn ich jemanden gefunden habe, der ein bisschen näher dran war, Carl Mørck, okay? Man kann ja bald die Straße pflastern mit Ehemaligen, so viele, wie es davon gibt, haha. Und dann drehen wir mal ’ne Runde im Werk und schauen uns an, wo der Mann den Löffel abgegeben hat.«

»Herzlichen Dank. Dann gibt es den Unfallort also noch? Ich hatte nämlich den Eindruck, dass viel umgebaut

worden ist.«

Er lachte. »Ja. W15 wurde in alle möglichen und unmöglichen Richtungen aus- und umgebaut, das stimmt. Die Brammen kommen jetzt direkt aus Russland, denn im Werk wird nicht mehr selbst gegossen und entsprechend hat sich der Bedarf an Space geändert. Aber der Teil der Halle, wo Arne Knudsen in den Himmel fuhr, ist im Großen und Ganzen so geblieben.«

»Brammen? Ist das Fachsprache?«

»Haha, gut aufgepasst. Ja, so heißen die Stahlblöcke. Die schicken uns wie gesagt jetzt die Russen, und im Werk

werden sie dann zu Platten gewalzt.«

»Aha! Platten walzen – das ist dann einfach das, was man im Werk tut?«

»Na ja, was heißt schon einfach, das sind ja tonnenschwere Dinger. Aber ja, das Werk bekommt aus Russland den Stahl in Brammen, erhitzt ihn dann auf circa zwölfhundert Grad und walzt ihn zu Platten in allen Größen und nur auf Bestellung.«

Carl hätte noch mehr Fragen gehabt, aber im Hintergrund rief jemand: »Leo, es gibt Kaffee!«, und sofort beendete der Mann das Telefonat.

Offenbar gab es auch im Alltag eines

Rentners noch jede Menge brandeilige Dinge zu erledigen.

27

Donnerstag, 26. Mai 2016

Das Gesicht in den Händen vergraben, hockte Michelle auf der Sofakante. Sie hatte fast die ganze Nacht durchgeweint. Sobald sie nach Hause gekommen waren, hatte sie Denise und Jazmine begreiflich zu machen versucht, wie entsetzlich ihre Lage war, erst der bewaffnete Raubüberfall und dann auch

noch der Schuss.

Sogar im Radio würde schon darüber berichtet.

Aber die beiden hatten nur gelacht und mit lauwarmem Champagner angestoßen und gesagt, sie könne Patrick die paar Tausend Kronen, die sie ihm seiner Meinung nach schuldete, ruhig vorbeibringen. Und wenn er dann erzählte, was in der Diskothek passiert war, dann solle sie so tun, als fiele sie aus allen Wolken. Kein Mensch würde sie verdächtigen.

Und was diese Birna anginge, also darüber solle sie sich nun überhaupt

keinen Kopf machen. Die war doch selbst schuld.

Aber Michelle fand keine Ruhe, und nicht nur deshalb. Es war erst sechs Tage her, da wäre sie beinahe totgefahren worden, und dass sie schon wieder auf den Beinen war, grenzte an ein Wunder. Aber hatten die beiden in irgendeiner Form Rücksicht darauf genommen? Kein bisschen. Jetzt wohnten sie schon drei Tage zusammen in dieser Wohnung, und Michelle hatte im Grunde nichts anderes getan, als hinter den beiden herzuräumen. Und das, obwohl sie im Krankenhaus gelegen und

manchmal immer noch Kopfschmerzen hatte.

Die Wohnung war seit der Suche nach der Pistole ohnehin ein Schlachtfeld. Und überall flogen Klamotten herum. Im Badezimmer lagen die Deckel neben den Make-up-Tiegeln, Zahnpasta war auf den Spiegel gespritzt, verwischte Telefonnummern von irgendwelchen Sugardaddies standen auf den Fliesen, und ständig vergaß jemand, auf dem Klo zu spülen. Michelle war die Einzige, die kochte, und um das schmutzige Geschirr kümmerte sie sich auch. Nee, also das hatte sie sich wirklich anders

vorgestellt. Waren das wirklich die zwei toughen Frauen, die sie auf dem Sozialamt so beeindruckt hatten?

Obendrein hatte Denise an einem der Abende noch einen Sugardaddy mitgebracht, obwohl das anders abgesprochen gewesen war. Und sie musste nebenan alles mit anhören. Echt, da hatte sie direkt noch mehr Kopfschmerzen bekommen, auf so was stand sie ja gar nicht.

Und jetzt eben auch noch das von gestern Nacht! Entgegen allen Beteuerungen war die Aktion total aus dem Ruder gelaufen. Aber das schien

die beiden überhaupt nicht zu stören. In Michelles Augen setzte es dem Ganzen die Krone auf. Die Pistole hatten sie einfach wieder in die Kiste auf dem Balkon gestopft. Dass sie eine Mordwaffe sein würde, wenn Birna starb, so weit dachten sie wohl nicht. Und überhaupt, wieso glaubten sie, dass die Polizei sie dort nicht finden würde? Jazmine hatte sie ja auch ohne Probleme entdeckt.

Je mehr sie über diesen Albtraum nachdachte, desto mehr zitterte sie. Die zwei lagen einfach in ihren Zimmern und schnarchten, dabei war es schon nach

zehn. Sie starrte auf den Fernseher. In den TV 2 News sprach man über nichts anderes als den Raubüberfall und die angeschossene Frau. Ob Birna noch lebte oder gestorben war, darüber brachten sie nichts. Machten sie das normalerweise nicht?

Überall lag Geld herum, denn im Suff hatten Jazmine und Denise die Scheine in die Luft geworfen und auf sich herabrieseln lassen. Die Kohle an sich war schon okay. Aber wie sollte sie bitte schön Patrick erklären, dass sie auf einmal ihre Schulden bezahlen konnte? So am Monatsende war sie

normalerweise immer pleite. Er würde sofort ahnen, dass etwas nicht stimmte, garantiert. So gut kannte er sie doch, oder?

Wenn sie so an ihn dachte und daran, wie lange sie zusammen gewesen waren, dann musste sie schon wieder heulen. Warum hatte sie ihn überhaupt verlassen? Und warum hatte sie den Job in der Wäscherei nicht angenommen, wenn ihm daran doch so viel lag?

Im Fernsehen war jetzt das Victoria zu sehen, davor ein Reporter in grauem Parka mit Mikrofon in der Hand. Seine Lippen bewegten sich, und dann machte

die Kamera einen Schwenk.

Michelle drehte den Ton lauter.

»Die beiden Frauen entkamen mit mehr als hundertfünfundsechzigtausend Kronen. Sie wurden von verschiedenen Überwachungskameras aufgenommen. Offensichtlich wussten sie genau, wo die Kameras platziert waren, denn sie hatten sich Tücher vors Gesicht gezogen. Trotzdem hat man inzwischen einigermaßen genaue Personenbeschreibungen erstellt. Demnach sind die Frauen vermutlich zwischen zwanzig und dreißig Jahre alt, haben eine athletische Figur und – laut

Aussage des Victoria-Managers und eines Wachmanns – blaue Augen. Die eine ist etwa eins siebzig groß, die andere etwas größer.«

Michelle hielt die Luft an, als Videomitschnitte von Jazmine und Denise gezeigt wurden, von oben und von der Seite. Gott sei Dank konnte man ihre Gesichter nicht erkennen, genau wie der Reporter gesagt hatte. Und die Klamotten halfen auch nicht weiter, die hätte an dem Abend jede Frau dort getragen haben können. Das beruhigte Michelle etwas.

»Mithilfe der Aussagen eines

Wachmanns, der sie als Einziger unvermummt gesehen hat, arbeitet man derzeit an einem Phantombild.« Jetzt wandte sich der Reporter einer anderen Kamera zu. »Die beiden Frauen sollen in Richtung Sydhavnsgade verschwunden sein. Um ihren möglichen Fluchtweg zu rekonstruieren, wertet die Polizei derzeit Aussagen von Taxifahrern und die Aufzeichnungen der Überwachungskameras in den umliegenden S-Bahnhöfen aus.«

Wieder wandte er sich der ersten Kamera zu. »Noch ist nicht geklärt, ob ein Zusammenhang zwischen dem

Raubüberfall und der Schießerei in der Gasse neben der Diskothek besteht. Dem Manager des Victoria zufolge, der von den Frauen bedroht wurde, hatten sie eine Pistole des Typs Parabellum, auch Luger genannt, bei sich, eine ziemlich legendäre 9-mm-Handfeuerwaffe aus dem Zweiten Weltkrieg. Das entspricht dem Kaliber, mit dem die Frau angeschossen wurde.«

Jetzt wurde ein Foto des Pistolentyps gezeigt, und Michelle erkannte die Waffe sofort wieder.

»Bei der angeschossenen Frau handelt es sich um die 22-jährige Birna

Sigurdardottir. Sie ist der Polizei aufgrund diverser Ruhestörungs- und Gewaltdelikte bekannt und hat bereits eine Haftstrafe abgesessen. Aus diesem Grund schließt die Polizei nicht aus, dass sie an dem Überfall beteiligt oder zumindest Mitwisserin war. Zurzeit werden zwei Frauen aus dem näheren Umfeld Sigurdardottirs verhört, die mit ihr zusammen mehrere Überfälle auf Frauen begangen haben, hauptsächlich im Südwesten Kopenhagens – also genau dort, wo auch das Victoria liegt.«

Michelle schüttelte den Kopf. So viele Leute suchten nach ihnen! Was

würden ihre Mutter und ihr Stiefvater sagen, wenn sie wüssten, dass sie da mit drinsteckte? Und alle anderen, die sie kannte? Bei dem Gedanken lief es ihr eiskalt den Rücken hinunter.

»Birna Sigurdardottirs Zustand ist den Ärzten zufolge immer noch kritisch. Eine Vernehmung war bislang nicht möglich und wird, wenn sich die düsteren Prognosen bestätigen, wohl auch nicht realistisch sein.«

Michelle sah aus dem Fenster. Wenn Birna starb, war das Mord. Wenn nicht, dann wüsste die Isländerin, wer auf sie geschossen hatte. Jedenfalls könnte sie

Jazmines Namen nennen, und dann würde alles herauskommen, denn wenn die Polizei Jazmine ins Verhör nahm, würde die wohl kaum dichthalten.

Wie es auch weiterging, es war ein Albtraum.

Michelle sah auf die Uhr. Kurz vor elf. Die Nachrichten waren gleich zu Ende, dann kam Werbung.

»Die Frauen hatten offenbar detaillierte Kenntnis der Räumlichkeiten, woraus die Polizei folgert, es könne sich um Insider handeln. In diesem Zusammenhang werden zurzeit die Angestellten des

Victoria verhört. Wir melden uns wieder, sobald es Neuigkeiten zu dem Fall gibt.«

Michelle zog sich aufs Sofa zurück. Oh Gott! Und wenn sie nun Patrick vernahmen?

Sie presste die Lippen zusammen. Sie musste hier weg. Nach Hause, zu Patrick, nur weg.

Während sie ihre Sachen zusammensammelte, überlegte sie, wie viel Geld sie mitnehmen konnte, denn das hatten sie bisher nicht besprochen. Vielleicht würden Denise und Jazmine es unmöglich finden, wenn sie überhaupt

etwas nahm?

Am Ende beschloss sie, die zwanzigtausend einzustecken, die gebündelt auf dem Couchtisch lagen. Im Verhältnis zu den hundertfünfundsechzigtausend war das nicht viel, und wenn sie die gut versteckte und Patrick nur einen kleinen Betrag abgab, dann konnte doch wohl nichts passieren.

Sie klopfte an Denises Tür und trat, als keine Reaktion kam, einfach ins Zimmer.

Wie bewusstlos lag Denise auf dem Bett, vollständig bekleidet, mit offenem

Mund, das Kissen verschmiert vom Make-up. Ein zweites Kissen hatte sie sich zwischen die Beine geschoben. Echt, sie sah aus wie eine Schlampe. Aber so richtig. Und das Chaos in ihrem Zimmer! Überall, auf dem Bett und dem Fußboden, lagen Geldscheine verstreut.

»Ich geh jetzt, Denise«, sagte sie. »Und ich komme nicht wieder.«

»M'kay«, murmelte Denise. Sie machte nicht mal die Augen auf.

Als sie aus dem Haus trat, bemühte sich Michelle, optimistisch zu denken.

Das, was ihr als Erstes einfiel, war

auch gleich das Beste: Patrick konnte bezeugen, dass sie an dem Überfall nicht beteiligt gewesen war. Und niemand wusste von der Verbindung zwischen ihr und den beiden anderen. Außerdem hatte Denise dafür gesorgt, dass sich ihre Taxifahrt nicht zurückverfolgen ließ, das war auch noch ein Pluspunkt. Das erste Taxi hatte sie von Sydhavn zum Rathausplatz gebracht. Von dort waren sie zu Fuß zum Ørstedpark gegangen, wo sie ihre Tücher und Jacken einer Obdachlosen hingeworfen hatten, die auf einer Bank lag und döste. Mit dem Bus waren sie dann zum Bahnhof Østerport

gefahren und mit dem Taxi eines anderen Unternehmens zurück nach Stenløse.

Unterwegs hatten Denise und Jazmine so getan, als wäre nichts. Ausgiebig hatten sie von dem guten Essen in einem der Restaurants geschwärmt. Nachdem sie sich von ihrem Taxi gegenüber dem Bahnhof Stenløse hatten absetzen lassen, waren sie zu Fuß nach Hause gegangen.

Und außerdem vermutete doch wohl niemand, dass eine Frau, die von einem Auto angefahren und gerade erst aus dem Krankenhaus entlassen worden war, mit einem Raubüberfall zu tun hatte, oder?

Aber Jazmine und Denise waren

unsichere Kandidatinnen. Falls die Polizei sie irgendwie überführte oder diese Birna das Bewusstsein zurückerlangte, was dann? Würden sie sie dann wirklich nicht mit reinziehen, so wie sie es hoch und heilig geschworen hatten?

Michelle verpürte plötzlich ein unangenehmes Ziehen im Bauch. Jetzt hatte sie den Bahnhof fast erreicht. Sollte sie umkehren und erst mal alles mit den beiden klären? Sie blieb stehen, um zu überlegen. Aber hatten sie nicht selbst gesagt, sie solle das mit Patrick ins Reine bringen?

Wenn die Polizei ihn allerdings tatsächlich zur Vernehmung einbestellt hatte, dann war er vielleicht gar nicht zu Hause. Das musste sie erst mal rauskriegen.

Sie nahm ihr Handy aus der Tasche. Wenn er abnahm, war alles gut. Dann konnte sie ihm sagen, dass sie komme und auch das Geld dabeihabe, dann wäre er nicht so überrumpelt. Michelle lächelte. Vielleicht würde er sich sogar freuen? Ja, vielleicht würde er sogar auf sie warten und sie überreden, bei ihm zu bleiben? Hatte es gestern nicht ein bisschen neue Hoffnung zwischen ihnen

gegeben?

Hinter ihr heulte ein Motor auf. Michelle fuhr herum. Ein schwarzes Auto raste direkt auf sie zu.

Hinter dem Steuer konnte sie gerade noch ein allzu bekanntes Gesicht erkennen.

28

Donnerstag, 26. Mai 2016

Rose starrte die Wand an.

Wenn sie vollkommen still saß und einfach nur die gelbliche Fläche fixierte, entstand um sie herum ein Vakuum, das jegliche Bewusstheit aus ihrem Körper sog. In diesem Zustand war sie weder wach, noch schlief sie. Ihr Atem war kaum merklich und die

Sinneswahrnehmung komplett heruntergefahren. Sie war eine Art lebende Tote.

Aber sobald Geräusche auf dem Gang sie aus diesem Zustand rissen, fing in ihrem Kopf ein wildes Assoziieren an, ein Gedanke führte zum nächsten, wie angestoßene Dominosteine, und sie war dieser Raserei schutzlos ausgeliefert. Das Klicken einer Tür, das Wimmern eines Leidensgenossen, ein Schritt – mehr brauchte es nicht, und schon musste Rose nach Luft schnappen und brach in Tränen aus.

Um diesen Kreislauf zu unterbrechen,

hatte man ihr Medikamente verordnet. Solche, die sie nur leicht sedierten, und solche, die sie in einen tiefen, traumlosen Schlaf versetzten. Dennoch genügte schon der geringste Anstoß, und das Reaktionsmuster kehrte zurück.

Vor dem Krankenhausaufenthalt hatte Rose wochenlang kaum geschlafen. Nacht für Nacht hatte sie finstere, erbarmungslose, unmenschliche Stunden erlitten, die sie nur hatte aushalten können, indem sie sich auf unterschiedliche Weise selbst verletzte.

Denn war sie nur eine Sekunde nicht achtsam, geriet sie in einen Strudel aus

Bildern vom brüllenden Mund ihres Vaters, von seinem verächtlichen Blick und seinen entsetzten Augen im Moment seines Todes. In diesem Bilderstrudel wäre sie regelmäßig ertrunken. Und so schrie sie dann immer die Zimmerdecke an, nein sie schrie *ihn* an, er solle sie endlich in Ruhe lassen, und dann kratzte sie sich so lange, bis der physische Schmerz für ein paar Sekunden den der Erinnerung überlagerte.

»Du sollst nicht hier sein«, hatte sie irgendwann gemurmelt, immer und immer wieder wieder. Und als ihr die Stimme nach ein paar Stunden nicht mehr

gehorchte, hatte sie die Worte beim Schreiben gedacht.

Nach vier Tagen fast ohne Schlaf und Essen hatte sie es irgendwie geschafft, sich in die Klinik einweisen zu lassen.

Meist wusste Rose, wo sie war, nur die Kontrolle über die Zeit zu behalten, das fiel ihr schwer. Man hatte ihr gesagt, sie sei seit neun Tagen in stationärer Behandlung, aber es hätten ebenso gut fünf Wochen sein können. Doch die Ärzte, die sie zum Teil noch von ihrem letzten Aufenthalt kannte, versicherten ihr unablässig, ihr Zeitgefühl sei nicht entscheidend. Hauptsache, sie bemerke

im Lauf der Behandlung Fortschritte im Umgang mit ihrer Angst, wie minimal sie ihr auch erscheinen mochten. Dann müsse sie sich keine Sorgen machen.

Aber Rose wusste, dass sie logen. Sie würden diesmal alles daransetzen – notfalls sogar auf Kosten der Integrität ihrer Persönlichkeit –, die Behandlung zu beschleunigen und zu intensivieren, um die volle Kontrolle über sie zu gewinnen.

Wenn Rose sich ganz ihren Tränen hingab, sah sie in ihren Gesichtern die Distanziertheit. Besonders den Krankenschwestern fiel es schwer, ihre

freundliche Maske zu wahren. Anders als beim letzten Mal strahlten sie weder Mitleid noch Sympathie aus, sondern diese Art von Gereiztheit, die man als Profi schnell empfindet, wenn die Dinge nicht so funktionieren, wie sie sollen.

Was die Gespräche anging, plädierte man in der Therapie auf uneingeschränkte Freiwilligkeit. Soweit sie sich dem gewachsen fühlte, sollte Rose von ihrer Einsamkeit berichten, von dem Schreckensregime des Vaters, dem Verrat der Mutter und dem Gefühl einer vergeudeten Kindheit.

Doch zum innersten Raum ihrer

rabenschwarzen Dunkelheit gewährte sie ihnen keinen Zugang, der gehörte ihr und nur ihr allein. In diesem Raum lag die Wahrheit um den Tod ihres Vaters begraben. Kein anderer durfte die Scham und den Schock wieder aufwühlen, verursacht durch ihren Anteil an der Tragödie.

Nein, Rose hielt Distanz, das war ihre Spezialität. Wenn sie ein Medikament fänden, das ihren Hass, ihr Schuldgefühl und ihre Trauer verschwinden ließe, dann wäre sie zufrieden. Mehr brauchte sie nicht.

Man hatte sie im Gemeinschaftsraum abgeholt, wo sie saß und schon seit einiger Zeit weinte, und sie hatte geglaubt, man würde sie auf ihr Zimmer geleiten, damit sie keine Unruhe unter die übrigen Patienten brachte. Aber stattdessen führte man sie in das Büro des Chefarztes.

Außer dem Chefarzt selbst saßen dort noch der Oberarzt – mit dem sie überhaupt nichts anfangen konnte –, die Oberschwester der Abteilung und einer der jüngeren Ärzte, der für die Medikation verantwortlich war. Aus ihren ernsten Mienen schloss Rose, dass

man ihr wieder einmal eine Elektroschock-Therapie vorschlagen würde.

Was sie auch diesmal nicht zulassen würde. Niemand auf der Welt durfte etwas mit ihrem Gehirn anstellen. Was sie in ihrem Leben durchgemacht hatte, sollte nicht einfach ausradiert werden. Was an Lebensfunken und kreativen Gedanken noch übrig war, sollte nicht lahmgelegt werden. Wenn sie kein Medikament fanden, das ihr Ruhe verschaffte, dann wollte sie nicht hier sein. Sie hatte sich vergangen und Dinge getan, auf die sie nicht stolz war, und

diese Taten konnten sie nicht auslöschen.

Sie musste lernen, damit zu leben. Das war alles. Und das war das Schwerste.

Der Chefarzt sah sie mit diesem antrainiert ruhigen Blick an. Manipulation hatte viele Facetten, aber eine Ermittlerin, die sich tagtäglich mit Lügen und dem Bösen beschäftigte, hielt man nicht so leicht zum Narren, egal, welchen Blick man aufsetzte.

»Rose«, flötete er mit Samtstimme. »Ich habe Sie hergebeten, weil wir in den Besitz von Informationen gelangt sind. Informationen, die unsere

Einschätzung Ihres Zustands und dementsprechend natürlich auch die Wahl der Therapiemaßnahmen maßgeblich beeinflussen können.« Er reichte ihr ein Päckchen Papiertaschentücher, aber sie nahm es nicht.

Stattdessen runzelte sie die Stirn, wischte sich mit dem Handrücken über die Augen und drehte sich zur Wand, intensiv damit beschäftigt, ihr Herzklopfen unter Kontrolle zu bringen. Das hatte sie nicht kommen sehen. Informationen, hatte er gesagt. Was denn für Informationen? Sie sollten doch über

nichts anderes sprechen als über das, was sie selbst preisgab.

Sie stand auf, weil sie dachte, jetzt wäre es an der Zeit, in ihr Zimmer zurückzukehren und die Wand anzustarren. Danach konnte sie immer noch überlegen, wie es weitergehen sollte.

»Setzen Sie sich doch bitte wieder, Rose, und hören Sie mir noch einen Moment zu. Ich weiß, das Folgende mag erschreckend auf Sie wirken, aber die Menschen in Ihrer Umgebung wollen nur Ihr Bestes, das wissen Sie doch? Ihre Schwestern haben uns über ein paar

schriftliche Aufzeichnungen von Ihnen informiert, die Ihre Kollegen im Präsidium analysiert haben. Es sieht tatsächlich so aus, als hätten Sie mithilfe Ihrer wechselnden Mantras, so nenne ich es jetzt mal, eine Art Zeitbild Ihres Lebens erstellt – und zwar seit Ihren Teenagerjahren.«

Völlig perplex ließ sich Rose zurück auf ihren Stuhl fallen. Ihr war plötzlich eiskalt. Der Tränenstrom war jäh versiegt, ihr Kiefer begann zu mahlen.

Ganz langsam wandte sie sich ihm zu. Aber wie entgegenkommend er auch tat, sie durchschaute ihn. Er hatte sie im

Stich gelassen, dieser Mistkerl. Er hatte versäumt, sie beizeiten über diese Entwicklung zu informieren, und er hatte versäumt, ihr zu sagen, dass es sich um Informationen handelte, für deren Nutzung er ihre Erlaubnis hätte einholen müssen. Tagelang quälte sie sich nun schon hier – dabei führte er sie erst jetzt in die Folterkammer.

»Ich lege Ihnen jetzt ein Blatt Papier vor mit einer Übersicht aller Sätze, die Sie seit Ihrer Teenagerzeit in Ihre Jahreshefte geschrieben haben, Rose. Bitte schauen Sie sie an und sagen Sie mir, was Sie fühlen.«

Rose hörte nicht zu. Sie hätte die Notizhefte verbrennen und sich dann das Leben nehmen sollen, dachte sie. Bevor sie richtig verrückt wurde. So vieles deutete darauf hin, dass das endgültig bevorstand.

Neben ihr stand ein Glasvitrinenschrank, aber so, wie es ihr ging, wagte sie nicht hinzusehen. Vor zwei Tagen hatte sie den Kopf kurz in die Richtung gedreht und ihr Spiegelbild gesehen. Das hatte sie dermaßen erschreckt, weil es ihr so unwirklich vorkam! War das hier wirklich sie, die diese Gedanken dachte, die gerade

registrierte, dass ihr Gesicht von der Glastür reflektiert wurde? Waren das ihre Augen, die diesen Anblick in ihr Gehirn sogen – welches auch sie war? All diese unmöglichen Fragen, ja, es war doch ganz klar: Sie war dabei durchzudrehen. Das Unverständliche, überhaupt zu sein, verursachte ihr Schwindel. Es war, als hätte sie irgendetwas genommen.

»Hallo, Rose, sind Sie da?« Der Chefarzt gestikulierte, und Rose drehte den Kopf in seine Richtung. Es wirkte fast, als berühre seine Stirn die ihre und als wäre der Raum kleiner denn je.

Das ist so, weil hier so viele drin sind, dachte sie. Der Raum ist wie immer. Ja, das ist er.

»Bitte hören Sie mir zu, Rose. Diese von Ihnen niedergeschriebenen Sätze zeigen, dass Sie versucht haben, sich gegen die psychischen Übergriffe Ihres Vaters zu schützen, und zwar durch innere Dialoge mit ihm. Wir wissen ungefähr, wann und warum Sie die Sätze geändert haben, aber wir wissen nicht, was genau sich in Ihrem Inneren abgespielt hat. Vermutlich haben Sie nach Antworten gesucht, um sich selbst aus dem Dunkel herauszuhelfen, in dem

Sie sich befanden. Wir wollen und müssen versuchen, diese Antworten zu finden, damit Sie endlich von Ihren Zwangsgedanken lassen können. Wollen wir das gemeinsam versuchen, Rose? Machen Sie bei dieser Übung mit?«

»Übung« nannte er das. Genauso gut hätte er »Spiel« sagen können.

Roses Arme lagen schlaff auf ihrem Schoß, als sie den Blick über das Papier zur Decke schweifen ließ. Sie spürte ganz deutlich, wie gespannt die vier Menschen im Raum sie anstarrten. Erwarteten sie etwa, dass diese Buchstaben, Wörter und Schemata die

schwarzen Gedanken aus ihr heraussaugen würden? Und dass gleich darauf jede Menge befreiende Antworten um sie herum rotierten? Glaubten sie, mit ihrem seltsamen Manöver tatsächlich erreichen zu können, was sie mit Medikamenten, Schmeicheleien, Bitten, Ermahnungen und Warnungen nicht erreicht hatten: sie, Rose, zum Sprechen zu bringen? Als wäre dieses Blatt Papier ein Wahrheitsserum, Scopolamin in Papierform.

Sie hielt mit ihrem verschleierten Blick den des Chefarztes fest.

»Lieben Sie mich?« Sie sprach übertrieben deutlich.

Nicht nur der Chefarzt war sichtlich verwirrt.

»Lieben Sie mich, Sven Thisted? Können Sie sagen, dass Sie mich lieben?«

Er suchte nach Worten. Stammelte, dass er das natürlich tue, so wie er alle Menschen liebe, die ihm ihre innersten Gedanken anvertrauten. Die Hilfesuchenden, die …

»Ach halten Sie doch die Klappe mit Ihrem scheiß Doktorsprech.« Sie wandte sich an die anderen. »Was sagen Sie?

Haben Sie eine bessere Antwort parat?«

Die Krankenschwester trat als das Orakel hervor.

»Nein, Rose, und das dürfen Sie auch nicht von uns verlangen. Das Wort lieben ist zu groß, das ist zu intim, verstehen Sie?«

Rose nickte, stand auf und umarmte die Frau. Die verstand das natürlich falsch und klopfte ihr tröstend auf die Schulter, aber darum ging es Rose nicht. Sie umarmte sie, damit der Kontrast deutlicher wurde. Denn unmittelbar danach drehte sie sich zu den drei Ärzten um und schrie ihnen ins Gesicht.

»Verräter, das seid ihr! Und nichts auf der Welt bringt mich zurück an einen Ort, an dem hochbezahlte, klugscheißerische Quacksalber, die mich nicht lieben, verborgene Gedanken denken, die gefährlicher für mich sind als meine eigenen.«

Der Chefarzt bemühte sich, gütig und verständnisvoll zu schauen. Aber das endete schlagartig, als Rose auf ihn zutrat und ihm eine Ohrfeige verpasste, dass seine beiden Kollegen auf ihren Stühlen zurückzuckten.

Als sie auf dem Gang am Tresen der Arzthelferin vorbeikam, konnte die ihr

gerade noch zurufen, ein gewisser Assad sei am Apparat und würde gern mit ihr sprechen.

Rose fuhr mit einem Ruck herum. »Ach der!«, schrie sie. »Sagen Sie ihm, er soll sich zum Teufel scheren. Und die anderen auch.«

Das tat zwar verdammt weh, aber wer sie verraten und in ihrem Leben herumgeschnüffelt hatte, hatte in ihrer Welt nichts mehr zu suchen.

Fünfzig Minuten später war Rose auf dem Weg zum Taxistand vor dem Kreiskrankenhaus Glostrup. Eigentlich ging es ihr nicht gut genug für eine

solche Aktion, denn ihr Körper war vollgepumpt mit Medikamenten, weshalb sie sich wie in Zeitlupe bewegte und auch die Entfernungen nicht richtig einschätzen konnte. Wenn sie sich jetzt übergeben müsste, würde sie umkippen und könnte aus eigener Kraft nicht wieder aufstehen, das spürte sie. Deshalb presste sie die freie Hand schützend um den Hals, was erstaunlicherweise zu helfen schien.

Nüchtern betrachtet, würde sie wahrscheinlich niemals wieder normal funktionieren. Ein grauenhafter Gedanke. Warum es also nicht einfach hinter sich

bringen? Sie hatte in den letzten Jahren genug Pillen gesammelt, um sich einen tödlichen Cocktail mixen zu können. Ein Glas Wasser, ein bisschen Schlucken, und alle widerwärtigen Gedanken würden mit ihr zusammen verschwinden.

Sie gab dem Taxifahrer fünfhundert Kronen Trinkgeld und fühlte sich danach für einen Augenblick glücklich.

Während sie die Treppe zu ihrer Wohnung hinaufstieg, fiel ihr der arme Bettler mit den irrsinnig deformierten Beinen vor der Kathedrale in Barcelona ein. Wenn sie diese Welt schon verlassen sollte, warum dann nicht vorher ihre

Habe an armselige Gestalten wie ihn verteilen? Nicht, dass sie so viel wegzugeben hätte. Und wie wäre es, wenn sie sich, statt ihre Organe mit Schlaftabletten zu ruinieren, lieber die Pulsadern aufschnitt? Sie könnte einen Brief neben sich legen, worin sie verfügte, alle Organe zu spenden, dann nach einem Krankenwagen telefonieren und langsam verbluten. Wie schnell verlor man dabei das Bewusstsein? Wie lange könnte sie den Anruf hinauszögern, damit die Sanitäter nicht zu früh eintrafen und sie retteten?

Sie schloss die Wohnungstür auf,

ganz verwirrt von all den Möglichkeiten, und sah sich abrupt mit den eigenhändig zugekritzelten Wänden konfrontiert. DU SOLLST NICHT HIER SEIN stand da. Du sollst nicht hier sein.

Die Worte trafen sie wie ein Hammerschlag. Wer sprach denn da zu wem? War sie es, die ihren Vater verfluchte, oder verfluchte er sie?

Rose ließ die Reisetasche fallen und griff sich an die Brust. Ein innerer Druck presste ihre Zunge an den Gaumen, der Rachen schnürte sich zu. Das Gefühl zu ersticken war so ungeheuer, dass ihr Herz draufloshämmerte, um die Organe

mit Sauerstoff zu versorgen. Mit weit aufgerissenen Augen sah sie sich in der Wohnung um. Man war ihr in den Rücken gefallen! Manschetten um die Kerzen in den Kerzenhaltern. Saubere Tischdecken auf den Tischen. Die Einklebebücher zu ihren Sonderdezernat-Q-Fällen auf der Kommode akkurat gestapelt. Stühle aufgestellt. Fettflecken und Klebriges von den Wänden, dem Fußboden und der Stereoanlage abgewischt.

Mit geballten Fäusten schnappte sie nach Luft. Niemand durfte in das Zuhause eines anderen Menschen

eindringen und festlegen, was normal war und wie man zu wohnen hatte. Es waren ihre Dreckwäsche und ihr schmutziges Geschirr und ihr Müll und ihr Papier auf dem Fußboden und ihre Ohnmacht. Das alles gehörte ihr allein, und darin hatte niemand etwas zu suchen.

Wie um Himmels willen sollte sie in dieser klinisch sauberen und vergewaltigten Wohnung funktionieren?

Rose zog sich rückwärts von diesem Gift zurück und hinaus auf den Laubengang. Dort lehnte sie sich ans Geländer und ließ ihren Tränen freien Lauf.

Als ihre Beine einschliefen, drehte sie sich zur Tür nebenan. Über die Jahre hatte sich ein netter Kontakt zu der Nachbarin ergeben, keine richtige Freundschaft, mehr eine Art Mutter-Tochter-Beziehung, die ihr, anders als die zu ihrer leiblichen Mutter, eine gewisse Sicherheit und Geborgenheit vermittelte. Es war länger her, dass sie sich gesehen hatten, aber so, wie es ihr ging, fühlte es sich richtig an, zu klingeln.

Ohne auf die Zeit zu achten, blieb sie vor der verschlossenen Tür stehen, bis eine andere Mieterin aus dem

Treppenhaus trat und über den Laubengang auf sie zukam.

»Rose, willst du zur Zimmermann?«

Sie nickte.

»Ich weiß ja nicht, wo du in letzter Zeit warst … aber … weißt du nicht, dass Rigmor nicht mehr lebt?« Sie zögerte. »Sie ist ermordet worden. Heute vor drei Wochen. Wusstest du das wirklich nicht? Du bist doch bei der Polizei.«

Rose wandte den Blick nach oben, zum Himmel. Zum Unendlichen, Unverständlichen. Für einen Augenblick verschwand sie aus der Welt, und als sie

zurückkam, war es, als wenn die Welt für sie verschwand.

»Ja, wirklich schrecklich«, sagte die Nachbarin. »Und dann noch diese junge Frau, die heute Morgen totgefahren wurde, hier gleich um die Ecke. Fahrerflucht. Aber das weißt du vielleicht auch nicht?«

29

Donnerstag, 26. Mai 2016

Als Carl Assad in seinem engen Büro aufsuchte, faltete der gerade seinen Gebetsteppich zusammen.

»Du wirkst bedrückt, Assad. Was ist los?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich habe auf der Station in Roses Klinik angerufen, weil ich mich erkundigen wollte, wie es

so geht. Und da hab ich gehört, wie sie im Hintergrund herumschrie, ich solle mich zum Teufel scheren und wir sollten sie in Ruhe lassen.«

»Das hast du gehört?«

»Ja, durch das Telefon der Arzthelferin. Ich wollte einfach nur wissen, wann wir sie besuchen können. Sie muss gerade vorbeigegangen sein, als ich anrief.«

Carl klopfte seinem Partner auf die Schulter. Er konnte sich vorstellen, wie hart diese Worte Assad trafen. Nein, das hatte er nicht verdient. »Tja, Assad, das müssen wir wohl respektieren. Wenn

Rose der Kontakt zu uns nicht guttut, dann tun wir ihr mit unserem Besuch keinen Gefallen.«

Assad senkte den Kopf. Es ging ihm hundsmiserabel, er mochte Rose wirklich sehr, daran bestand kein Zweifel. Irgendwie musste Carl ihn aus dieser trübsinnigen Verfassung herausholen. Damit war doch keinem gedient.

»Hat Assad dir erzählt, was genau Rose ihm zugerufen hat?«

Gordons langes Gesicht zog sich zusammen. Er wusste also Bescheid.

»Ich bin schuld, dass sie so reagiert hat«, murmelte er. »Ich hätte bei diesen Notizheften nicht nachbohren dürfen.«

»Sie kommt wieder in Ordnung, Gordon. Wir haben so etwas Ähnliches schon öfter mit Rose erlebt.«

»Das bezweifle ich.«

»Ach Gordon, das wird schon wieder. Und du hast getan, was du konntest. Ich hingegen nicht. Ich hätte sie um Erlaubnis bitten müssen, ehe wir zu ihrer Wohnung gefahren sind und ehe wir deine Notizen an die Psychiater weitergegeben haben. Das war nicht fair. Und auch nicht professionell.«

»Wenn du sie um Erlaubnis gebeten hättest, hätte sie abgelehnt, hundertprozentig.«

Carl deutete mit dem Zeigefinger auf ihn. »Genau. Bist gar nicht so dumm, wie du lang bist, Gordon.«

Gordon glättete die Notizen mit seinen langen, dünnen Schnakenfingern. Wahrscheinlich konnte er mit denen locker einen Basketball hochheben, einhändig. In den beiden letzten Jahren hatte er eine hauchdünne Fettschicht aufgebaut, aber die war seit Roses Krankenhausaufenthalt blitzartig wieder zusammengeschmolzen. Seine

Tränensäcke leuchteten nicht mehr rosa, sondern blauschwarz, und die zart sommersprossige Haut war weiß wie Magerquark. Schön sah anders aus.

»Wie wir wissen«, Gordon bemühte sich um einen selbstsicheren Ton, »war Rigmor Zimmermanns Mann Schuhhändler in Rødovre. Außerdem hatte er für Dänemark die Alleinvertretung einer edlen Schuhmanufaktur. Als er 2004 starb, hinterließ er ein ziemliches Vermögen. Rigmor Zimmermann verkaufte das Geschäft, die Vertriebsagentur, die Villa und die Autos und zog in eine Wohnung.

Seither ist sie mehrfach umgezogen, aber komischerweise ist sie dort angemeldet, wo die Tochter lebt. Ich glaube, das ist schon ewig so und wurde nie geändert.«

Carl sah Gordon prüfend an. »Warum hast du dir Rigmor Zimmermann vorgeknöpft? Solltest du nicht Roses Freundin Karoline auftreiben? War das hier nicht Assads Aufgabe?«

»Wir haben ein bisschen getauscht, Carl. Das mussten wir, weil Rose nicht da ist. Assad macht den Backgroundcheck von Fritz Zimmermann, und was diese Karoline angeht, da haben wir beim

Einwohnermeldeamt nachgefragt. Die Antwort bekommen wir im Laufe des Tages.«

»Warum überprüft Assad den Zimmermann überhaupt? Der hat mit alledem doch nichts zu tun.«

»Er findet es halt ein bisschen eigenartig, dass der Mann haargenau einen Tag, nachdem Stephanie Gundersen in der Østre Anlæg ermordet wurde, starb.«

»Was tat er?«

»Genauso hat Assad auch reagiert, als er es herausfand. Hier, schau es dir an.« Wieder kamen die Schnakenfinger

zum Einsatz. »Stephanie Gundersen wurde am 7. Juni 2004 ermordet aufgefunden und Fritz Zimmermann ertrank am 8. Juni 2004.«

»Ertrank?«

»Ja, im Damhussee. Kopfüber in seinem Rollstuhl, sechsundachtzig Jahre alt. Darin saß er, seit er im Jahr zuvor gestürzt war. Im Kopf war er noch fit, aber er hatte keine Kraft mehr, selbstständig mit dem Rollstuhl zu fahren.«

»Wie war er denn dann zum Damhussee gekommen?«

»Seine Frau fuhr ihn jeden Abend

eine Runde spazieren. An dem Abend war sie kurz nach Hause gegangen, um ihm einen Pullover zu holen. Als sie zurückkam, lag der Rollstuhl mit den Rädern nach oben im flachen Wasser und der Mann zwei Meter weiter draußen.«

»Wie zum Teufel kann man im Damhussee im Uferbereich ertrinken? Um die Jahreszeit sind da doch Menschenmassen unterwegs.«

»Davon steht im Polizeibericht nichts. Vielleicht war es an dem Abend zu kühl für Seespaziergänge. Aus genau dem Grund hat seine Frau doch den Pullover geholt.«

»Prüf das mal besser nach.«

»Äh, hab ich schon. Der Sommer 2004 war ausgesprochen kalt und regnerisch. Den ersten richtigen Sommertag hatten wir tatsächlich erst Anfang August. Ein ziemlich trauriger Rekord.«

Carl versuchte, sich daran zu erinnern. In dem Jahr war Vigga ausgezogen. Sie hatten einen Campingurlaub in Umbrien geplant gehabt, aber dann war ihm ein Fall dazwischengekommen, und er hatte stattdessen ein Sommerhaus bei Køge gemietet, was Vigga total bescheuert

fand. Doch ja, an diesen Sommer erinnerte er sich ausgezeichnet. Sonderlich romantisch war er nicht gewesen. Vielleicht hätte er sie mit ein bisschen mehr Romantik halten können?

»Carl, hörst du überhaupt zu?«, kam ein Echo von gegenüber.

Er hob den Kopf und blickte in Gordons blasses Gesicht.

»Seine Frau hatte ausgesagt, sie habe ihn wie so oft am Ufer geparkt. Sie konnte nicht ausschließen, dass er nicht doch irgendwie die Bremsen hatte lösen können, weshalb die Polizei Selbstmord als Möglichkeit durchaus in Betracht

ziehen musste. Er war immerhin sechsundachtzig und inzwischen außerstande, sein Geschäft zu führen, was er wohl tatsächlich noch lange getan hatte. In der Situation kann man schon mal lebensmüde werden, stelle ich mir vor.«

Carl nickte. Aber was zum Teufel hatte das mit ihrem aktuellen Fall zu tun? Sie waren definitiv vom Weg abgekommen.

Da klingelte zum Glück das Telefon.

»Mørck«, meldete er sich und winkte Gordon aus dem Raum.

»Sind Sie Polizist?«

»Das will ich meinen, mit wem spreche ich?«

»Vielleicht wollen Sie nicht mit mir sprechen, wenn ich sage, wer ich bin?«

Carl beugte sich vor. Die Stimme klang hohl und leicht verschwommen, so als hätte der Anrufer etwas über den Hörer gelegt.

»Das kommt darauf an, was Sie mir sagen wollen.« Carl griff nach einem Block. »Versuchen Sie's.«

»Ich hab gehört, dass Sie mit Leo Andresen über den Unfall von Arne Knudsen im Stahlwerk gesprochen haben, und ich wollte Ihnen nur sagen,

dass es da nichts weiter zu sprechen gibt. Auch wenn wir alle diesen Mistkerl gehasst haben und jeder für sich insgeheim gefeixt haben mag, als er platt gepresst wurde, so war es doch ein Unfall.«

»Ja. Habe ich Ihnen denn den Eindruck vermittelt, dass wir etwas anderes glauben?«, antwortete Carl, der jetzt erst hellhörig geworden war. »Sehen Sie, wir ermitteln in dem Fall nur, um einer unserer Kolleginnen zu helfen, der die Sache anscheinend noch sehr in den Knochen steckt.«

»Sie sprechen von Rose Knudsen,

nicht wahr?«

»Solange ich nicht weiß, wer Sie sind und weshalb Sie anrufen, kann ich mich dazu nicht äußern.«

»Rose war ein süßes, sehr nettes Mädchen. Wirklich. Sie war unser aller Rose. Nur der Vater hatte es mit ihr, das dumme Schwein.«

»Jetzt ist das doch sicher …«

»Selbstverständlich war das für Rose ein Schock, sie hat ja obendrein noch mitansehen müssen, wie es passierte. Aber da können irgendwelche Untersuchungen jetzt auch nicht mehr helfen, das verstehen Sie sicher. So war

es nun einmal, und das wollte ich Sie nur kurz wissen lassen.«

Dann legte er auf.

Was war denn das gewesen? Hatte der Typ ihn gerade davon überzeugen wollen, dass es sich um einen Unfall gehandelt hatte? Und warum? Carls Erfahrung nach tat man so etwas genau dann, wenn das Gegenteil der Fall war. Hatte er also mit einem Mann gesprochen, der etwas zu verbergen hatte? Etwas deckte? Fürchtete er womöglich, Rose könne für irgendetwas verdächtigt werden? Oder steckte er selbst mit drin?

Verdammt. Gerade jetzt könnte er Rose gut gebrauchen. Niemand der Kollegen kannte sich in den Tiefen der digitalen Telefonanlagen im Präsidium aus wie sie.

Also musste er es bei Lis im Sekretariat versuchen. »Ich weiß, Lis, das ist eigentlich Roses Aufgabe, aber kannst du mir weiterhelfen und herausfinden, wer mich gerade angerufen hat?«

Sie schien gestresst, aber trotzdem war die Sache drei Minuten später geklärt.

»Der Teilnehmer hat denselben

Namen wie eines meiner ganz großen Idole, Carl.«

»Also heißt er Carl Mørck? Was für ein Zufall!«

Sie lachte, dass es Carl am ganzen Körper kribbelte. Nichts war so sexy wie das Lachen dieser Frau.

»Nein. Er heißt Benny Andersson wie der Benny von Abba. Bisschen dick geworden inzwischen, aber wenn er damals auftrat, meine Güte, was war der heiß! Ein Anruf hätte genügt, als er und Anni-Frid sich trennten, und ich hätte auf der Matte gestanden.«

Sie nannte Carl Telefonnummer und

Adresse des Anrufers, während Carl sich noch mühte, sein wild drehendes Gedankenkarussell zu stoppen.

»Los, Assad, auf geht's!«, rief er Sekunden später in den Kellergang.

»Weißt du etwas über die Nürnberger Prozesse?« Assads Frage kam unvermittelt.

Carl nickte. Er hatte sofort die Schwarz-Weiß-Aufnahmen dieser Unmenschen vor Augen, wie sie mit ihren Bakelit-Kopfhörern in einer Reihe saßen und sich die Anklagen ihrer ungeheuerlichen Verbrechen anhörten.

Göring, Ribbentrop, Rosenberg, Frank, Streicher und all die anderen, auf die der Galgen wartete. Es hatte kein Weihnachten bei Tante Abelone in Brovst gegeben, an dem Carl nicht in dem Band ›Die Welt in Text und Bild‹ geblättert und sich vor den Fotos der Leichen gegruselt hatte. Aber wenn er daran dachte, waren es trotz des Themas schöne Erinnerungen an eine verschwundene Kindheit.

»In nicht ganz so großem Ausmaß gab es solche NS-Prozesse überall auf der Welt, aber das weißt du sicher.«

Carl warf einen Blick auf das Navi.

Noch zwei Kilometer geradeaus.

»Ja, die gab es überall dort, wo NS-Verbrechen stattgefunden haben. Auf dem Balkan, in Japan, Polen, Frankreich und auch in Dänemark. Aber worauf willst du hinaus, Assad?«

»Fritz Zimmermann war einer der Täter. Die Polen wollten ihn hinrichten.«

Carl zog die Augenbrauen hoch und sah kurz zu Assad hinüber. »Rigmor Zimmermanns Mann?«

»Ja!«

»Was hat er getan?«

»Sie konnten es ihm nicht nachweisen, weil er offenbar zu denen

gehörte, die nach ihren Gräueltaten gründlich aufgeräumt hatten. Keine Überlebenden, so einfach.«

»Was konnten sie nicht beweisen, Assad?«

»Dass Fritz Zimmermann identisch war mit Sturmbannführer Bernd Krause. Der unmittelbar an den Hinrichtungen von gefangenen alliierten Soldaten in Frankreich und von Zivilisten in Polen und Rumänien beteiligt war. Dabei habe ich gelesen, dass man reichlich Beweismaterial gegen ihn hatte, Fotos und Zeugenaussagen zum Beispiel.« Er nahm die Füße vom Armaturenbrett und

kramte in der Mappe auf dem Boden.

»Kapier ich nicht. Zeugenaussagen? Hast du nicht gerade gesagt, er habe hinter sich aufgeräumt und es habe keine Überlebenden gegeben, die seine Mitwirkung hätten bezeugen können?«

»Doch, ja. Die Hauptzeugen waren zwei andere Offiziere aus den Totenkopfverbänden, und Zimmermanns Verteidiger gelang es, die Richter zu überzeugen, dass die Zeugenaussagen nichtig seien, weil die beiden Offiziere ihre eigenen Kriegsverbrechen auf Zimmermann abwälzen wollten. Und damit musste der Prozess eingestellt

werden. Verbrechen, für die die beiden anderen im Übrigen 1946 hingerichtet wurden.«

»Und die Fotos, die Fritz Zimmermann belasteten?«

»Ich habe einige von ihnen gesehen, Carl, damit will ich dich jetzt verschonen. Das sind wirklich brutale Hinrichtungen. Aber Zimmermanns Verteidiger hat ihn auch da rausgehauen. Er konnte beweisen, dass mehrere Fotos retuschiert worden waren und der Mann darauf ein anderer war. Auch das hat letztlich zu seinem Freispruch beigetragen.«

»Er wurde einfach freigesprochen?«

»Ja. Später tauchte ein Totenschein auf, der besagte, Sturmbannführer Bernd Krause sei am 27. Februar 1953 in einem Kriegsgefangenenlager in Sverdlovsk im Ural an Diphtherie verstorben.«

»Da war Fritz Zimmermann bereits Schuhhändler geworden?«

»Ja. Er hat in Kiel klein angefangen, sich dann mit zwei Läden in Südjütland hochgearbeitet und sich schließlich im Westen Kopenhagens in Rødovre niedergelassen.«

»Und wo hast du das alles her,

Assad? Du hattest doch kaum Zeit, um diese Informationen zusammenzutragen.«

»Ich kenne jemanden mit guten Kontakten zum Wiesenthal-Institut in Wien.«

»Ist das nicht das Forschungszentrum zu Antisemitismus und Holocaust?«

»Ja, viele von Bernd Krauses Opfern waren Juden, deshalb liegt die ganze Geschichte dort. Und im Wiesenthal-Institut, so viel kann ich dir schon sagen, ist man überzeugt davon, dass Bernd Krause und Fritz Zimmermann identisch sind.«

»Hat man denn noch nach ihm

gesucht, als er längst in Dänemark lebte und arbeitete?«

»Das geht aus den Unterlagen nicht direkt hervor, aber mein Freund meinte, dass ›jemand‹« – Assad malte Anführungszeichen in die Luft – »zweimal in seine Villa eingebrochen ist, um Beweise für seine Schuld zu finden. Und da ›man‹ nichts fand, wurde die Sache fallengelassen.«

»Einbruch, in Rødovre?«

»Die Israelis sind effektive Leute. Du erinnerst dich doch, wie sie Adolf Eichmann in Argentinien entführt und nach Israel verschleppt haben?«

Carl nickte. Vor ihm eine rote Ampel, dann nach rechts.

»Wofür brauchen wir das alles, Assad?«, fragte er und schaltete in den Leerlauf.

»Unter den Fotos, die mir gemailt wurden, war dieses hier, Carl. Sieh es dir an und du weißt Bescheid.«

Er reichte ihm den Ausdruck, sodass Carl ihn aus der Nähe betrachten konnte.

Die Aufnahme war gestochen scharf. Ein schwarz gekleideter Offizier war in voller Größe von hinten zu sehen. Mit beiden Händen umklammerte er eine kurze Keule, die Arme waren hoch über

den Kopf erhoben. Festgehalten war der Moment, bevor die Keule auf den Hinterkopf eines vor ihm stehenden, gefesselten Opfers knallen würde.

Rechts von dem Uniformierten lagen drei Leichen mit zertrümmerten Schädeln. Links vom Opfer standen zwei weitere gefesselte Männer. Sie warteten offenbar auf ihr Schicksal.

»Oh Gott«, flüsterte Carl. Er schluckte ein paarmal und schob das Foto weg. Es hatte eine Zeit gegeben, da hatte man geglaubt, Gräueltaten wie diese hier könnten sich unmöglich wiederholen, und jetzt erinnerten sie

einen an die Realität in großen Teilen der Welt. Warum ließen die Menschen zu, dass so etwas immer wieder geschah?

»Was denkst du, Assad?«

»Dass Stephanie Gundersen und Rigmor Zimmermann auf genau dieselbe Weise ermordet wurden, was gibt es da noch zu überlegen? Oder glaubst du, dass es sich um Zufall handelt? Ich nicht.« Er deutete nach vorn. »Es ist grün, Carl.«

Carl blickte auf. Plötzlich wirkte so ein dänisches Provinzstädtchen unendlich weit weg von allem.

»Aber Stephanie Gundersen wurde doch 2004 ermordet, einen Tag vor Zimmermanns eigenem Tod, wie wir wissen, und da war er bekanntlich sechsundachtzig, gebrechlich und auf den Rollstuhl angewiesen. Er kann unmöglich der Täter gewesen sein«, dachte er laut. »Und schon gar nicht kann er, zwölf Jahre nach seinem eigenen Tod, seine Ehefrau umgebracht haben.«

»Ich meine ja auch nur, dass es einen Zusammenhang gibt. Vielleicht hat Marcus doch recht.«

Carl nickte. Das hatte Assad in sehr kurzer Zeit ausgezeichnet recherchiert.

Und die ganze Geschichte dann auch noch in absolut fließendem Dänisch vorgetragen. Irgendwie seltsam, wie gut dieser Mann auf einmal formulieren konnte.

Er sah zu Assad hinüber, der seinen Blick demonstrativ nachdenklich auf die Häuser gerichtet hatte, ein Blick voller Lebensweisheit.

Wer zum Teufel bist du eigentlich, Assad, dachte er und bog rechts ab.

Die Nummer, von der das Sonderdezernat Q angerufen worden war, gehörte zu einer Adresse in einem

der bescheideneren Viertel nahe dem Stahlwalzwerk. Ein rascher Blick auf den Zustand des Hauses und das heillose Chaos ringsum reichte, um alle Vorurteile Carls zu bestätigen.

»Glaubst du, der Typ sammelt Alteisen?«, fragte Assad.

Carl zuckte die Achseln. Was hatten ausgediente Rasenmäher, Fahrräder, Autowracks und sonstige rostige Fahrzeuge an sich, dass sie so sehr den Sammeltrieb eines bestimmten Männertyps weckten?

Der Mann, der ihnen die Tür öffnete, passte perfekt in die abgewrackte

Umgebung. Kein Jogginganzug war je fälliger gewesen, ausgemustert zu werden, und die fettige, ungepflegte Haarmähne suchte auch ihresgleichen. Unweigerlich verspürte man den Drang, aus gesundheitlichen Gründen lieber Abstand zu halten.

»Wer sind Sie?«, empfing sie der Typ. Sein Atem hatte das Potenzial, alles Leben im Umkreis einiger Meter auszulöschen. Nur Altmetall überlebt, dachte Carl und trat unwillkürlich einen Schritt zurück, sodass der Mann ihnen ungehindert die Tür vor der Nase hätte zuschlagen können.

»Ich bin derjenige, den Sie vor …« Carl sah auf seine Armbanduhr, »… vor genau zweiundfünfzig Minuten angerufen haben.«

»Angerufen? Keine Ahnung, wovon Sie reden.«

»Sie heißen Benny Andersson, und mein Kollege ist gerade dabei, Ihre Stimme in ein Stimmerkennungsprogramm zu scannen. Zeig ihm mal das Aufzeichnungsgerät, Assad.«

Er knuffte Assad mit dem Ellbogen, und der zog ohne mit der Wimper zu zucken sein Smartphone aus der Tasche.

»Einen Moment, das muss noch fertig arbeiten«, sagte er. Misstrauisch beäugte das Stinktier Assads Handy.

»So, ich glaube, das war's. Ja, eindeutig, das ist die Stimme, die wir im Präsidium aufgezeichnet haben«, verkündete Assad, die Augen konzentriert auf das Display gerichtet. Und ohne den Blick zu heben, fuhr er fort. »Fehlerquote dieses Programms: null Prozent, Benny Andersson.« Er drückte einige Male auf die Telefontasten und tat so, als schaltete er das Gerät aus. Dann steckte er es wieder in die Hosentasche.

»Nun, Benny«, Carl sprach mit selten zu hörender Autorität. »Nachdem wir jetzt klargestellt haben, dass Sie vor einer Stunde anonym einen Kommissar im Polizeipräsidium angerufen haben, kommen wir zum Grund unseres Besuchs. Wir sind hier, um zu ermitteln, ob es für Ihren Anruf womöglich einen Grund gibt, der die Polizei interessieren könnte. Dürfen wir eintreten, damit wir uns unterhalten können, oder ist Ihnen ein Ausflug nach Kopenhagen ins Polizeipräsidium lieber?«

Die Frage musste Andersson als rein rhetorisch auffassen, denn Assad drückte

bereits mit vollem Körpereinsatz die Tür auf.

Als sie das unfassbar miefige Haus betraten, musste Carl erst mal nach Luft schnappen. Aber nach einer Weile hatte er sich an den Gestank gewöhnt und nahm Benny Andersson hemmungslos in die Zange. Binnen zwei Minuten hatte er das Register komplett gezogen: Anklage wegen übler Nachrede, versteckter Anspielungen, Andeutungen irgendwelcher finsterer Geheimnisse – alles Dinge, die leicht auf ihn selbst zurückfallen könnten. Danach nahm Carl

für einen Moment den Fuß vom Gas.

»Sie sagten, Sie hätten Rose gemocht. Aber was hat das mit dem Tod ihres Vaters zu tun, können Sie mir das erklären?«

Der Mann zog mit zwei teergeschwärzten Fingern einen angerauchten Zigarillo aus dem vollen Aschenbecher und zündete ihn an.

»Hat der Herr Vizekriminalkommissar jemals im Stahlwalzwerk gearbeitet, frage ich?«

»Nein, natürlich nicht.«

»Nein, na klar. Dann können Sie auch nicht verstehen, was es heißt, in einem

Stahlwalzwerk zu arbeiten. In was für gewaltige Kontraste uns die Arbeit jeden Tag stürzt: diese riesengroßen, alles verschlingenden Hallen, in denen wir kleinen verletzlichen Menschen versuchen, gewaltige Maschinen zu beherrschen. Der Kampf gegen die Hitze, die manchmal so stark ist, dass einem schwarz vor Augen wird und man gezwungen ist, nach draußen zu gehen, um sich vom Wind, der vom Fjord hereinweht, abkühlen zu lassen. Das Wissen um die Gefährlichkeit einer Arbeit, die einen binnen Sekunden vernichten kann. Und im Gegensatz dazu

das Gefühl der weichen Wange seines schlafenden Kindes an den rauen Fingerspitzen. Wie brutal und roh diese Arbeit im Stahlwerk ist, versteht man nicht, wenn man es nicht selbst erlebt hat. Und natürlich werden einige von uns hart wie der Stahl, mit dem wir arbeiten. Andere werden butterweich.«

Carl kaute noch an der überraschend eloquenten Beschreibung. Hatte der Mann in seinem früheren Leben mal einen Rhetorikkurs besucht?

»Aber Sie sollten deswegen nicht den Fehler begehen, Herr Andersson, die Jobs aller Nicht-Stahlarbeiter zu

unterschätzen. Polizeiarbeit kann auch ziemlich rohe Seiten haben, insofern, doch ja, ich glaube, ich verstehe ganz gut, was Sie sagen.«

»Ganz zu schweigen von Soldaten, Rettungssanitätern oder Feuerwehrmännern«, flocht Assad ein.

»Vielleicht. Aber das ist trotzdem nicht dasselbe, denn da ist man letztlich doch immer vorbereitet auf das, was geschieht. Diejenigen hingegen, die damals zu meiner Zeit bei uns gearbeitet haben, waren das nicht immer. Ich glaube, Rose zum Beispiel war es nicht. Aber für uns andere war es eine Freude,

sie dabeizuhaben. Wieder der Kontrast, nicht wahr? Und wenn ein junges, verletzliches Mädchen wie Rose an einem so brutalen Ort landet, einem Ort voller Härte und Gewalt, der Stahl, die Presse, die Hitze, und wo die Männer abgehärtet sind, da wird der Kontrast manchmal einfach zu groß. Rose war zu jung und konnte diesen Ort nicht verkraften. So war es, und nur das wollte ich sagen.«

»In welcher Funktion haben Sie denn im Werk gearbeitet, Benny?«

»Manchmal saß ich in der Steuerkabine und habe an dem Pult die

Walze betätigt. Manchmal habe ich die Arbeitsplätze inspiziert.«

»Klingt nach einer verantwortungsvollen Aufgabe.«

»Alle Mitarbeiter haben verantwortungsvolle Aufgaben. So ein Arbeitsplatz wird sehr gefährlich, wenn jemand etwas falsch macht.«

»Und Roses Vater hat etwas falsch gemacht?«

»Da müssen Sie andere fragen. Wie gesagt, ich habe es nicht gesehen.«

»Carl, sollen wir ihn nicht einfach ins Präsidium mitnehmen?«

Carl nickte. »Ich weiß, dass Sie –

genau wie andere Kollegen auch – von Leo informiert wurden, dass wir gern mehr über den Unfall erfahren möchten. Was ich nicht begreife, ist Ihr Interesse daran. Warum haben Sie anonym angerufen? Warum stellen Sie sich quer? Deshalb mein Vorschlag an Sie, Benny Andersson: Entweder Sie kooperieren jetzt, dann können Sie hierbleiben und weiterhin die lieblichen Wohlgerüche Ihres Zuhauses atmen, oder Sie ziehen sich Ihren Mantel an, nehmen auf dem Rücksitz unseres Wagens Platz und vergessen für die nächsten vierundzwanzig Stunden alle Gedanken

an ihr gemütliches Heim. Was bevorzugen Sie?«

Bitte, entscheide dich nicht für die Autofahrt. Den Mief kriegen wir nie wieder aus dem Wagen.

»Wollen Sie mich festnehmen? Mit welcher Begründung?«

»Da fällt uns schon was ein. Wissen Sie: Anonyme Anrufe bei der Polizei sind per se verdächtig. Die Statistik zeigt, dass sie nur von Anrufern getätigt werden, die das Tageslicht scheuen. Sie deuteten am Telefon an, Rose hätte womöglich etwas mit dem Tod ihres Vaters zu tun gehabt. Was genau meinten

Sie damit?«

»Das hab ich nie gesagt!«

»Das sehen wir anders.« Assad lehnte sich beherzt über den klebrigen Couchtisch. »Sie müssen wissen, dass Rose eine sehr geschätzte Kollegin ist … Also, ich zähle jetzt bis zehn, und wenn Sie uns bis dahin nicht gesagt haben, was Sie wissen, dann nehme ich die alten Hähnchenknochen hier aus der eingetrockneten Soße und versuche, damit ein paar mehr Informationen aus Ihrer großen Klappe zu kitzeln …«

»Scheiße, was bist du denn für einer? Glaubst, du könntest mir drohen, du …«

Die rassistischen Beschimpfungen lagen ihm mit Sicherheit schon auf der Zunge, aber bevor er sie vom Stapel lassen konnte, war Assad nicht nur mit Zählen fertig, sondern auch schon auf den Beinen und hielt das Geflügelgerippe in der Hand.

»Hey«, rief Benny Andersson, als Assad ein paar spitze Flügelknochen abzupfte. »Jetzt machen Sie mal halblang. Wenn Sie wissen wollen, was wirklich passiert ist, müssen Sie andere fragen, ich hab nichts gesehen, das hab ich Ihnen doch schon gesagt. Ich weiß nur, dass Arne Knudsen in der alten

Halle unter dem Portalkran stand, an dem ein Stahlblock von zehn Tonnen hing, als einer der Magnete versagte.«

»Ich hatte geglaubt, es habe ihn in eine Maschine reingezogen.«

»Nein. Das stand in den Zeitungen, woher auch immer die das haben mochten. Aber es war der Magnet, der versagt hat.«

»Der Stahlblock stürzte auf ihn drauf?«, hakte Carl nach, während Assad die Vogelkarkasse zurücklegte und sich wieder auf seinen schmierigen Platz setzte.

»Ja, der Block hat ihn platt

gequetscht, von hier an bis unten.« Er deutete auf eine Stelle direkt unterm Brustbein.

»Und der Mann war auf der Stelle tot?«

»So wie der geschrien hat, wohl nicht. Aber es hat nicht lange gedauert, paar Sekunden. Sein gesamter Unterkörper war ja total zerquetscht.«

»Klingt nicht gut. Und was hatte Rose in der Halle zu suchen? Das hat sie uns nie erzählt. Ihre Schwester sagte mal, Rose sei als Sommeraushilfe im Werk gewesen.«

Er lachte. »Sommeraushilfe? Nein,

das war sie nun wirklich nicht. Sie ist als Einlegerin eingearbeitet worden.«

Carl und Assad schüttelten synchron den Kopf. Einlegerin?

»Das ist die Person, die entscheidet, welche Bramme in den Ofen kommt, bevor sie zur Walze weitertransportiert wird.«

»Brammen sind die Stahlblöcke, die zu Platten gewalzt werden sollen«, erklärte Carl, der Leo Andresens Ausführungen noch im Ohr hatte. »Und wo kommen Sie bei diesem Prozess ins Spiel, Herr Andersson?«

»Wenn die Bramme auf der anderen

Seite rotglühend aus dem Ofen kam, war ich hin und wieder derjenige, der dann übernahm und fürs Walzen zuständig war.«

»Haben Sie das an dem besagten Tag auch getan?«

Er nickte.

»Und trotzdem haben Sie nichts von dem Unfall mitbekommen?«

»Ich saß drüben auf der anderen Seite des Ofens. Wie hätte ich da was sehen sollen?«

Carl seufzte. Er versuchte vergeblich, sich die Szene vorzustellen.

Nein, es half alles nichts. Leo

Andresen musste mit ihnen eine Führung machen.

30

Donnerstag, 26. Mai 2016

Rose hatte richtig zugelangt. In ihrer Verzweiflung hatte sie Tassen zerdeppert, Erinnerungsstücke von den Regalen gefegt, Möbel auf den Fußboden gehämmert. Nach wenigen Minuten waren große Teile der Wohnzimmereinrichtung in Stücke geschlagen. Eigentlich hätte sie sich jetzt

gut fühlen müssen, doch dem war nicht so. Die ganze Zeit sah sie Rigmor Zimmermann vor sich.

Wie oft war Rigmor für sie da gewesen, wenn die Einsamkeit zu groß geworden war? Wie oft hatte sie für sie eingekauft, wenn Rose es ein ganzes Wochenende lang nicht geschafft hatte, die Rollos hochzuziehen? Und jetzt, wo Rose sie am allernötigsten gebraucht hätte, gab es sie nicht mehr. Und warum?

Umgebracht, hieß es. Aber wie? Und von wem?

Sie hob den Laptop vom Fußboden auf, schaltete ihn ein und stellte mit einer

gewissen irrationalen Erleichterung fest, dass der Bildschirm, obwohl er zerbrochen war, noch aufleuchtete. Da setzte sie sich hin und loggte sich ins Intranet des Präsidiums ein.

Zwar gab es nur wenige Informationen zu ihrer Nachbarin, aber es stimmte, Rigmor Zimmermann war ermordet worden. Auch wo und wie, erfuhr sie.

Schwerste Verletzungen der Nackenwirbel und des Hinterkopfs, war dort nüchtern angegeben. Und wo war sie gewesen, als das passierte? Hatte sie, Rose, nicht zwei Wochen lang

krankhaft selbstbezogen in ihrer Wohnung gehockt, nur wenige Meter entfernt, ohne zu merken, dass es bei Rigmor verdächtig still war?

Was für ein Mensch bist du geworden, Rose?, fragte sie sich verzweifelt, aber ganz ohne Tränen. Nicht einmal weinen konnte sie mehr.

Und als ihr Handy in der hinteren Hosentasche klingelte, war sie an demselben Punkt wie vor einer halben Stunde. Fertig mit der Welt und in jeder Beziehung völlig aus dem Takt.

Fünfmal klingelte das Telefon in den nächsten Minuten, bevor sie es endlich

in die Hand nahm und auf das Display sah.

Der Anruf kam aus Spanien, von ihrer Mutter. Ausgerechnet. Mit der über ihren Zustand zu diskutieren war das Letzte, wonach ihr jetzt der Sinn stand. Offenbar hatte das Krankenhaus ihre Mutter kontaktiert, die mit Sicherheit gleich Yrsa, Vicky und Lise-Marie anrufen würde.

Rose sah auf die Uhr. Wie viel Zeit mochte ihr noch bleiben, bis ihre Schwestern auf der Matte standen und eine Erklärung verlangten, warum sie das Krankenhaus verlassen hatte?

Zwanzig, fünfundzwanzig Minuten?

»Kommt nicht infrage!«, brüllte sie und überlegte, ob sie das Handy nicht einfach gegen die Wand knallen sollte.

Sie holte tief Luft und dachte darüber nach, was sie schreiben sollte. Dann ging sie auf »Nachrichten« und tippte ihre SMS:

Liebe Mutter, im Moment sitze ich im Zug nach Malmö. Der Empfang ist sehr schlecht, deshalb simse ich. Mach dir keine Sorgen, mir geht's gut. Ich habe mich heute selbst entlassen, weil mir ein guter Freund in Blekinge einen

Aufenthalt in seinem schönen Haus angeboten hat. Das wird mir guttun. Ich kontaktiere dich, wenn ich wieder zu Hause bin. Rose

Ein zischendes Geräusch und die SMS war abgeschickt. In der Gewissheit, dass ihre Mutter nichts weiter unternehmen würde, steckte Rose das Telefon weg, zog eine Schublade auf, nahm Papier und Kugelschreiber und legte beides bereit. Dann ging sie ins Badezimmer, öffnete den Toilettenschrank und inspizierte den Inhalt. Antidepressiva, Panodil, eine halbe Dose Schlaftabletten, Troer, Pinex,

die Schere, mit der sie sich geritzt hatte, Einmalrasierer, der alte Gillette ihres Vaters, ein paar Schmerzzäpfchen von ihrer Mutter und Hustensaft mit Lakritzgeschmack, den sie schon seit zwanzig Jahren aufhob. Mit etwas gutem Willen konnte man aus diesem Sammelsurium einen tödlichen Cocktail herstellen. Ob sie den zu sich nehmen wollte oder nicht, konnte sie dann immer noch entscheiden. Sie nahm die Wattestäbchen und Tampons aus dem Plastikkorb und warf sie in den Mülleimer. Die harmlosen Medikamente aus ihrer Hausapotheke flogen gleich

hinterher. Den Plastikkorb füllte sie mit den restlichen Tabletten.

Fünf Minuten stand sie reglos am Waschbecken, erinnerte sich an all die Todesfälle und dachte über die Launenhaftigkeit des Lebens nach. Wie sich das Überschaubare in sein komplettes Gegenteil verkehrte oder sich auf das reine Nichts hin verengte, bis alle Dinge zwecklos wurden.

Schließlich griff sie nach dem Gillette-Rasierer. Sie hatte ihn nach dem Tod des Vaters mitgenommen, um sich damit die Schamhaare zu rasieren, ihn aber nie benutzt.

Jetzt schraubte sie den Rasierer auseinander und betrachtete angewidert die Seifenreste und Bartstoppeln auf der schmutzigen Rasierklinge.

Sollten etwa Reste ihres verfluchten Vaters in ihre tödlichen Wunden geraten, mit ihrem Blut in Kontakt kommen?

Rose war speiübel, aber sie zwang sich, die Rasierklinge in der Küche zu säubern. Blutende Schnittwunden und Borsten der Spülbürste bildeten auf ihren Fingerspitzen ein Gittermuster.

»Es ist soweit!«, konstatierte sie matt und mit Tränen in den Augen beim Anblick der wie neu glänzenden

Rasierklinge. Jetzt musste sie nur noch ein paar Sätze zu Papier bringen, damit ihre Schwestern wussten, dass sie aus freiem Willen gehandelt hatte. Außerdem wollte sie ihnen sagen, dass sie ihren Besitz unter sich aufteilen sollten.

Wie soll ich das nur durchstehen?, dachte sie.

Tränen hatten Rose früher in der Trauer um ihr Leben unterstützt, aber jetzt, wo sie es beenden wollte, verstärkten sie nur das Gefühl der Ohnmacht, der Reue und der Scham.

Sie legte die Rasierklinge auf den Esstisch, neben das Blatt Papier, den

Kugelschreiber und den Plastikkorb mit den Medikameten, öffnete den Barschrank und schraubte von allen Alkoholflaschen die Verschlüsse ab. Die Vase oben auf dem Regal hatte sie noch nie benutzt, und zwar aus dem einfachen Grund, weil sie nie Blumen bekommen hatte. Aber jetzt, als Rose alles, was sie an Medikamenten hatte, hineinschüttete und mit dem Alkohol zu einem stechend riechenden braunen Cocktail verrührte, kam das Ding doch noch zum Einsatz.

Sie trank ein paar Schlucke und ließ ihren Blick vom Plastikkorb zum Laptop wandern. Paradoxerweise wurden ihre

Gedanken für eine Weile wieder klarer und fokussierter.

Lächelnd betrachtete sie das Chaos in ihrem Wohnzimmer. Nein, ihre Schwestern bräuchten nicht mehr zu entscheiden, was weggeworfen werden sollte und was nicht.

Sie nahm das oberste Blatt Papier und schrieb:

Liebe Schwestern,
der Fluch, der über meinem Leben liegt, will kein Ende nehmen. Deshalb verzweifelt nicht über meinen Tod. Ich bin jetzt dort, wo der Frieden nicht

mehr bedroht werden kann, wohin meine Gedanken seit Langem und immer wieder gewandert sind. Es ist gut so.
Macht das Beste aus euren Leben. Denkt trotzdem mit ein bisschen Liebe an mich. Ich habe euch alle geliebt und respektiert und tue das immer noch, auch in diesem grenzüberschreitenden Augenblick. Entschuldigt, dass ich so feierlich bin, aber bislang habe ich mir nie richtig erlaubt, euch das zu sagen. Entschuldigt all den Kummer, den ich verursacht habe, nehmt meine bescheidene irdische Habe und teilt sie

zwischen euch auf. Lebt wohl.
Ich liebe euch. Rose

Dann datierte sie den Abschiedsbrief, las ihn noch zweimal durch und legte ihn vor sich hin. Was für ein erbärmliches, pathetisches Geschreibsel, dachte sie, knüllte den Brief zusammen und warf ihn auf den Boden.

Dann hob sie die Vase an den Mund und nahm noch ein paar Schlucke.

»Aber es ändert sich ja doch nicht.« Seufzend hob sie die Papierkugel auf, faltete sie auseinander und glättete sie mit der Hand. Dann nahm sie ein zweites

Blatt Papier und schrieb, diesmal in Großbuchstaben:

STENLØSE, DONNERSTAG, 26.5.2016
HIERMIT STELLE ICH MEINEN LEICHNAM FÜR ORGANSPENDEN UND FORSCHUNGSZWECKE ZUR VERFÜGUNG.

Als sie ihre Personennummer notierte, unterschrieb und den Brief gut sichtbar auf den Esstisch legte, zitterten ihr die Hände.

Dann nahm sie ihr Handy und gab die Notrufnummer ein. Während sie auf das Klingeln horchte, betrachtete sie die Adern am linken Handgelenk. Wie weit oben musste sie schneiden? Der Puls war so gut wie überall deutlich zu spüren, insofern war es wohl egal. Sie war jetzt so wild entschlossen, wie man nur sein konnte. Wenn endlich jemand abnahm, würde sie sagen, wie es war: dass sie in wenigen Augenblicken tot sein würde und dass sie sich deshalb beeilen müssten, falls sie die Organe noch nutzen wollten. Und dann würde sie sich tief in beide Handgelenke

schneiden.

Aber in dem Augenblick, als die Stimme des Diensthabenden zum zweiten Mal nach ihrem Namen fragte und wissen wollte, von wo aus sie anriefe, hörte sie aus Rigmor Zimmermanns Wohnung einen kräftigen Schlag gegen die Wand.

Rose schnappte nach Luft. Was war das denn bitte? Und wieso ausgerechnet jetzt?

»Bitte entschuldigen Sie, ich hab mich verwählt«, stammelte sie und klappte das Handy zusammen. Der Kopf tat ihr weh, so sehr hämmerte ihr Herz.

Die Störung von nebenan hatte ihr die Ruhe und vor allem die Gewissheit geraubt. Sie war zutiefst erschüttert und erschrocken, aber zugleich war die Ermittlerin in ihr erwacht. Was war in Rigmors Wohnung los? Oder hatte sie bereits Halluzinationen?

Schnell warf sie einen Mantel über die Pillenschachteln und die beiden Abschiedsbriefe und trat auf den Laubengang.

Die Geräusche aus der Nachbarwohnung waren hier sehr viel deutlicher zu hören. Lachte oder schrie da jemand?

Rose runzelte die Stirn. In all den Jahren, seit sie hier wohnte, hatte sie nur ein einziges Mal eine fremde Stimme in Rigmors Wohnung gehört, eine Männerstimme. Ein leicht gereiztes Stimmengewirr, aber das war's auch schon. Im Grunde gab es, soweit Rose wusste, im ganzen Haus niemanden außer ihr, der mit Rigmor Kontakt gehabt hatte. Beim gemeinsamen Einkaufen meinte Rose sogar bemerkt zu haben, dass Menschen einen Bogen um ihre Nachbarin machten.

Aber wer hielt sich dann in ihrer Wohnung auf?

Rose ging zurück in ihren Flur und suchte Rigmors Schlüssel in der Kommodenschublade. Die alte Dame hatte sich ein paarmal ausgeschlossen und die Hilfe ihrer Tochter in Anspruch nehmen müssen, aber das wollte sie nicht mehr, hatte sie vor einem halben Jahr gesagt. Deshalb hatte sie Rose einen Ersatzschlüssel gegeben.

Auf wackeligen Beinen verließ Rose ihre Wohnung, ohne hinter sich zuzuschließen, und trat leise vor die Nachbartür. Sie vernahm deutlich zwei Stimmen. Von zwei jungen Frauen, so wie es sich anhörte.

Wie benebelt drückte sie die Klingel, ein paarmal, und als zu ihrem Erstaunen niemand reagierte, steckte sie den Schlüssel ins Schloss und drehte um.

31

Donnerstag, 26. Mai 2016

Gordon wirkte erschöpft. Allerdings hätten die Recherchen, die Carl ihm übertragen hatte, wohl auch weniger sensible Naturen fertiggemacht.

»Und du hast alles bekommen, was das Wiesenthal-Institut dazu hatte?«

»Ja, sieht so aus. Und dann hab ich, wie du vorgeschlagen hast, Tomas

Laursen gleich ein paar der Fotos gezeigt, auf denen Zimmermann Gefangene mit einem Schlag auf den Hinterkopf hinrichtet. Tomas hat bestätigt, dass Stephanie Gundersen und Rigmor Zimmermann vermutlich auf vergleichbare Weise getötet wurden: mit einer Keule oder einem anderen schweren Gegenstand.«

»Okay, dann sind wir ja doch ein Stück weitergekommen. Danke!«

»Stephanie Gundersen wurde 2004 ermordet, ich brauche wohl nicht zu betonen, dass Fritz Zimmermann da noch lebte?«

»Hm«, war alles, was Carl von sich gab, während er die Schreckensbilder durchblätterte. Dann sah er auf. »Nein, Gordon, brauchst du nicht. Aber als seine Frau vor einem Monat ermordet wurde, lebte er nicht mehr.«

Gordon deutete mit einem schneeweißen Finger auf ihn. »Nein – bingobanko dafür«, sagte er.

Was war denn das für ein Wort? Jedenfalls keines, das man in diesem oder überhaupt irgendeinem Zusammenhang gebrauchen sollte, fand Carl.

Er drehte die Nachrichten auf TV 2

leiser. »Aber, lieber Gordon, die Frage bleibt doch, wer es getan hat. Vielleicht denkst du an Birgit Zimmermann oder ihre Tochter? Bisher sind sie die einzigen uns bekannten Menschen, die möglicherweise ein Motiv hatten. Du darfst selbst entscheiden, welcher von beiden du auf den Zahn fühlen willst.«

»Äh, danke! Also über die Enkelin weiß ich nichts, aber die Tochter hätte zumindest ein Motiv: Was die an Alkohol verbraucht, kostet sicher ein Vermögen, sagt Assad.«

Carl nickte. »Glaube ich sofort. Aber siehst du sie wirklich im strömenden

Regen mit hoch erhobener Keule hinter ihrer Mutter herrennen? Und kannst du dir Rigmor Zimmermann vorstellen, wie sie sich panisch vor ihrer Tochter in einem Gebüsch voller Hundekacke versteckt? Ein sonderbares Szenario, wenn man sich's genau überlegt, oder?«

Gordon ließ den Kopf hängen. Aber so war Polizeiarbeit nun mal: eine emotionale Kneippkur. Freude, Enttäuschung und Zweifel in wilder Folge. Daran würde sich der Lange noch gewöhnen müssen.

»Und wie komme ich jetzt weiter, Carl?«

»Du musst Birgit Zimmermanns Tochter auftreiben, Gordon. Wie hieß sie noch mal?«

»Ihr Taufname ist Dorrit, aber sie nennt sich jetzt Denise.«

»Dann such nach beiden Namen.«

Carl blickte Gordon nach. Er tat ihm richtig ein bisschen leid. Solange sich die Situation mit Rose nicht änderte, würde es ihm nicht besser gehen.

»Was ist mit Gordon?«, fragte Assad, als er Sekunden später in Carls Tür stand. »Der sah ja aus wie der Tod auf Schuhen.«

Carl schüttelte den Kopf. »Nicht auf

Schuhen, sondern auf Latschen. Man sagt: Wie der Tod auf Latschen.«

»Verstehe ich nicht. Latschen sind doch Schuhe.«

Carl seufzte. »Egal, Assad. Gordon ist traurig. Das mit Rose macht ihn fertig.«

»Mich auch.«

»Ja, uns alle. Wir alle vermissen sie doch.« Das war eine schamlose Untertreibung. Tatsächlich empfand Carl ihre Abwesenheit als eine klaffende, gähnende Leere.

Na okay, Roses Aversion gegen Zigaretten, die vermisste er nicht.

Schnell nahm er sich eine. »Wie läuft's mit der Suche nach ihrer alten Schulfreundin? Kommst du voran?«

»Deshalb bin ich hier. Ich hab sie ausfindig gemacht.«

Er warf ein paar Farbkopien auf den Tisch. Gleich vom obersten Blatt lächelte sie eine üppige, fast trollähnliche Frau an. Sie hatte eine gewaltige Mähne und war ganz in Lila gewandet. »Kinua von Kunstwerk« stand in großen Buchstaben über dem Foto und darunter ein Begleittext zu ihrer aktuellen Ausstellung.

»Sie ist Kunstmalerin, Carl.«

»Und hat einen rasend kreativen Künstlernamen.«

»In Deutschland soll sie sehr angesehen sein, warum, weiß ich nicht.« Er nahm die oberste Kopie weg und deutete auf das nächste Blatt, das ein paar Kostproben aus besagter Ausstellung zeigte. Harter Stoff.

»Donnerwetter«, entfuhr es Carl.

»Sie lebt in Flensburg. Soll ich hinfahren?«

»Nein, wir fahren gemeinsam«, sagte er, war aber nur halb bei der Sache, weil auf dem Flachbildschirm mehr Text als üblich in der Breaking-News-Zeile

stand.

»Was ist denn da los, Assad? Hast du davon was mitgekriegt?«

»Keine Ahnung.«

»Hallo, habt ihr das gesehen?« Die Bohnenstange stand in der Tür und deutete auf den Fernseher. »Das läuft jetzt seit einer Stunde, und Lis sagt, oben im Zweiten würden sie total austicken.« Er trippelte auf der Türschwelle wie ein Salsatänzer. »Es gibt dazu gleich ein Briefing. Was meint ihr?« Er sah sie bittend an. »Sollen wir nicht hochgehen?«

»Weißt du was, Gordon, ich finde, du

solltest gehen, wenn du so scharf drauf bist. Aber vergiss nicht: Die Fälle sind nicht unsere.«

Das sah Gordon offenbar ein bisschen anders, und man merkte ihm die Enttäuschung an.

Carl lächelte. Gordon hatte sich in den letzten Monaten wirklich gemacht. Nicht nur, dass er eine gewisse Furchtlosigkeit an den Tag legte, nein, er zeigte hin und wieder sogar Ambitionen.

»Also, ich finde, wir sollten da alle hochgehen«, beharrte er.

Carl lachte und stand mit einem Ruck auf. »Ach, zum Teufel auch. Spaß haben

wir doch nur, wenn wir selbst dafür sorgen. Auf geht's.«

Als sie unangemeldet in das Briefing der Mordkommission hineinplatzten, wandten sich ihnen mindestens zwanzig missbilligende Gesichter zu.

»Sorry, Guys, aber wir haben das gerade im Fernsehen gesehen«, erklärte Carl leichthin. »Tut einfach so, als wären wir nicht da.«

Pasgård schnaubte. »Nicht ganz leicht.« Ein paar andere nickten beifällig.

Lars Bjørn hob die Hand. »Freunde!

Unbedingter Respekt für unsere Kollegen aus dem Keller …« Dann legte er eine Kunstpause ein, und einige der Anwesenden schüttelten den Kopf. »So, dann fasse ich doch mal schnell zusammen.« Jetzt sah er Carl direkt an. »Wir haben den roten Peugeot gefunden, mit dem höchstwahrscheinlich am 20. Mai Michelle Hansen und am 22. Mai Senta Berger angefahren worden sind. Einer der ehemaligen Kollegen aus der inzwischen aufgelösten Spezialeinheit, die für die Versicherungsgesellschaften nach gestohlenen Autos suchte, fand ihn mit

eingeschlagenem Seitenfenster und manipuliertem Zündschloss. Der Wagen parkte an der Ecke Griffenfeldsgade/Rantzausgade mit einem alten Parkschein auf dem Armaturenbrett und jeder Menge Strafzetteln unter den Scheibenwischern, woraus man ableiten kann, wann er dort abgestellt wurde. Die Techniker haben auf der Kühlerhaube Spuren von Blut und Haaren gefunden, aber im Innenraum waren auf den ersten Blick alle Spuren gründlich entfernt. Das werden die näheren Untersuchungen noch genauer klären.«

»Eine ganze Woche mitten in Kopenhagen geparkt, ohne gesehen zu werden? Ein Hoch auf die Verkehrspolizei«, grunzte Carl.

»Wenn du deine Kommentare für dich behältst, dürft ihr gern bleiben«, fuhr Lars Bjørn fort.

Dann wandte er sich dem Flachbildschirm an der Wand zu und ließ die nächsten Bilder aufscheinen.

»Vor zweieinhalb Stunden, um circa zwanzig vor eins, wurde die bereits genannte Michelle Hansen auf dem Stationsvej in Stenløse ein weiteres Mal überfahren, diesmal tödlich. Wieder ist

der Fahrer flüchtig. Hier ist die Unfallstelle zu sehen. Zwei Schulkinder, die vom Bahnhof kamen, haben ausgesagt, das Unfallauto sei ein schwarzer Honda Civic gewesen, der unmittelbar nach dem Unfall rechts in Richtung Bahnhofsvorplatz verschwand. Die Beschreibungen von Fahrzeug und Fahrer sind allerdings sehr vage, was angesichts des Alters der Kinder kein Wunder ist. Der Ältere ist erst zehn. Dazu kommt der Schock, sie haben den Unfall schließlich mit angesehen. Die Kinder meinten, der Fahrer, den sie nur als Schatten wahrgenommen haben, sei,

ich zitiere, ›nicht sehr groß‹ gewesen.«

Er wandte sich an seine Truppe. »Wenn wir eine Verbindung ziehen zwischen den zwei vorangehenden Unfällen und dem heutigen, dann können wir jetzt wohl eindeutig sagen, dass diese ›Unfälle‹ vorsätzlich herbeigeführt wurden. Gleichzeitig stellt sich natürlich die Frage, ob der Täter weitere Morde plant. Wenn ja, dann wird es für uns eine Frage auf Leben und Tod sein, ihn zu stoppen, das dürfte allen klar sein, oder?«

Assad sah Carl an und zuckte die Achseln. Anscheinend brauchte es mehr

als einen frei herumfahrenden Serienmörder, um ihn zu erschüttern.

»Die letzten vierundzwanzig Stunden waren alles in allem äußerst ereignisreich. Deshalb – auch wenn ich es bedauere – müssen wir Kollegen vom Zimmermann-Fall abziehen. Das gilt auch für dich und Gert, Pasgård.«

»Die arme Rigmor.« Carl flüsterte gerade laut genug, um sich einen wütenden Blick von Pasgård einzufangen.

»Nachdem Michelle Hansen jetzt zum zweiten Mal angefahren wurde, gehen wir also davon aus, dass auch der erste

Unfall vorsätzlich herbeigeführt wurde, auch wenn sich die Tatumstände deutlich unterscheiden – unter anderem deshalb, weil wir in Hansens Handtasche zwanzigtausend Kronen in gebrauchten Scheinen gefunden haben. Und das, obwohl sie finanziell eher schlecht gestellt war, wie uns ihre Kontoauszüge verraten haben. Inzwischen wissen wir, dass Michelle Hansen heute Nacht am Eingang der Diskothek Victoria stand und mit Türsteher Patrick Pettersson, ihrem Exfreund, diskutierte, während zeitgleich das Büro im ersten Stock ausgeraubt wurde. Deshalb finde ich es

keineswegs abwegig, hier eine Verbindung zu vermuten. Gibt es dazu Fragen?«

»Befindet sich dieser Patrick Pettersson noch in Polizeigewahrsam?«, fragte Terje Ploug.

Carl nickte. Wurde Ploug zum Leiter der Ermittlungseinheit ernannt, konnte sich Patrick Pettersson warm anziehen, denn Ploug war ein guter Mann. Zwar roch er aus dem Mund, aber wenn man nicht direkt neben ihm stand, konnte man sich keinen besseren und kompetenteren Partner vorstellen.

»Nein, Pettersson wurde um elf Uhr

zweiunddreißig entlassen, in erster Linie, weil die Überwachungskameras bestätigen, was er über den Verlauf des Abends ausgesagt hat. Aber so ohne Weiteres lassen wir ihn natürlich nicht ziehen, wir haben seinen Pass einbehalten. Ein Antrag auf Hausdurchsuchung ist bereits gestellt. Es gibt ein paar Verdachtsmomente, aber wir haben noch nichts Konkretes gegen ihn.«

»Im Prinzip könnte Pettersson also der Fahrer des Fahrzeugs gewesen sein, mit dem Michelle Hansen überfahren wurde?«, fuhr Ploug fort.

»Ja, das ist korrekt.«

»Wissen wir, ob Pettersson und Hansen unmittelbar vor dem Unfall in Kontakt standen?«, fragte Bente Hansen, die nicht nur eine hervorragende Ermittlerin war, sondern außerdem umgänglich und immer zu einem Scherz aufgelegt.

»Nein. Hansens Handy lag quasi pulverisiert in ihrer zertrümmerten Hand. Die Techniker kümmern sich darum, aber die SIM-Karte ist ruiniert, und um ihre Gespräche zu rekonstruieren, müssen wir die Informationen von der

Telefongesellschaft einholen. Ich brauche wohl nicht zu betonen, dass das Opfer ausgesprochen übel zugerichtet ist. Den Kindern zufolge wurde sie geradezu unter den Wagen gerissen.«

»Und Patrick Petterssons Handy?«

»Pettersson war ausnehmend kooperativ und ließ uns seine Logdatei checken. Michelle Hansen hatte ihm eine SMS geschickt, dass sie zu ihm kommen wolle, aber sie erwähnt darin nicht, *woher* sie kommen würde. Die beiden können natürlich auf andere Weise in Kontakt gestanden haben, sodass er durchaus gewusst haben kann, wo sie

sich aufhielt. Wenn er denn überhaupt der Fahrer war.«

»Das war er«, grunzte Pasgård. Sein Bedürfnis nach schneller Aufklärung war offenbar groß.

»Außerdem steht Birna Sigurdardottir unter dringendem Verdacht, am Raubdelikt beteiligt gewesen zu sein. Ich spreche von der Frau, die um null Uhr zweiunddreißig mit einer lebensbedrohlichen Schussverletzung im Brustbereich ins Rigshospital eingeliefert wurde. Angeschossen wurde sie in der Gasse neben der Diskothek.«

»Worauf genau stützt sich der

Verdacht?«, wollte Ploug wissen.

»Auf ihre kriminelle Karriere. Auf ihr aktenkundiges Gewaltpotenzial. Auf ihre Anwesenheit in nächster Nähe der Diskothek. Als man sie fand, hielt sie ein Messer in der Hand, was auf eine Auseinandersetzung zwischen ihr und einer der Beteiligten deuten könnte. Das Kaliber der Waffe, mit der sie angeschossen wurde, ist mit dem 9-mm-Kaliber der Luger identisch, mit der der Club-Manager bedroht wurde. Und nicht zuletzt wurde sie nicht dort niedergeschossen, wo man sie fand, nämlich unter einer Laterne am

Straßenrand, sondern zehn Meter weiter in die Gasse hinein. Sie wurde also Richtung Straße geschleppt, die Spuren von der Hausmauer bis zum Rand des Bürgersteigs sind deutlich zu sehen. Wir vermuten, dass irgendjemand sie retten wollte. Der oder die Täter waren vermutlich ebenfalls Frauen, so wie die, die den Raubüberfall ausgeführt haben. Sie können auf die eine oder andere Weise in näherem Kontakt zu dem Schussopfer gestanden haben.«

»War das nicht das Dümmste, was man tun konnte? Also sie halb tot an einer Stelle liegenzulassen, wo

Passanten oder Diskothekenbesucher sie noch rechtzeitig finden konnten? Fürchteten der oder die Täter denn nicht, dass Birna ihre Identität verraten könnte?«, fragte Bente Hansen.

»Ja, das hab ich mir auch überlegt. Aber die Frauen, die wir verdächtigen, nämlich die Mitglieder von Sigurdardottirs sogenannter ›Black Ladies‹-Gang, gehören nicht gerade zu den allerhellsten Kerzen auf der Torte.«

Einige lachten, nicht so Bente Hansen. »Deutet irgendetwas auf eine direkte Verbindung zwischen Patrick Pettersson und dieser Gang hin?«

»Nein. Und in dem Zusammenhang sollte ich vielleicht noch erwähnen, dass Pettersson keinerlei Vorstrafen hat.«

»Und stand Michelle Hansen mit denen in Kontakt?«

»Nein, auch bei ihr haben wir keinerlei direkte Verbindung feststellen können.«

»Wird Birna Sigurdardottir überleben, weiß man das?«

Lars Bjørn zuckte die Achseln. »Viel spricht nicht dafür, aber natürlich hoffen wir es.«

Carl nickte. Klar, so wäre der Fall auch am leichtesten gelöst.

»Wenn die Frau nicht überlebt, dann bekommen die da oben was zu tun«, sagte Assad auf dem Weg in den Keller.

»Ja, aber uns gibt das etwas Luft.« Carl erlaubte sich die Andeutung eines Lächelns. Er dachte an Pasgård, der jetzt den Zimmermann-Fall ruhen lassen musste, weil die Fahrerfluchtgeschichte dazwischengekommen war.

Sein Lächeln erstarrte, als er am Fuß der Treppe nicht nur Olaf Borg-Pedersen von Station 3, sondern gleich noch zwei weitere Fernsehfuzzis erspähte. Einer hielt Carl die Kamera vors Gesicht, ein

zweiter leuchtete ihn mit einem so grellen Scheinwerfer an, dass ihm die Tränen in die Augen schossen.

»Mach den Scheiß aus!«, rief er und merkte erst da, dass ihm Borg-Pedersen ein Mikrofon vor den Mund hielt.

Der kam ohne lange Vorrede direkt zur Sache. »Heute ist in dem Fahrerfluchtfall ein Durchbruch gelungen, haben wir erfahren. Was sagen Sie zum Fluchtfahrzeug, das man in der Griffenfeldsgade gefunden hat, und zum tödlichen Unfall von Michelle Hansen in Stenløse?«

»Dass ich in diesen Fall nicht

involviert bin«, brummte er. Woher zum Teufel hatten sie die Details? Steckte Bjørn dahinter?

»Die Polizei vermutet, dass ein und derselbe Fahrer hinter dem tödlichen Unfall von Senta Berger und Michelle Hansen steckt. Geht man außerdem davon aus, dass es sich um einen Serienmörder handelt, oder tendiert man eher zur Annahme eines internen Bandenkrieges? Lassen sich diese Tötungsdelikte mit dem gestrigen Raubüberfall im Victoria und der niedergeschossenen Frau verknüpfen?«

»Fragen Sie am besten in der

Mordkommission nach«, blaffte Carl. War der Mann unterbelichtet, oder was?

Borg-Pedersen wandte sich der Kamera zu. »Vieles in diesem Fall unterliegt einer Nachrichtensperre. Mehrere Dezernate weigern sich, die Ereignisse zu kommentieren. Aber die Menschen in Kopenhagen bewegt die Frage, ob sie sich noch sicher fühlen können. Ob sie sich im öffentlichen Raum bewegen können, ohne um ihr Leben fürchten zu müssen. Zehntausende Fahrzeuge rauschen täglich auf den Straßen an uns vorbei. Ist das nächste Auto eine Waffe und man selbst das

Opfer? Darauf hätten die Dänen gern eine Antwort. Und damit zurück ins Studio.«

Was für ein Schreckensszenario zeichnete dieser Vollpfosten denn da? Und gehörte er jetzt obendrein zur Nachrichtenredaktion, oder was?

Borg-Pedersen wandte sich wieder an Carl. »Wir werden Sie in den nächsten drei Tagen begleiten. Erzählen Sie uns doch mal, was auf der Tagesordnung steht …« Er hatte den Satz noch nicht beendet, da hatte Carl bereits auf dem Absatz kehrtgemacht und war mit Assad und Gordon in seinem Büro

verschwunden.

»Die nehmen wir aber nicht mit nach Flensburg?«, fragte Assad.

»Nur über meine Leiche. Nein, alles, was mit Rose zu tun hat, bleibt allein unsere Sache.«

»Und was willst du den Fernsehleuten sagen?«, fragte Gordon. »Die stehen doch draußen und warten.«

»Komm mit«, antwortete Carl und zog ihn lächelnd vor die Kamera.

»Ich kann Ihnen die erfreuliche Mitteilung machen, dass Gordon Taylor, der beste Assistent, den das Sonderdezernat je hatte, Sie mitnehmen

wird zu einer für die Aufklärungsarbeit entscheidenden Tour durch das Viertel rund um die Borgergade. Er wird dort eine Anwohnerbefragung durchführen.«

Gordons Kopf schnellte eine Viertelumdrehung in Carls Richtung. »Aber …«

»Gordon Taylors letzte Befragung hat zwei Stunden gedauert, aber Sie müssen damit rechnen, dass die morgige Tour einen ganzen Tag in Anspruch nehmen wird.«

Gordons Schultern sackten eine Etage tiefer.

»Bei Ihren Aufnahmen müssen Sie

sich selbstverständlich der Zustimmung aller Personen versichern, mit denen Gordon spricht. Aber das ist ja reine Routine für Sie, nicht wahr?«

Borg-Pedersen runzelte die Stirn. »Und wo werden Sie sein, wenn ich fragen darf?«

Carl schenkte ihm ein breites Lächeln. »Fragen Sie nur! Wir werden mehr oder weniger den ganzen Tag auf unserem Allerwertesten sitzen und langweilige Akten durchgehen. Nicht sehr telegen, fürchte ich.«

Borg-Pedersen schien nicht zufrieden. »Jetzt hören Sie mal zu, Carl

Mørck. Wir leben davon, Fernsehen mit einem gewissen Unterhaltungswert zu machen. Und der Chef der Mordkommission hat uns an dieses Dezernat verwiesen, weil hier die besten Bilder zu holen seien. Darauf müssten wir uns doch einigen können?«

»Ja, genau. Und deshalb haben wir auch intensiv darüber nachgedacht, was Ihnen wohl die besten Eindrücke von unserer Arbeit beschert, Herr Borg-Pedersen. Wir können Ihr Anliegen wirklich voll und ganz nachvollziehen.«

Wahrscheinlich bemerkte der Mann, dass Gordon leicht den Kopf schüttelte,

aber als er ging, war die Stimmung dennoch einigermaßen okay.

»Was in aller Welt soll ich denn mit denen machen?« Gordon klang nervös.

»Wiederhol einfach die Runde, Gordon. Klappere alle Leute, alle Kioske, Geschäfte und Restaurants noch einmal ab. Aber nimm diesmal Fotos von Denise und Birgit Zimmermann mit. Zeig sie den Leuten und quetsche sie aus. Ob sie wissen, was die Frauen arbeiten. Wie es um ihre Finanzen steht. Ob Mutter und Tochter zusammen ausgehen. Ob man Rigmor Zimmermann in der letzten Zeit in Gesellschaft der beiden

gesehen hat. Überleg dir Fragen, dir wird schon was einfallen. Bist du damit bingobanko?«

Gordon schaute ihn entgeistert an. Hatte er sein eigenes Vokabular nicht mehr auf dem Schirm?

»Ich hatte gerade Kontakt mit einem Industriemeister des Stahlwalzwerks«, wechselte er das Thema. »Er hat eingewilligt, euch zusammen mit Leo Andresen nächsten Montag dort herumzuführen. Sie warten um zehn Uhr am Haupteingang auf euch. Ist das in Ordnung?«

Carl nickte. »Kannte er Rose?«

»Ja, er kann sich gut an sie und ihren Vater erinnern. Aber von dem Unglück hat er nicht viel erzählt. Nur dass Rose in unmittelbarer Nähe stand, als es passierte, und mitansehen musste, wie ihr Vater starb. Arne Knudsen hat er als ›höchst eigen und ziemlich aggressiv‹ bezeichnet. Er meinte, es sei kein Wunder, dass Rose nach diesem entsetzlichen Unfall total hysterisch war: Sie hat offenbar wie besessen geschrien und gleichzeitig gelacht, so erinnert er das jedenfalls. Mehr wusste er auch nicht, aber er will sich bei den ehemaligen Mitarbeitern umhören.«

»Okay, Gordon, und danke.« Carl wandte sich an Assad. »Morgen früh um sechs hier, was meinst du?«

»Klar doch. Morgenstund hat Heu im Mund, wie es so schön heißt.«

»Es heißt: Morgenstund hat Gold im Mund.«

»Gold?« Assad sah Carl zweifelnd an. »Nicht da, wo ich herkomme, das kannst du mir glauben.«

»Noch eins, bevor du gehst, Carl«, schaltete sich Gordon ein. »Vigga hat angerufen. Sie sagte, wenn du deine Exschwiegermutter heute nicht besuchst, gibt's Krach. Der Alten gehe es nicht

gut, sagte sie, und sie habe nach dir gefragt.«

Carl blies die Backen auf.

Womit hatte er das denn jetzt noch verdient?

Vor dem Pflegeheim stieg gerade eine Gruppe dementer Alter aus einem Minibus. Sobald sie Boden unter den Füßen hatten, verteilten sie sich in Windeseile in alle Himmelsrichtungen. Das Pflegepersonal hatte alle Hände voll zu tun.

Nur eine ältere Frau blieb geduldig stehen und betrachtete kopfschüttelnd die

auseinanderstiebende Meute, und das war Karla.

Carl atmete erleichtert auf. Seine Exschwiegermutter hatte offenbar einen ihrer besseren Tage. Vigga hatte wie immer übertrieben, um ihn zu dem Besuch zu zwingen.

»Hallo, Karla«, begrüßte er sie. »Ihr habt einen Ausflug gemacht? Wo seid ihr denn gewesen?«

Langsam wandte sie sich ihm zu, musterte ihn von Kopf bis Fuß und deutete dann theatralisch auf ihre widerspenstigen Mitreisenden.

»*Didn't I warn them! Look how*

these children are running around. Don't say I didn't tell them how dangerous the traffic is here in Rio de Janeiro.«

Oha, dachte er, da hab ich sie wohl doch überschätzt. Vorsichtig nahm er ihren Arm und geleitete sie zum Eingang.

»*Careful*«, sagte sie. »*Don't twist my arm.*«

Verlegen lächelnd nickte er einem der Sozialtherapeuten zu, der gerade zwei von den Alten eingefangen hatte.

»Was habt ihr mit ihr gemacht? Die ist ja komplett auf Englisch umgeschwenkt.«

Ein müdes Lächeln kam als Antwort. »Wenn Frau Alsing Pfropfen in den Ohren hat und alles ein wenig verwischt hört, dann glaubt sie, wir redeten Englisch mit ihr. Wenn Sie dänische Antworten haben wollen, müssen Sie sehr laut sprechen.«

Carl verstand die Botschaft. Aber trotz allem: So ganz frisch im Kopf war sie dann doch nicht. Auf dem Weg in ihr Zimmer bekam er einen anschaulichen Ausflugsbericht in formvollendetem Englisch. Von den heftigen Regengüssen, den umgestürzten Bäumen auf den Gebirgsstraßen und vom Chauffeur, der

sich eine Kugel in den Kopf geschossen hatte, als sie von der Straße abgekommen waren und den Abhang hinunterrauschten.

Verständlicherweise griff sie sich angesichts des Erlebten an die Brust. Mittlerweile hatten sie in ihrem Zimmer Platz genommen.

»Ein schrecklicher Ausflug, das muss ich sagen«, rief Carl laut. »Wirklich gut, dass du gesund und munter zurückgekehrt bist.«

Sie sah ihn überrascht an.

»Das mache ich doch immer«, antwortet sie auf Dänisch und holte eine

Zigarettenkippe hinter dem Sofakissen hervor. »Bevor es der Regisseur nicht verlangt, kommt Greta Garbo nicht so ohne Weiteres um«, wies sie ihn zurecht und steckte die Kippe in eine Zigarettenspitze.

Carls Augenbrauen schnellten in die Höhe. Greta Garbo? Das war neu.

»Vigga sagt, du hast nach mir gefragt?« Mit seiner Turbostimme versuchte er, das Thema zu wechseln.

Sie zündete die Zigarette an und nahm ein paar tiefe Lungenzüge.

»Habe ich?« Eine halbe Minute saß sie mit offenem Mund da und atmete den

Rauch aus. Dann nickte sie.

»Oh ja. Viggas Sohn hat mir übrigens das hier geschenkt. Wie heißt das noch mal?«

Carl nahm ihr das Handy ab. Ein Samsung Smartphone, deutlich neuer als das, was Jesper ihm geschenkt hatte. Wo kam man ohne die abgelegte Elektronik seiner Kinder hin?

»Er heißt Jesper, Karla«, donnerte er ihr ins Ohr. »Und er ist dein Enkel. Was soll ich damit?«

»Du sollst mir zeigen, wie man Selfies macht, so wie all die jungen Mädchen im Internet.«

Das kam jetzt zwar etwas überraschend, aber Carl nickte trotzdem. »Selfies, also Karla, ich muss schon sagen: Du gehst echt mit der Mode«, brüllte er. »Dafür musst du hier drücken, sodass sich das Kameraauge auf dich richtet, und dann das Handy von dir weghalten …«

»Ach, das hat mir Jesper doch längst gezeigt! Ich will nur wissen, was ich tun muss.«

War sie vielleicht nicht schwerhörig, sondern taub? Vorsichtshalber wählte er diesmal den Befehlston, wie bei einer gewaltsamen Verhaftung. »WAS DU

TUN MUSST? DU HÄLTST DAS DING EINFACH AUF DICH SELBST UND DANN DRÜCKST DU AUF DEN AUSLÖSER!«

»Schrei doch nicht so, ich bin nicht schwerhörig! Ich will doch nur eins wissen: Soll ich die Klamotten sofort abwerfen oder erst später?«

32

Donnerstag, 26. Mai 2016

Jazmine war tief in die Welt der Träume versunken, ein hauchdünner Seidenstoff, die Hitze eines fremden Körpers und Sonnenstrahlen umhüllten sie. Der Duft von Pinien und Lavendel und frischem Seetang berauschte ihre Sinne. Sie hörte sanften Wellenschlag und leise Musik. Hände legten sich sanft auf ihre

Schultern – die aber plötzlich fest zupackten und sie schüttelten, dass es schmerzte.

Blinzelnd öffnete Jazmine die Augen und sah direkt in Denises bestürztes Gesicht.

»Jazmine, sie ist abgehauen!« Denise ließ ihre Schultern nicht los.

»Hör auf, das tut weh!« Jazmine richtete sich halb auf und rieb sich den Schlaf aus den Augen. »Was ist los? Wer ist was?«

»Michelle. Auf dem Tisch lag ein Bündel Tausendkronenscheine, das ist jetzt weg. Sie hat sich die Kohle

genommen und ihre Sachen gepackt. Sie muss Hals über Kopf aufgebrochen sein, denn sie hat ihr iPad vergessen.« Sie deutete zum Regal neben dem Esstisch, wo auch die Handgranate lag.

Jazmine stand auf. »Wie viel hat sie mitgenommen?«

»Weiß nicht. Zwanzig-, dreißigtausend, schätz ich. Hab's ja vorher nicht genau gezählt.«

Jazmine reckte sich. »Na und, macht das was? Selbst wenn sie dreißigtausend genommen hat – den Großteil haben immer noch wir. Wie spät ist es?«

»Sag mal, raffst du's nicht? Wenn sie

ihre Sachen gepackt hat, kommt sie nicht zurück! Stell dir mal vor, sie ist wieder zu diesem Scheißkerl gegangen. Dann können wir uns auf gar nichts mehr verlassen! Wir müssen die Schlampe finden, und zwar jetzt!«

Jazmine sah an sich hinunter. Sie hatte immer noch dieselben Sachen an wie gestern, die Bluse hatte Schweißflecke unter den Armen. Ihre Kopfhaut juckte.

»Ich muss erst ins Bad und mich umziehen.«

»Verdammt, nein! Du kapierst es immer noch nicht, oder? Es ist

scheißspät, wir haben den ganzen Tag verpennt, und Michelle kann uns sonst wie reinreiten. Wir haben das Victoria ausgeraubt und vielleicht jemanden umgebracht, und wer weiß, was Michelle alles einfällt, um ihren eigenen Arsch zu retten. Wenn wir Pech haben, bleibt die ganze Scheiße an uns beiden hängen. Sie hat schließlich nur nett mit Patrick am Einlass geplaudert, und die Kugel auf Birna hat sie auch nicht abgefeuert.«

Jazmine spürte, wie ihr eiskalt wurde. »Verdammt, das habe ich auch nicht, Denise!« Das rutschte ihr raus,

und sie bereute es sofort.

Denises Miene erstarrte und ihr Blick wurde eiskalt. Ob sie einfach nur wütend war oder ihr gleich an die Gurgel gehen würde, konnte Jazmine nicht einschätzen, aber sie bekam auf einmal Angst. Sie wusste doch jetzt, wozu Denise imstande war.

»Sorry, Denise, war ’ne blöde Bemerkung. War nicht so gemeint. Ich hab ja selbst gesehen, wie Birna mit dem Messer auf dich los ist. Und woher sollten wir wissen, dass die Pistole geladen war? Wir stecken beide in der Scheiße.« Sie bekreuzigte sich, nicht,

weil sie religiös war, sondern um irgendwie den Ernst der Lage zu unterstreichen.

Denise holte tief Luft und atmete dann ganz langsam aus. Ihre Aggression war verflogen, in ihren Augen lag jetzt nackte Angst. »Scheiße, Jazmine, wir haben keine Ahnung, ob diese Birna tot ist, oder? Wenn sie tot ist, dann ist das die totale Scheiße. Und wenn sie lebt, ist es auch nicht besser. Fuck, warum haben wir, als wir heute Nacht zurück waren, uns bloß so die Kante gegeben? Hätten wir nicht so lange gepennt, hätte Michelle nicht abhauen können.«

»Wenn Birna tot ist, zeigen sie das in TV 2 News«, sagte Jazmine und zog Denise hinter sich her.

Auf der Türschwelle zum Wohnzimmer blieben sie wie angewurzelt stehen. Nicht wegen der vielen Wachs- und Rotweinflecken und Chipskrümel überall und weil der Raum insgesamt aussah, als hätte dort ein Rugbyspiel stattgefunden. Nein, sie erstarrten, weil der Fernseher schon lief und jemanden zeigte, den sie nur allzu gut kannten: und zwar nicht Birna, wie sie erwartet hätten, sondern Michelle. Und in der Breaking-News-Zeile

darunter lief folgender Text:

TÖDLICHER UNFALL MIT FAHRERFLUCHT IN STENLØSE. OPFER IST DIE FRAU, DIE SCHON AM 20. MAI ANGEFAHREN WURDE. EIN ZUSAMMENHANG MIT DER SCHIESSEREI IM VICTORIA IN KOPENHAGEN, SYDHAVN, WIRD NICHT AUSGESCHLOSSEN.

Jazmine und Denise schrien fast gleichzeitig auf. Im nächsten Moment warf Denise wahllos alle Sachen gegen

die Wand, derer sie habhaft werden konnte, Jazmine dagegen erstarrte. Glasklar erinnerte sie sich plötzlich wieder an das, was Michelle gestern Abend gesagt hatte, bevor sie ins Taxi gestiegen waren: dass sie glaubte, in einem Auto gegenüber vom Victoria Anne-Line Svendsen gesehen zu haben. Genau wie damals, als sie angefahren wurde …

»Aber du bist doch nach dem Unfall bei der Svendsen gewesen und hast sie mit Michelles Aussage konfrontiert, oder?«, fragte Denise. »Und uns hast du anschließend gesagt, du glaubst nicht,

dass sie's war. Verdammt, Jazmine, was glaubst du denn jetzt wirklich?«

»Keine Ahnung. Was sollen wir bloß machen?« Jazmines Stimme kippte, ihre Oberlippe zuckte. »Michelle ist ermordet worden. Kann sein, dass die Polizei jetzt eine Verbindung zwischen ihr und uns herstellt. Und wenn es wirklich Anne-Line Svendsen war, die Michelle gestern gesehen hat, dann hat die uns vielleicht beobachtet, wie wir aus der Gasse kamen. Und dann zeigt sie uns an.«

»Also, wenn die etwas garantiert *nicht* tun wird, dann das. Ey, überleg

doch mal, Jazmine: Die ist eine verdammte Mörderin, und wir sind vielleicht die Einzigen, die sie auffliegen lassen können. Das weiß die doch?«

Jazmine pulte mit ihren langen Fingernägeln eine Packung Prince auf, klopfte nervös vier oder fünf Zigaretten auf den Tisch und steckte sich eine an. Denise war so ernst, wie Jazmine sie noch nie erlebt hatte. War das dieselbe Denise, mit der sie gestern so herrlich versackt war? Dieselbe, die nebenan mit ihrem Sugardaddy rumgemacht hatte?

»Jazmine, verdammt, ich bin doch

genauso durch den Wind wie du. Michelle ist tot, und alles, worüber sie im Fernsehen reden, hat mit uns zu tun – das ist einfach too much. Dann noch diese Sache mit der Svendsen, wie gruselig ist das denn! Und mal ehrlich: Wenn ich sie wäre, würde ich auch dafür sorgen, dass wir als Nächste abkratzen. Ich schätze mal, die weiß sogar längst, wo wir wohnen. Warum sonst sollte sie hier in Stenløse rumkurven?«

Die Angst kroch Jazmine den Rücken hinauf. Denise hatte recht. Vielleicht hockte die Svendsen schon irgendwo da draußen und lauerte ihnen auf.

»Und was, wenn sie tatsächlich kommt? Was machen wir dann?«

»Na, was glaubst du?« Denise schien sich wieder gefangen zu haben. Ihre Stimme klang hart. »Im Messerblock stecken Messer, und die Pistole meines Großvaters liegt auf dem Balkon.«

»Ich glaube nicht, dass ich das kann, Denise.«

Denise sah sie nachdenklich an. »Ehrlich gesagt glaube ich auch nicht, dass die Svendsen sich traut, nach der Sache mit Michelle so schnell hier wieder aufzukreuzen. Draußen muss es doch nur so wimmeln von Polizisten.

Wahrscheinlich gehen die von Tür zu Tür und fragen, ob jemand was gesehen hat. Das heißt, wir müssen doppelt aufpassen – auf die Polizei und auf die Svendsen.« Sie sah Jazmine forschend an. »Und uns gegenseitig müssen wir auch im Auge behalten.«

Jazmine rieb sich die Schläfen. Sie wollte zurück in den Traum von eben. Weg von dem Scheiß hier. »Denise, ich schätze, jede von uns hat mehr als siebzigtausend Kronen. Damit würden wir ziemlich weit kommen. Sollen wir das nicht machen? Einfach abhauen?« Sie sah sie flehend an. »Was weiß ich,

nach Südamerika oder so. Das ist doch am Arsch der Welt, da hätten wir unsere Ruhe.«

»Klar, weil du ja so gut Spanisch sprichst.« Denise gab jetzt die Welterfahrene. »Also das Spanisch, das man braucht, um irgendwelchen alten Säcken einen runterzuholen. Denn davon wirst du leben, wenn das Geld weg ist, da mach dir mal keine falschen Hoffnungen. Ist es vielleicht das, was du willst?«

Verzweifelt und leicht gekränkt sah Jazmine Denise an. »Weiß nicht. Machen wir das nicht jetzt auch? Die Polizei und

die Svendsen wären da drüben jedenfalls nicht hinter uns her.«

»Also, wenn's nach mir geht, ist die Svendsen auch hier nicht mehr lange hinter uns her. Weil wir ihr nämlich zuvorkommen. Wir sind zu zweit und sie ist allein. Wir machen uns einen Plan, so wie beim Victoria, und dann erledigen wir sie. Vielleicht am besten bei ihr zu Hause, nachts, wenn sie's am wenigsten erwartet. Wir zwingen sie, ein Geständnis zu schreiben, und danach bringen wir sie um – wobei wir's wie Selbstmord aussehen lassen. Und falls sie Bargeld zu Hause rumliegen hat –

der Typ dafür ist sie auf jeden Fall –, dann nehmen wir das mit. Anschließend können wir immer noch überlegen abzuhauen.«

Jazmine stutzte und bedeutete Denise, still zu sein. Beide lauschten. Es stimmte, jemand klingelte an der Wohnungstür. Und jetzt steckte jemand den Schlüssel ins Schloss.

»Was machen wir?«, konnte Jazmine gerade noch flüstern, dann stand eine Frau vor ihnen, auf wackeligen Beinen, leichenblass und mit so weit aufgerissenen Augen, dass man kaum die Lider sehen konnte.

»Wer sind Sie? Was machen Sie hier?« Die Frau klang aggressiv. Ihr Blick schweifte forschend durch den Raum.

»Was geht Sie denn das an?«, blaffte Denise. »Und überhaupt: Woher haben Sie den Schlüssel?«

»Ich kenne Sie nicht. Wenn Sie mir nicht sofort sagen, wer Sie sind, nehme ich Sie wegen Hausfriedensbruch fest.«

Jazmine suchte Blickkontakt zu Denise. Sie fand, dass die Fremde trotz ihres irgendwie klapprigen Zustands wirkte, als meine sie es ernst. Aber Denise schien nicht sonderlich

beeindruckt. Im Gegenteil, sie sah aus, als würde sie am liebsten auf die Frau losgehen.

»Einen Scheiß werden Sie, ist das klar? Ich bin Rigmors Enkelin, ich habe ein Recht, hier zu sein. Ganz im Gegensatz zu Ihnen. Also geben Sie mir den Schlüssel und verschwinden Sie oder ich rufe die Polizei.«

Die Frau runzelte die Stirn. Einen Augenblick schwankte sie. »Sind Sie Dorrit?« Ihr Tonfall klang jetzt etwas normaler. »Von Ihnen habe ich gehört.«

Jazmine kapierte gar nichts mehr. Dorrit?

»Na los«, sagte Denise und streckte die Hand nach dem Schlüssel aus, aber die Frau schüttelte den Kopf.

»Den behalte ich, bis ich rausgefunden hab, was das hier soll«, sagte sie, während ihre Augen weiterhin die Wohnung scannten. »Was ist hier los? Rigmor ist ermordet worden und hier fliegen überall Geldscheine herum. Was soll eine Polizistin davon wohl halten? Ich werde prüfen, was hier vorgeht, solange bleiben Sie hier, verstanden?«

Damit machte sie auf dem Absatz kehrt und schwankte zurück zur

Wohnungstür.

»Scheiße, was war das denn jetzt?«, stöhnte Jazmine. »Die hat das ganze Geld gesehen.« Sie blickte sich um, die Hand erschrocken auf den Mund gepresst. Die herumliegenden Scheine kamen eigentlich einem Geständnis gleich.

Denise reagierte ganz anders: Sie hatte die Fäuste in die Seiten gestemmt und schien irgendwie nach innen zu schauen. »Meine Großmutter hat mir mal von ihrer Nachbarin erzählt und dass die bei der Kripo ist. Das muss diese Spriteule sein.« Sie sprach gedämpft,

wie zu sich selbst, und nickte in Gedanken.

Jazmine war erschüttert. »Und jetzt? Was machen wir? Wenn die ihre Kollegen anruft, stehen die in null Komma nichts vor der Tür. Lass uns abhauen.« Wieder ließ sie ihren Blick schweifen. Das Geld könnten sie in zehn Minuten zusammengesammelt haben, und wenn sie sich nur irgendwelche Klamotten überwarfen und alles Übrige in den Koffer stopften, waren sie in einer Viertelstunde weg.

Denise schüttelte den Kopf. »Nein, wir gehen zu ihr rüber.«

»Rüber? Was willst du denn da? Die hat doch genug gesehen, um misstrauisch zu sein. Die überprüft uns, die macht Ernst, das hab ich ihr genau angesehen.«

»Eben. Deshalb müssen wir sie aufhalten, oder fällt dir was Besseres ein?«

Rose sah sich in ihrer Wohnung um. Soll dieses Chaos etwa der letzte Zeuge meines Lebens sein?, dachte sie.

Sie betrachtete den Mantel, mit dem sie den Selbstmordbrief zugedeckt hatte, das Plastikkörbchen, das Organspender-Testament und die Rasierklinge, und

wurde mit einem Mal todtraurig. Was für ein vertanes, einsames Leben. Vor wenigen Minuten, als sie in Rigmors Wohnung Stimmen gehört hatte, hatte sie das wie ein winziges Licht in der Dunkelheit empfunden und in ihrem Delirium einen Moment lang geglaubt, dass sie vielleicht doch weiterleben könnte.

Das haben Wahnvorstellungen so an sich, ermahnte sie sich. Sie gaukeln dir Wundersames vor, locken mit falschen Illusionen und wiegen dich in trügerischer Sicherheit. Aber die ernüchternde Realität holt dich doch

jedes Mal wieder ein.

Natürlich waren die beiden Mädels verdächtig und durften sich ganz sicher nicht in Rigmors Wohnung aufhalten. Aber was ging sie das an? Dass sie eine Frau bestahlen, die ohnehin nicht mehr lebte? Dass sie in ihrer Wohnung hausten?

Rose ließ den Kopf hängen. Ein Esszimmerstuhl stand noch, darauf setzte sie sich. Alles hatte sich so chaotisch entwickelt.

Ob es so beim Jüngsten Gericht ist?, überlegte sie. Sie hatte das Gefühl, sich übergeben zu müssen. Verdammt, sie

wollte es endlich hinter sich haben! Sie musste nur noch die Ambulanz anrufen und sagen, sie habe sich die Pulsadern aufgeschnitten, sie sollten sich beeilen und ihre Organe retten. War doch scheißegal, was auf der anderen Seite der Wand passierte. Wenn sie sich da jetzt einmischte, musste sie wieder ganz von vorne anfangen. Die Polizei würde kommen, womöglich sogar Kollegen aus dem Präsidium, und das war nun wirklich das Letzte, was sie wollte. Die würden am Ende noch versuchen, sie von ihrer Entscheidung abzubringen. Und ihre Schwestern und die Ärzte in

Glostrup wollte sie auch nicht sehen.

»Die können mich alle mal, und die nebenan können mich auch mal, und die ganze Welt kann mich mal!«, schrie sie und griff nach dem Mantel. Ein schneller Anruf, zwei rasche Schnitte. Dann wäre es vorbei.

Als es an der Tür klingelte, hatte sie die Notrufnummer schon fast eingegeben.

Geht weg, schrie alles in ihr. Und als es wieder klingelte, dieses Mal energischer, hielt sie sich die Ohren zu. Bestimmt eine Minute saß sie so da, aber als sie die Hände wegnahm und es

immer noch klingelte, stand sie auf, deckte mit dem Mantel alles wieder zu und wankte zur Tür.

»Ja?«, rief sie laut.

»Denise Zimmermann hier«, antwortete die Stimme vor der Tür. »Dürfen wir kurz reinkommen? Wir wollen nur erklären …«

»Jetzt nicht!«, rief Rose zurück. »Kommen Sie in einer halben Stunde noch mal.«

Dann hätte sie es ja wohl überstanden.

Sie stand noch an der Wohnungstür, als ihr einfiel, dass eine abgeschlossene

Tür die Sanitäter viel zu viel Zeit kosten würde. Dann wären die Organe wahrscheinlich nicht mehr zu gebrauchen. Wer kannte sich schon mit so was aus.

Sie hörte, dass die zwei dort draußen ein Okay murmelten und schließlich weggingen. Als es auf dem Laubengang still geworden war, schloss sie auf und lehnte die Tür für das Rettungsteam an.

Sie hatte sich kaum umgedreht, da wurde die Tür hinter ihr aufgestoßen. Das Letzte, was sie spürte, war ein harter Schlag auf den Hinterkopf.

33

Donnerstag, 26. Mai, und Freitag,
27. Mai 2016

Anneli, wer bist du eigentlich?, hatte sie fast erschrocken gedacht, als sie im Rückspiegel zufällig ihren Blick auffing, der ihr in dem Moment fast dämonisch vorkam. Gerade hatte sie einen Menschen umgebracht, und doch strahlte sie wie eine frisch Verliebte. Sie hatte

gegen das oberste Gebot Gottes verstoßen und gegen das Gesetz der Menschen obendrein. Und doch war es ihr nie besser gegangen als in dem wundervollen Augenblick, als Michelle Hansens verblüfftes Gesicht unter dem Auto verschwand und ihr Körper mit einer solchen Wucht zermalmt wurde, dass der Wagen richtig ein Stück abhob. Natürlich hatte sie, nach der Erfahrung vom letzten Mal, ein gewisses Lustgefühl erwartet, aber nicht diese alles übertreffende Euphorie, die wie ein Lebenselixier durch ihren Körper flutete.

Sie hatte das Auto für ein paar Sekunden angehalten, um sich zu überzeugen, dass Michelle auch ganz sicher nicht wieder aufstand. Doch beim Anblick des völlig zerquetschten Körpers hatte sie beruhigt Gas gegeben und war in Richtung Ølstykke zum vorgesehenen Parkplatz gefahren.

Unterwegs hatte sie vor Erregung gezittert. Und irgendwann war sie in schallendes Gelächter ausgebrochen, so groß war ihre Befriedigung darüber, dass die Aufgabe vollbracht war, und so unbeschreiblich das Glücksgefühl.

Zu Hause hatte sie sich mit einem

kühlen Glas Weißwein auf die Couch gesetzt und die Beine hochgelegt. Aber im Laufe des Tages hatte sie begreifen müssen, dass Ereignisse manchmal eine unvorhersehbare Eigendynamik entwickeln.

Nach dem Tod Senta Bergers war die Presse uneins gewesen. War es ein Unfall gewesen oder Mord? Gab es eine Verbindung zu dem vorangegangenen Unfall, bei dem Michelle Hansen verletzt worden war? In verschiedenen Nachrichtensendungen und einer Tageszeitung war das als Möglichkeit erwogen worden – aber dabei war es

geblieben.

Dieses Mal entwickelte es sich von vornherein ganz anders. Nicht nur war Michelle Hansens Tod das Topthema auf sämtlichen Nachrichten-Websites, auch das Lokalfernsehen brachte kaum noch etwas anderes.

Die Informationen der Polizei zum flüchtigen Fahrer waren Gott sei Dank dünn. Aber das hielt eifrige Reporter nicht davon ab, ihre ganz eigenen Theorien zu verbreiten. Und so wurden im Lauf des Nachmittags und Abends die Spekulationen immer wilder. Am Ende beschlich Anneli das irrationale Gefühl,

irgendwie übersehen worden zu sein. Was ging denn da ab? Die saßen da in ihren Studios und konstruierten sich die abstrusesten Dinge zusammen: dass der Nachtclub-Überfall gestern Abend und Michelles Unfalltod zusammenhingen? Fast fühlte sie sich beleidigt.

Sie schenkte sich Wein nach und überlegte.

Natürlich war es erfreulich, dass in der falschen Richtung gesucht wurde. Aber gleichzeitig hieß das, dass Annelis Mission nicht erfüllt wurde. Das Verlangen, diese Sozialschmarotzerinnen zu beseitigen und der Welt die Augen

über sie zu öffnen, war fast größer als die Freude, unerkannt davongekommen zu sein. Das Herrschen über Leben und Tod war fast zu einer Droge für sie geworden.

Konnte sie denn überhaupt mit dem Töten aufhören? Das war jetzt die einzig wichtige Frage, und die verlangte nach einer Antwort.

Gestern Abend war sie dem Taxi der drei Frauen von Stenløse bis zu dieser Diskothek gefolgt, wobei sie mehrere rote Ampeln hatte überfahren müssen. Schräg gegenüber des Clubs hatte sie gehalten und gewartet, bis die drei

ausgestiegen waren. Aber erst durch die Berichterstattung in den letzten Stunden hatte sie nach und nach erfahren, was dann geschehen war.

Als die Fernsehsender schließlich verbreiteten, der Überfall sei von zwei Frauen verübt worden, hatte sie sofort auf Jazmine und Denise getippt. Dafür hatte sie nur zwei und zwei zusammenzählen müssen, bei all dem, was sie beobachtet hatte: Sie hatte gesehen, wie sich Jazmine und Denise in die Diskothek gemogelt hatten, während Michelle den Türsteher ablenkte, in dem Anneli sofort Patrick Pettersson

wiedererkannt hatte. Wenig später hatte sie die Frauen rauskommen und in der Gasse verschwinden sehen.

Auch zu dem Schuss auf Birna hätte sie einiges sagen können. Verwundert hatte sie zunächst beobachtet, wie diese schreckliche Isländerin vor dem Victoria aufgetaucht war. Als sich Jazmine und Denise kurze Zeit später in der Gasse verdrückten, war Birna ihnen gefolgt. Noch etwas später hatte sich dann Michelle dazugesellt. Was in den folgenden Minuten passiert war, hatte sie nicht gesehen. Auch gehört hatte sie nichts, denn der Lärm, der aus dem

Nachtclub drang, war ohrenbetäubend. Nur einmal kurz hatte sie gemeint, zwischen den wummernden Rhythmen ein dumpfes Geräusch wahrgenommen zu haben, aber das hatte sie nicht weiter einordnen können. Und dann waren Denise, Michelle und Jazmine auch schon wieder aufgetaucht. Wild durcheinander redend hatten sie diese Birna bis zu einer Straßenlaterne geschleppt und den leblosen Körper dort liegen lassen.

Als die drei die Straße überquerten, waren sie direkt auf Annelis Auto zugesteuert, sodass sie sich tief in den

Fahrersitz presste, um im Licht der Straßenlampen nicht erkannt zu werden. So hatte sie aus nächster Nähe ihre versteinerten Gesichter gesehen. Ihr war, als hätte sie bei Michelle im Augenblick des Vorbeigehens eine Reaktion wahrgenommen, denn Michelle hatte direkt in ihre Richtung geschaut. Aber hatte sie wirklich registriert, wer da saß? Anneli glaubte es nicht, denn die Windschutzscheibe war etwas beschlagen und es war dunkel.

Ganz sicher konnte sie natürlich nicht sein.

Und wenn sie sich nun tatsächlich

dafür entschied, ihre Aktivitäten einzustellen? Sollten die Pressehyänen und die Polizei doch weiter heißlaufen und dieses Idiotentrio als Teil einer größer organisierten Gang ausrufen. Sollten sie doch die Ermordungen von Michelle Hansen und Senta Berger als Ergebnis eines internen Bandenkrieges interpretieren. Aber verdammt, nein, das konnte sie nicht wollen! Denn abgesehen davon, dass ihre Taten damit gewissermaßen null und nichtig wären, riskierte sie auch, dass Denise und Jazmine der Polizei bei ihrer möglichen Festnahme erzählten, Michelle habe die

Fahrerin des roten Peugeots gekannt. Das hatte Jazmine doch angedeutet, als sie das letzte Mal bei Anneli im Büro gewesen war.

Nein, das ging nicht. Wenn die Frauen redeten, würde die Polizei neue Ermittlungen einleiten und letztlich darauf kommen, dass die verschiedenen Verbrechen nichts miteinander zu tun hatten.

Annelis Euphorie war plötzlich Zweifeln gewichen. Dazu meldete sich in ihrer an sich erstaunlich friedlichen Brust ein zunehmend intensiver Schmerz. Dass sich psychischer Druck auf Dauer

physisch bemerkbar machen konnte, war Anneli nicht neu, aber so eine unmittelbare Reaktion? Oder war das ihre Krankheit?

Kurzerhand erhöhte sie die Dosis ihres Schmerzmittels und massierte vorsichtig die Narbe. Als das alles nicht half, schenkte sie sich großzügig Wein nach.

Sie konnte es nicht leugnen: Sie steckte in einem Dilemma.

Am nächsten Morgen hatte sie wie nicht anders zu erwarten einen schweren Kopf, und schlecht geschlafen hatte sie

außerdem. Vor allem aber hatte sie noch immer keine Entscheidung getroffen.

Am liebsten hätte sie noch ein paar von diesen Pillen eingeworfen und wäre im Bett liegen geblieben. Gleichzeitig war ihr danach, aufzuspringen und ihren Frust zu entladen, Porzellan auf den Küchenboden zu donnern, Bilder von den Wänden zu reißen und mit großer Geste alles, was auf dem Schreibtisch lag, herunterzufegen.

Sie hatte Lust zu allem, nur nicht zu dem, was definitiv am klügsten war, nämlich in Ruhe abzuwarten, wie sich die Dinge entwickelten, und erst dann

eine Entscheidung zu treffen.

Heute gehe ich nach der Bestrahlung zur Arbeit. Dann sehen wir, was passiert, beschloss sie endlich, nachdem sie in Gedanken alle Möglichkeiten durchgespielt hatte.

Als sie im Sozialamt erschien, grüßte man sie relativ freundlich. Manche vielleicht einen Tick reservierter als sonst, mit einem kurzen neutralen Nicken, andere etwas überschwänglicher.

Sie sagte in der Verwaltung Bescheid, dass sie bereit sei für die

»Bürger des Tages«, wie man die Klienten seit Neuestem bezeichnete. Wirklich, lächerlicher ging's nicht.

Dann zog sie sich in ihr Büro zurück und blickte sich um. Irgendjemand war da gewesen, denn ihr Schreibtisch war komplett leer geräumt, und auch die verwelkten Blumen auf der Fensterbank waren weg. Hatte man sie hier schon abgeschrieben?

Anneli lächelte. Recht hatten sie! Sobald sie ihren Feldzug gegen die Sozialschmarotzer durchgezogen hatte, würde sie von der Bildfläche verschwinden. Ohne es zu wissen, hatten

Jazmine, Denise und Michelle ihrem Projekt einen kräftigen Anschub verpasst. Im Internet hatte sie gelesen, dass das Victoria um rund hundertfünfundsechzigtausend Kronen erleichtert worden war. Geld, das sie nicht vorhatte liegen zu lassen, wenn Denise und Jazmine erst mal beiseitegeräumt wären. Okay, die Summe war nicht gewaltig, aber eine Zeitlang könnte sie irgendwo im Herzen Afrikas schon davon leben – also falls der Krebs sie bis dahin nicht weggerafft hätte. Mit dem Zug nach Brüssel, ein Flug nach Yaoundé zum Beispiel, in

Kamerun, und schon wäre sie verschwunden. Und keiner sollte ihr weismachen, dass Interpol oder dergleichen sie finden würde, wenn sich der Dschungel erst um sie geschlossen hätte. Es sollte dort ja auch ganz attraktive junge Männer geben, die weißen Frauen gegenüber recht aufgeschlossen waren. Selbst den nicht mehr ganz jungen. Vom guten Wetter ganz zu schweigen.

Sie war so in Gedanken versunken, dass sie zwar mitbekommen hatte, wie die junge Frau hieß, die ihr gegenüber Platz genommen hatte, aber nicht, was

sie doch gleich von ihr wollte.

Anneli musterte sie. Mitte zwanzig, die übliche Tätowierung zwischen Daumen und Zeigefinger, in diesem Fall eine kleine Eidechse. Kurz gesagt, eine Standardklientin. Ein weiterer Schmarotzer mit Zopf.

Sonderbarerweise war die Frau in der folgenden Minute altmodisch höflich, fast schon unterwürfig, und dazu so angenehm gedämpft in Ton und Auftreten, dass Anneli nicht im Mindesten auf das vorbereitet war, was dann kam.

»Wie gesagt, ich hab mein Studium

abgebrochen und dadurch meine Ausbildungsförderung verloren«, sagte sie mit blauen Katzenaugen. »Deshalb kann ich weder mein Zimmer bezahlen noch mein Essen oder meine Kleidung. Ich weiß natürlich, dass man nicht so ohne Weiteres Sozialhilfe bekommt, aber wenn ich keine kriege, bringe ich mich um.«

Und dann sagte sie nichts mehr. Strich sich nur in einem fort übers Haar – genau wie alle anderen Tussen es immer taten. Als sei es das Wichtigste auf der Welt, dass die Frisur saß. Mit arroganter Miene starrte sie Anneli an. War sie

wirklich so blöd zu glauben, dass sie mit der Nummer durchkam? Bestimmt war das eine von denen, die sich in der Oberstufe gute Noten und damit einen Studienplatz erflirtet hatten. Dass die Anforderungen immer größer würden, hatte sie natürlich nicht bedacht. Auch nicht, dass man zu Vorlesungen und Seminaren tatsächlich erscheinen und Leistungen erbringen musste. Tja, und jetzt, wo sie von der Uni geflogen und ihr das Ausbildungsgeld gestrichen worden war, guckte sie blöd.

Anneli lief schon wieder die Galle über.

Sie hob leicht den Kopf und sah der Idiotin direkt ins Gesicht. Drohte die tatsächlich mit Selbstmord? Anneli musste sich ein Lachen verkneifen. Tja, da war sie leider an die Falsche geraten.

»Sie wollen sich also das Leben nehmen, sagen Sie? Wissen Sie was? Nur zu. Machen Sie, dass Sie nach Hause kommen, und bringen Sie es hinter sich.« Noch während sie sprach, machte sie mit dem Bürostuhl eine halbe Drehung. Die Audienz war beendet.

»Ich werde mich bei Ihrem Chef über Sie beschweren!« Die Klientin klang schockiert und empört zugleich. »Ihm

sagen, Sie hätten mich zum Selbstmord aufgefordert. Das ist strafbar, das weiß ich. Aber wenn Sie mir eine Unterstützung von fünftausend Kronen gewähren …«

Hatte sie richtig gehört und diese dreiste Person wagte es, sie zu erpressen?

Ganz langsam drehte sie den Stuhl zum Ausgangspunkt zurück. Eiskalt musterte sie die junge Frau. Soeben hatte die sich auf ihrer Todesliste ziemlich weit nach oben katapultiert.

Anneli nahm ihr Handy aus der Tasche und klickte auf die Diktiergerät-

App. »Heute ist der 27. Mai 2016, es ist neun Uhr und zehn Minuten«, sprach sie ins Telefon. »Mein Name ist Anne-Line Svendsen, ich bin Sozialamtssachbearbeiterin bei der Stadt Kopenhagen. Mir gegenüber sitzt eine 26-jährige Klientin, Tasja Albrechtsen. Sie verlangt fünftausend Kronen Unterstützung. Wenn ich dem nicht zustimme, wird sie sich das Leben nehmen, droht sie.« Damit schob sie das Handy über den Schreibtisch. »Würden Sie Ihre Forderung bitte wiederholen, Frau Albrechtsen, und mir gleichzeitig Ihre Ausweisnummer geben? Wir

müssen das in Ihrer Akte dokumentieren.«

Ob es das Diktafon war, der Vorwurf der Erpressung oder die Entwicklung der Situation insgesamt, jedenfalls bemerkte Anneli, wie der Blick dieser Tasja zu flackern begann. Als das Telefon klingelte und Anneli abnahm, stand die junge Frau wortlos auf und verließ den Raum.

Anneli lächelte. Nur schade, dass sie von der Trulla keine Adresse hatte. Das würde die Sache erleichtern, wenn sie an der Reihe war.

»Hallo Anne-Line, hier ist Elsebeth«,

hörte sie eine bekannte Stimme aus dem Hörer. »Gut, dass ich dich erwische.«

Elsebeth war eine ehemalige Kollegin vom Gammel Køge Landevej, eine von denen, die ihre Arbeit ernst nahmen und ihren Vorgesetzten nicht in den Hintern krochen. Manchmal bedauerte es Anneli, dass sie sich nicht mehr sahen.

Nach ein paar höflichen Phrasen kam die Kollegin auf ihr Anliegen zu sprechen.

»Du erinnerst dich doch noch an Senta Berger?«

Anneli runzelte die Stirn. »Ja klar,

die Senta. Wer könnte die kleine Diva vergessen?«

»Ich habe sie als Klientin nach dir übernommen. Sie ist tot, wusstest du das?«

Anneli überlegte, ehe sie antwortete. »Ja, ich hab's in der Zeitung gelesen. Ein Unfall, oder?«

»Das ist eben die Frage. Die Polizei war gerade hier und hat mich nach ihr befragt. Ob sie Feinde hatte, ob ich Probleme mit ihr hatte, ob ich einen roten Peugeot oder einen schwarzen Honda kenne, solche Sachen. Ehrlich gesagt, war das ziemlich schrecklich, es

kam mir fast so vor, als würden sie mich verdächtigen oder mich zumindest dazu bringen wollen, irgendwas auszuplaudern. Keine Ahnung, was sie sich da erhofft haben. Gott sei Dank habe ich ja nicht mal den Führerschein, aber trotzdem.«

»Puh, du Ärmste! Aber warum genau rufst du jetzt an, Elsebeth?« Unbehagen ballte sich in Annelis Bauch zusammen. Hatte man Denise und Jazmine bereits geschnappt? Hatten die geredet? Darauf war sie noch gar nicht vorbereitet!

»Sie wollten wissen, wer vor mir Sentas Ansprechpartnerin war, und da

hab ich ihnen deinen Namen genannt. Sie haben mich auch gefragt, ob es zwischen euch Unstimmigkeiten gab.«

»Liebe Güte, nein. Sie war eine Klientin wie hundert andere auch. Was hast du ihnen denn gesagt?«

»Nichts. Nur, dass ich keine Ahnung habe, ob und mit wem du bei der Arbeit Unstimmigkeiten hast. Ich meine, klar warst du in den letzten Jahren immer mehr genervt von unseren ›Bürgern‹. Aber wer ist das nicht?«

Blöde Kuh!, dachte Anneli. Wieso machst du denn überhaupt ein Fass auf? Hättest dir keinen abgebrochen, wenn du

einfach nein gesagt hättest.

»Klar, natürlich konntest du das nicht wissen. Aber Unstimmigkeiten hatten wir keine.«

»Die sind jetzt jedenfalls auf dem Weg zu euch. Hab gehört, wie sie das zu meinem Chef sagten. Nur damit du Bescheid weißt. Das war's auch schon. Mach's gut.«

Nachdem sie aufgelegt hatten, starrte Anneli eine Weile auf das Telefon.

Dann drückte sie entschlossen auf die Sprechanlage. »Schick die Nächste rein«, sagte sie. Falls die Polizei tatsächlich gleich auf der Matte stand,

sollte man sie nicht dabei erwischen, wie sie in die Luft starrte.

Anscheinend waren die beiden Polizeibeamten schon geraume Zeit da und hatten ihr Anliegen Annelis Chefin dargelegt. Die sah Anneli jedenfalls ziemlich vorwurfsvoll an, als sie in ihr Büro kamen.

»Entschuldigen Sie«, wandte sich die Leiterin an die Klientin, »aber wir müssen Sie bitten, sich noch einen Moment ins Wartezimmer zu begeben.«

Anneli nickte erst den Polizisten zu, dann der Klientin. »Das ist alles in

Ordnung, und wir waren ja auch so weit fertig, nicht wahr?« Sie lächelte und gab der Frau zum Abschied die Hand.

Dann nahm sie wieder Platz, ordnete ruhig ihre Notizen und heftete sie ab. Erst danach richtete sie den Blick wieder auf die Polizisten.

»Und womit kann ich Ihnen helfen?« Lächelnd hob sie die Augenbrauen und sah den Mann, den sie als den Ranghöheren einschätzte, fragend an. Sie deutete auf die beiden Stühle gegenüber. »Bitte, nehmen Sie Platz.« Sollte ihre Chefin doch ruhig stehen.

»Mein Name ist Lars Pasgård«, sagte

der, an den Anneli sich gewandt hatte, und reichte ihr seine Karte. Anneli warf einen Blick darauf. »Polizeikommissar« stand da.

Sie nickte. »Sie kommen vom Präsidium. Was kann ich denn für Sie tun?«

»Die Herren untersuchen zwei Morde, Unfälle mit Fahrerflucht …«, schaltete sich mit kühlem Blick ihre Chefin ein.

»Danke«, unterbrach sie der Polizeikommissar, »aber wir ziehen es vor, Fräulein Svendsen selbst zu informieren, wenn Sie so freundlich sein

wollen.«

Anneli verzog keine Miene, auch wenn es ihr schwerfiel. Wann hatte sie zuletzt erlebt, dass ihre Chefin gerüffelt wurde? Und wann hatte man sie zuletzt mit Fräulein angesprochen?

Sie blickte den Kommissar direkt an. »Ja, ich glaube, ich weiß, worum es sich handelt.«

»Aha?«

»Vor einer halben Stunde hat mich eine ehemalige Kollegin vom Gammel Køge Landevej angerufen. Sie hatten gerade mit ihr gesprochen. Elsebeth Harms. Stimmt's?«

Die beiden Polizisten tauschten einen Blick. Hatten sie Elsebeth etwa gebeten, nicht darüber zu sprechen? Na, das war Elsebeths Problem.

»Ich wünschte, ich könnte Ihnen helfen, aber ich glaube nicht, dass ich etwas Relevantes beisteuern kann.«

»Ich finde, die Entscheidung, ob etwas relevant ist oder nicht, sollten Sie uns überlassen, Fräulein Svendsen.«

Über das Gesicht der Abteilungsleiterin huschte ein Lächeln. Offenbar fand sie, dass es jetzt eins zu eins stand.

»Sie besitzen einen Ford Ka, ist das

korrekt?«

Anneli nickte. »Ja, den fahre ich seit etwa fünf Jahren. Ein tolles, sparsames Auto. Und man kommt fast in jede Parklücke.« Sie erlaubte sich ein Lächeln, aber keiner der beiden Polizisten reagierte.

»Senta Berger und Michelle Hansen sind beide Ihre Klientinnen gewesen, ist das korrekt?«

Wieder lächelte sie leicht. »Ja, aber ich gehe davon aus, dass Elsebeth und meine Chefin Sie darüber bereits informiert haben.«

»Was sagen Sie dazu, dass beide

einem tödlichen Unfall zum Opfer gefallen sind?«, fragte der andere Mann.

Idiotische Frage, dachte sie und musterte ihn. War der neu?

Sie holte tief Luft. »Na ja, ich hab ja die Nachrichten gesehen. Als Michelle zum ersten Mal angefahren wurde, tat mir das unglaublich leid. Klar, sie ist doch meine Klientin – *war* meine Klientin, muss ich ja nun leider sagen. Und sie war eine wirklich süße junge Frau. Dass Senta Berger dasselbe erleben musste und Michelle dann gleich noch ein zweites Mal, das hat mich natürlich sehr berührt. Wirklich sehr.

Gibt es denn schon eine Spur?«

Dieser Lars Pasgård schien sich über die Frage zu ärgern und ignorierte sie geflissentlich. »Ja, die Medien waren aktiv«, fasste er nur zusammen. »Ihre Vorgesetzte hat uns darüber informiert, dass Sie in den letzten Wochen einige Fehlzeiten hatten. Dabei handelt es sich um Zeiträume, die sich weitgehend mit den Tatzeiten decken.«

Anneli blickte auf. Von ihrer Chefin ging gerade keine gute Aura aus.

»Ja, ich bin in der letzten Zeit öfter nicht da gewesen, aber jetzt bin ich wieder zurück.«

»Der Anlass Ihrer Abwesenheiten ist nicht ganz klar. Waren Sie krank?«

»Ich *bin* krank, ja.«

»Aha. Und was fehlt Ihnen, wenn man fragen darf?«

Anneli stand langsam auf. »Ich habe keine näheren Angaben zu meiner Erkrankung gemacht, nein. Vielleicht hätte ich das tun sollen. Aber es war eine schwere Zeit für mich. Ich hatte ziemliche Schmerzen und war sehr niedergeschlagen. Jetzt geht es mir besser.«

»Also was …?«, setzte ihre Chefin an, aber da hatte Anneli schon die Arme

vor der Brust gekreuzt und die Bluse hochgezogen. Sie wartete einen Moment und ließ die drei den Verband sehen, der unter ihrem BH hervorschaute. Dann zog sie auch den hoch und entblößte ihre Brustpartie.

»Brustkrebs«, sagte sie. Die drei Köpfe ihr gegenüber zuckten unwillkürlich zurück.

»Es ist noch nicht so lange her, dass ich den Bescheid bekam, ich hätte eine Überlebenschance. Aber diese Nachricht hat mich wieder auftauchen lassen. Ich muss mich immer noch schonen, aber ich denke, dass ich in

spätestens vierzehn Tagen wieder voll einsatzfähig bin. Auch wenn sich die Strahlentherapie noch ein paar Wochen hinziehen wird.«

Dann zog sie vorsichtig BH und Bluse wieder an ihren Platz.

»Entschuldigen Sie«, sagte sie an ihre Chefin gewandt. »Aber ich konnte einfach nicht darüber sprechen.«

Die Abteilungsleiterin nickte. Wenn Frauen etwas demütig werden lässt, dann eine Brustkrebsdiagnose.

»Wir verstehen.« Der Kommissar wirkte ehrlich erschüttert. Dann wechselte er einen Blick mit seinem

Kollegen. Anneli wusste nicht, welche Schlüsse sie daraus ziehen sollte, aber es stand wohl nicht so schlecht.

Pasgård holte tief Luft, und Anneli setzte sich wieder. Hinter den beiden lehnte sich die Abteilungsleiterin gegen das Wandregal. Kämpfte sie mit einer Ohnmacht? Aber gerne doch.

»Ich hab viel darüber nachgedacht«, sagte Anneli. »Und im Grunde bin ich froh, dass Sie heute gekommen sind. Ich unterliege der Schweigepflicht, aber ich nehme nicht an, dass das, was ich jetzt sage, diese verletzt.« Sie biss sich in die Oberlippe. Hoffentlich deuteten die das

so, dass sie mit sich rang.

»Gestern haben sie im Fernsehen angedeutet, dass Michelle Hansen vielleicht etwas mit dem Raubüberfall zu tun hatte. Und ich habe gesehen, dass ihr Freund Türsteher in dieser Diskothek war. Jedenfalls habe ich ihn als denselben Patrick Pettersson wiedererkannt, den Michelle manchmal mitbrachte. Ein ziemlich provokanter junger Mann, fand ich. Elektriker, tätowierte Arme und jede Menge Muskeln. Eindeutig der Typ, der Steroide nimmt, wenn Sie mich fragen – was vielleicht sein aufbrausendes

Temperament erklären würde. Als Michelle ihn letztes Mal mitbrachte, hat er sie in meiner Gegenwart jedenfalls ziemlich zur Schnecke gemacht. Michelle hatte etwas Dummes getan, sie war einfach zu ihm gezogen, ohne das Sozialamt darüber zu informieren. Als ich ihm klarmachte, dass Michelle Sozialbetrug begangen hatte und nun eine Rückzahlung des Wohngeldes drohte, ist er ziemlich ausgerastet. Ich glaube allerdings nicht, dass er so ganz ahnungslos in der Sache war. Er wirkte immer ziemlich berechnend auf mich.«

Pasgård machte sich Notizen, er

schien erfreut. »Und Sie meinen, er könnte etwas mit den tödlichen Unfällen zu tun haben?«

»Das weiß ich natürlich nicht. Aber ich weiß, dass er's mit Autos hat, da ist er ganz verrückt nach. Und dass er Michelle ziemlich unter Druck gesetzt hat – ich schätze wegen Geld, da war er immer eifrig hinterher. Und er hatte ziemlich Macht über sie.«

»Wissen Sie, ob sich Senta Berger und Michelle Hansen kannten?«

Jetzt redete er auf einmal viel weniger förmlich mit ihr, fast kollegial.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich hab

darüber nachgedacht, aber nein, meines Wissens nicht. Zumindest erinnere ich mich nicht daran.« Um das zu unterstreichen, machte sie eine lange Pause. »Aber es gibt noch etwas, das ich vielleicht erwähnen sollte, wo Sie schon mal hier sind.«

»Und das wäre?«

»Birna Sigurdardottir gehört ebenfalls zu meinen Klientinnen. Sie wissen schon, die Frau, die neben der Diskothek angeschossen wurde.«

Der Polizeikommissar lehnte sich vor.

»Ja? Wir hätten gleich noch nach ihr

gefragt.«

Sie nickte. Dann hatte sie das Timing ja richtig gewählt.

»Ich glaube, dass Michelle Hansen und Birna Sigurdardottir sich kannten.«

»Was lässt Sie das glauben?«

Anneli wandte sich ihrem Computer zu und tippte etwas ein.

»Sehen Sie.« Sie deutete auf den Bildschirm. »Als Michelle das letzte Mal hier war, kam sie unmittelbar nach Birna dran. Die beiden haben garantiert zusammen im Wartebereich gesessen. Und ich meine, mich zu erinnern, dass das auch früher schon vorgekommen ist.

Aber da bin ich nicht ganz sicher.«

»Und was schließen Sie daraus?«

Sie lehnte sich zurück. »Dass sie sich dort näher kennengelernt haben könnten. Dass sie vielleicht mehr miteinander zu tun hatten, als mir bekannt ist.«

Kommissar Pasgård hatte mit zusammengekniffenen Augen zugehört. Jetzt nickte er, er wirkte noch erfreuter. Geradezu begeistert.

»Ich bedanke mich für die Informationen, Frau Svendsen. Sie waren eine große Hilfe. Dann verabschieden wir uns für heute und bitten nochmals um Entschuldigung für

die Störung.« Pasgård stand noch vor seinem Kollegen auf. »Wir werden Patrick Petterssons Aktivitäten in den beiden letzten Wochen nachgehen. Hoffen wir mal, dass er in seinem Kalender und seinem Auftragsbuch Ordnung hält.«

Anneli versuchte, sich ihre Erleichterung nicht anmerken zu lassen. »Ach ja, eins noch. Ich hab nicht erzählt, dass Patrick Pettersson und Michelle Hansen eigentlich einen gemeinsamen Urlaub geplant hatten. Unter anderem deshalb war Michelle zu mir gekommen. Den konnte ich selbstverständlich nicht

bewilligen, schließlich war gerade ihr Sozialbetrug aufgeflogen. Aber möglich wäre natürlich, dass er in der Zeit gar nicht gearbeitet hat.«

Das veranlasste den Assistenten zu einem Pfiff und einem vielsagenden Blick zu seinem Chef.

Patrick Pettersson konnte sich auf einiges gefasst machen.

»Hören Sie, Anne-Line, es tut mir unendlich leid, dass Sie so eine furchtbare Zeit hinter sich haben. Und auch, dass Sie sich eben so exponieren mussten. Bitte entschuldigen Sie.«

Anneli nickte. Wenn sie jetzt nicht zu dick auftrug, konnte sie bestimmt noch ein paar freie Tage herausschlagen.

»Sie müssen sich nicht entschuldigen, das war mein Fehler. Aber man weiß doch nie, wie man auf so einen Schicksalsschlag reagiert, ehe er einen trifft, nicht wahr? Insofern ist es an mir, mich zu entschuldigen. Ich hätte Sie darüber informieren müssen, das ist mir jetzt klar.«

Ihre Chefin lächelte, sah dabei aber nicht weniger dümmlich aus. Sie war offenbar zutiefst gerührt. Das erlebte dieses Büro zum ersten Mal.

»Tja, wollen wir die Geschichte dann vielleicht einfach vergessen und weitermachen? Sie haben jedenfalls mein vollstes Verständnis, Anne-Line. Ich glaube, ich hätte mich in vergleichbarer Situation genauso verhalten. Ich würde auch nicht damit zurechtkommen, wenn alle Bescheid wüssten. Geht es Ihnen denn jetzt gut?«, fragte sie besorgt.

»Danke. Ich bin etwas müde, aber es geht.«

»Machen Sie in aller Ruhe, bis Sie sich stabil genug fühlen, ja? Und wenn Sie eine kleine Auszeit brauchen, geben

Sie einfach kurz den Sekretärinnen Bescheid, in Ordnung?«

Anneli bemühte sich, ihrerseits Rührung zu zeigen.

Nannte man das nicht neuerdings emotionale Kopplung?

34

Freitag, 27. Mai 2016

Zum Teufel, wer hatte eigentlich die Idee gehabt, mitten in der Nacht loszufahren? War das nicht Assad gewesen? Jetzt waren sie Richtung Süden unterwegs, und der Mann hatte die letzten hundertfünfzig Kilometer mit angezogenen Beinen neben ihm geschnarcht. Wo gab’s denn so was!

»Hey, wach auf, Assad!« Carl brüllte so laut, dass der arme Kerl zusammenzuckte und mit der Stirn gegen die Knie stieß.

Benommen sah er sich um. »Was machen wir hier?« Und schon fielen ihm die Augen wieder zu.

»Die Hälfte haben wir. Und wenn du nicht mit mir redest, penne ich ein.«

Assad gähnte und blinzelte und versuchte, die Schilder über der Autobahn zu lesen. »Was? Wir sind erst in Odense? Da kann ich ja noch mal die Augen zumachen.«

Carl stieß ihm den Ellbogen in die

Seite, doch sein Kollege war schon wieder weg.

»Hey Assad, wach auf. Ich habe gerade nachgedacht. Hör's dir mal an.«

Assad seufzte.

»Ich war gestern bei meiner Ex-Schwiegermutter. Sie wird bald neunzig, ist ein bisschen wunderlich und oft ziemlich weggetreten. Trotzdem muss ich bei jedem Besuch etwas Neues mit ihr machen.«

»Das erzählst du mir nicht zum ersten Mal, Carl.« Seine Augen waren schon wieder geschlossen.

»Ja, aber jetzt pass auf: Gestern

wollte sie lernen, wie man Selfies macht.«

»Hm.«

»Hast du gehört, was ich gesagt habe?«

»Glaub schon.« Assad gähnte laut und demonstrativ.

»Ich hab mir überlegt, dass in Michelle Hansens Handy garantiert jede Menge Fotos zu finden sind. Und ich möchte meinen Arsch darauf verwetten, dass sie mit den anderen Frauen haufenweise Selfies gemacht hat, also wenn die Vermutung der Polizei zutrifft, dass sie daran beteiligt war.«

»Carl, hast du vergessen, dass das nicht unser Fall ist? Außerdem ist das Handy atomisiert.«

»Spielt keine Rolle, sie hatte ein iPhone.«

Unwillig schlug Assad die Augen auf und sah Carl an. »Du meinst …«

»Ja. Man kann alles in der Cloud finden. Oder auf ihrem Computer oder iPad oder was auch immer sie hatte. Oder auf Instagram oder Facebook oder …«

»Ob die von der Mordkommission das nicht schon überprüft haben?«

Carl zuckte die Achseln. »Vielleicht.

Terje Ploug ist ja immer sehr gewissenhaft. Aber wir könnten ihm doch trotzdem einen Tipp geben, oder?« Er nickte nachdrücklich und sah rüber zu Assad. Dessen Augenlider hingen schon wieder auf Halbmast.

Carl hatte geglaubt, sich durch das Leben mit Vigga, das jahrelange Streifegehen und den ständigen Kontakt zu Prostituierten, Zuhältern und schweren Jungs eine dicke Toleranzschicht zugelegt zu haben. Aber Kinua von Kunstwerks Bilder in der Galerie am Flensburger Hafen stellten

seine vermeintliche Vorurteilslosigkeit auf eine harte Probe. Direkt pornographisch waren sie nicht, aber nahe dran. Sämtliche der riesigen Wandflächen schmückten meterhohe, farblich intensive und außerordentlich detaillierte, fast klinische Darstellungen der weiblichen Geschlechtsorgane.

Carl warf einen Blick auf Assad. Der ließ das Ganze mit überquellenden Augen auf sich wirken.

»Willkommen, bienvenue, welcome, kære venner!« Eine auffällige Frauenfigur betrat den Raum. Auf ihren ultrahohen Absätzen stelzte sie wie ein

Wattvogel auf sie zu. Sie sprach so laut, dass keinem der verdächtig vertieften Galeriebesucher ihr Auftritt entgehen konnte. Carl fühlte sich durchaus ein wenig an Rose erinnert, ein gewisser Einfluss dieser Frau auf ihre Kollegin war jedenfalls nicht zu verkennen.

Sie begrüßte Carl und Assad mit der vier- bis fünffachen Anzahl an Wangenküssen, gemessen am norddeutschen Standard. Der Blick ihrer rehbraunen Augen war auf eine Weise auffordernd, dass Carl befürchtete, Assad könne jeden Moment in die Knie gehen.

»Bist du okay?«, flüsterte er sicherheitshalber, denn er sah, wie Assads Halsschlagader pumpte. Aber der antwortete nicht. Vielleicht, weil er seine gesamte Energie darauf verwendete, der Frau zuzublinzeln – wie einer, der ungeschützt in die Tropensonne blickt.

»Wir haben telefoniert.« Assads Stimme war so samtweich, als würde er Workshops für Schnulzensänger geben.

»Es geht um Rose«, erklärte Carl, um der Boudoirstimmung ein rasches Ende zu bereiten.

Karoline alias Kinua kniff die Augen

zusammen und nickte. »Wenn ich Sie richtig verstanden habe, geht es ihr dreckig?«

Unter der plakativen Darstellung einer purpur- und lilafarbenen Vagina beim Gebären hatte Carl eine Nespressomaschine entdeckt.

»Vielleicht können wir uns kurz zurückziehen?«, fragte er, nun doch etwas zerstreut. »Vielleicht mit einer Tasse Kaffee? Es ist ja doch eine ganz schöne Strecke von Kopenhagen bis hierher.«

In ihrem etwas weniger deftig

dekorierten Büro dämpfte sich die selbst ernannte Maler-Ikone auf Normalmaß herunter.

»Tja, es sind inzwischen doch etliche Jahre, seit Rose und ich den Kontakt verloren haben. Was echt schade ist, denn wir waren wirklich enge Freundinnen. Aber schon auch sehr verschieden.« Sie schwieg und sah aus, als zögen gerade Erinnerungsbilder durch ihren Kopf. Dann nickte sie. »Ja, und dann haben wir uns irgendwann unseren sehr unterschiedlichen Karrieren gewidmet.«

Aber hallo, den Unterschied muss

man nicht lange suchen, dachte Carl.

»Für uns ist es ausgesprochen wichtig, dass wir Roses gegenwärtige Situation im Kern begreifen, das können Sie sich bestimmt vorstellen«, sagte er. »Dürften wir Sie vielleicht bitten, uns etwas ausführlicher zu erzählen, was zwischen Rose und ihrem Vater eigentlich war? Wir wissen, dass er sie tyrannisiert hat, und auch, dass es für Rose schlimm gewesen sein muss. Aber worin genau bestand sein Psychoterror? Können Sie uns vielleicht ein paar Beispiele nennen?«

Karoline sah für einen Moment

verblüffend normal aus, als sie in Worte zu fassen versuchte, was in ihr vorging.

»Beispiele?«, sagte sie dann. »Wie viel Zeit haben Sie?«

Carl zuckte die Achseln.

»Schießen Sie einfach los«, sagte Assad.

Sie lächelte, aber nur kurz.

»Wenn ich sage, dass Rose niemals ein einziges positives oder lobendes Wort von ihrem Vater gehört hat, dann ist das die Untertreibung des Jahres. Er war wirklich eiskalt zu ihr. Noch schlimmer war allerdings, dass auch die Mutter nicht wagte, sich schützend vor sie zu

stellen, dafür hat er gesorgt.«

»Aber zu Roses Schwestern war er nicht so?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich weiß, dass Rose als die Älteste ihn auf verschiedene Arten zu besänftigen suchte – um ihre Schwestern zu schützen. Trotzdem konnte sie es ihm nie recht machen. Wenn sie zum Beispiel für die Familie kochte, konnte sie sicher sein, dass er bereits nach dem ersten Bissen angeekelt den Wasserkrug über seinem Teller ausleerte. Oder dass er einen vollen Aschenbecher auf den Boden schmiss, wenn sie Staub gesaugt hatte

und er auch nur einen einzigen Fussel fand.«

»Brr.«

»Ja, aber das ist noch gar nichts. Einmal hat er Roses Schulrektor geschrieben, sie würde angeblich zu Hause schlecht über die Lehrer reden, und der Rektor solle sich doch bitte mehr Respekt verschaffen.«

»Und das stimmte nicht?«

»Natürlich stimmte das nicht. Wenn ihre Mutter ihr Kleidung kaufte, lachte er schallend über Rose, deutete mit dem Finger auf sie und schrie, dass der Spiegel vor Ekel einen Sprung bekäme,

wenn sie sich davorstellte. Er riss ihre Sachen aus den Regalen, wenn ein Buch ein bisschen schräg stand, und schrie, er würde sie schon lehren, Ordnung zu halten. Wenn sie sich während der Mahlzeiten in sich zurückzog, weil er auf ihr herumhackte, schickte er sie zum Essen in den Hauswirtschaftsraum. Wenn sie sich erlaubte, ein bisschen von Yrsas oder Vickys Eau de Cologne zu benutzen, nannte er sie eine stinkende Sau.«

Assad grunzte ein paar arabische Wörter, und Carl wusste, dass das selten etwas Positives bedeutete.

Er nickte. »Mit anderen Worten, er war ein Scheißkerl.«

Karoline senkte den Kopf. »Scheißkerl? Ich weiß nicht, ob es ein passendes Wort gibt für das, was er war. Als Rose damals konfirmiert wurde, musste sie ein altes, schäbiges Kleid tragen, weil ihr Vater kein Geld für sie ausgeben wollte. Ein Fest gab es auch nicht. Und warum Geschenke besorgen, wenn sie sich seiner Meinung nach ja doch nichts daraus machte? Finden Sie, dass die Bezeichnung Scheißkerl für einen solchen Vater ausreicht?«

Carl schüttelte den Kopf. Es gab

viele Arten, das Selbstwertgefühl eines Kindes zu zerstören, aber nicht eine einzige Rechtfertigung dafür, nicht eine.

»Ich weiß, was Sie uns mit all diesen Beispielen sagen wollen. Aber reicht das als Erklärung für das, was ich Ihnen berichtet habe? Dass Rose seit ihrer Teenagerzeit an jedem einzelnen Tag ihres Lebens den Hass auf ihren Vater niederschrieb? Und zwar in Form einzelner Worte oder Sätze in eigens dafür angelegten Heften?«

Kinua von Kunstwerk nickte. »Sie müssen sich vorstellen, dass Rose, sobald ihr Vater von der Arbeit nach

Hause kam, keine einzige ruhige Sekunde hatte, weil er unablässig hinter ihr her war. Zu seinen Lieblingsbeschäftigungen gehörte, sie mit absolut unbeantwortbaren Fragen zu bombardieren, nur um sie anschließend für ihre Dummheit zu verhöhnen. Dabei störte es ihn überhaupt nicht, wenn die anderen Töchter dabei waren, im Gegenteil, es schien ihn noch anzuspornen. Rose hat mir einmal erzählt, wie es war, als sie Fahrradfahren lernen sollte. Das musste sie können, als sie die Schule wechselte. Er gab vor, ihr helfen zu wollen, das

Gleichgewicht zu halten. Aber als sie ein bisschen schlingerte, ließ er sofort den Gepäckträger los, worauf sie umkippte und sich ziemlich wehtat.«

Sie sah Carl an, versuchte, sich zu fassen.

»Ich merke gerade, wie mir das alles bitter wieder hochkommt. Es ist wirklich schwer, die Erinnerung an all das zuzulassen. Ich weiß noch genau, wie ihr Vater sie zwang, zu Hause zu bleiben, wenn die Familie einen Ausflug unternahm. Er sagte, er habe keine Lust, immer ihre mürrische Visage zu sehen, wenn sie sich mal vergnügen wollten.

Überhaupt hat er ihre Schwestern in einem Maß bevorzugt, dass Rose am Ende ganz verschwand.

Und wenn sich ihr mal eine seltene Gelegenheit bot, im Leben weiterzukommen, dann ist er regelmäßig dazwischengegrätscht. Wie zum Beispiel direkt vor den Abiprüfungen. Da hat er nächtelang so herumgelärmt, dass sie nicht schlafen konnte. Sie hat mir auch erzählt, wie er ihr bei jeder Erkältung oder wenn sie mal unpässlich war, einredete, dass sie davon sterben würde. Unfassbar, oder? In diesem Zusammenhang erinnere ich mich daran,

dass er ihr freundlich im Garten eine bestimmte Reihe im Erdbeerbeet gezeigt und gesagt hatte, die Erdbeeren dürfe sie pflücken. Und nachdem sie das getan hatte, erfreut und dankbar, schrie er wie ein Verrückter, das sei die falsche Reihe gewesen, die Erdbeerpflanzen seien mit Gift eingesprüht und jetzt würde sie qualvoll sterben.«

Carl fehlten die Worte.

»Gibt es irgendetwas Versöhnliches, woran Sie sich erinnern können?«, fragte er schließlich.

Karoline schüttelte den Kopf. »Er entschuldigte sich nie. Verlangte aber

von Rose, dass sie beim geringsten Fehler zu Kreuze kroch.«

»Aber warum, Karoline, warum war er so zu ihr? Da musste doch etwas dahinterstecken. Haben Sie eine Ahnung?«

»Vielleicht weil Rose schon im Bauch der Mutter lag, als sie sich kennenlernten? Das könnte zumindest eine Erklärung sein. Außerdem war er schlicht und einfach ein Psychopath. Und irgendwann hasste er sie dafür, dass sie niemals, niemals weinte, wenn er sie tyrannisierte.«

Carl und Assad fiel nahezu

gleichzeitig die Kinnlade herunter. Mit keiner Silbe hatte Rose je erwähnt, dass sie nicht die leibliche Tochter ihres Vaters war. Jetzt hatte man zumindest mal einen Anhaltspunkt! Ja, das machte schon Sinn. Ob sich ihre Schwestern darüber im Klaren waren?

»Und dann traten Sie in ihr Leben?«, stellte Assad fest.

Sie lächelte. »Ja, das tat ich. Und es ist mir tatsächlich irgendwann gelungen, sie so weit zu bringen, dass sie es schaffte, den Kerl auszulachen, wenn er sie schikanierte. Das brachte ihn restlos aus der Fassung – und gleichzeitig ließ

er dann eher von ihr ab. Er war nicht der Typ, der es ertrug, dass man sich über ihn lustig machte. Irgendwann hab ich ihr mal gesagt, beim nächsten Mal solle sie ihn doch einfach umbringen. Darüber haben wir in dem Sommer viel gelacht.«

Sie hielt inne und wurde ganz still, als ob sie das Nachfolgende jetzt in einem etwas größeren Zusammenhang sehe.

»Woran denken Sie, Karoline?«, fragte Carl.

»Ich denke, dass er sie am Schluss doch gekriegt hat.«

Carl und Assad sahen sie fragend an.

»Sie wollte so gern studieren, stattdessen musste sie im Stahlwalzwerk arbeiten. Natürlich dort, wo er selbst arbeitete. Wo sonst? Er hätte doch niemals so ohne Weiteres die Kontrolle über sie abgegeben!«

»Warum ist sie denn nicht einfach in eine andere Stadt gezogen? Weg von ihm?«

Kinua von Kunstwerk zog ihren Kimono enger um sich. Jetzt war sie wieder in der Gegenwart. Dort, wo das nicht länger ihr Problem war. Dort, wo die Klingel am Eingang der Ausstellungsräume plötzlich sehr aktiv

geworden war.

»Warum?« Sie zuckte die Achseln. »Dazu hatte sie keine Kraft mehr. Er hat sie über all die Jahre einfach mürbe gemacht.«

»Er hat ihr Leben ruiniert, oder?«

Carl runzelte die Stirn. Er wünschte sich sehr, dass er alles, was er heute erfahren hatte, schon vor Jahren gewusst hätte.

»Glaubst du ernsthaft, dass Rose ihren Vater umgebracht hat?«, fuhr Assad fort.

»Falls ja, ist es jedenfalls nie

herausgekommen.«

»Und was wäre, wenn wir es beweisen könnten?«

Carl blickte aus dem Seitenfenster auf eine riesige gelbe Fläche. Blühte der Raps immer so früh? Die Frage stellte er sich jedes Jahr aufs Neue.

»Was meinst du, Carl? Was wäre dann?«

»Puh, nach all dem, was Kinua erzählt hat … Ich könnte mir denken, dass wir Rose am besten dienen, wenn wir das hier für uns behalten.«

»Das sehe ich ganz genauso, Carl.« Assad wirkte richtiggehend erleichtert.

Schweigend setzten sie die Fahrt fort. Erst das Klingeln des Telefons unterbrach die Stille. Assad drückte auf die Freisprechanlage.

Gordon meldete sich.

»Wie lief die Runde?«, fragte Carl. »Hast du die Fernsehheinis abgeschüttelt?«

Lachte Gordon etwa? Na, bei ihm wusste man nie.

»Ja«, antwortete er. »Nach zwanzig Minuten sind die abgehauen, weil nichts passiert ist. Sie haben gesagt, sie hätten keine Lust, eine Runde mitzugehen, die ich schon mal abgeklappert habe. Im

Übrigen haben sie die ganze Zeit versucht, mich nach der Diskotheken- und Fahrerfluchtgeschichte auszuquetschen. Ich glaube, auf den Zimmermann-Fall haben sie keine Lust.«

Carl lächelte. So sollte es sein.

»Aber sie sind ein bisschen zu früh abgehauen, denn in einem der Cafés in der Store Kongensgade bin ich auf einen Typen gestoßen, der in der Borgergade wohnt und mit dem ich vorher schon mal gesprochen hatte. Nach unserem ersten Gespräch hatte er wohl mit seiner Freundin darüber geredet, und die hatte an dem Tag, als Rigmor Zimmermann

ermordet wurde, Geburtstag. Deshalb kann sie sich an den Tag genau erinnern und dass sie da einen großen Kerl in der Borgergade gesehen hat, einen Typen mit etwas schleppenden Bewegungen, der auf sie den Eindruck machte … na ja, sie konnte es nicht recht in Worte fassen, aber sie nannte ihn ›sehr intensiv‹. Als wenn er aufgewühlt gewesen sei oder erregt wegen irgendetwas. So in der Art.«

»Und warum hat sie sich nicht an uns gewandt?«

»Das wollte sie eigentlich, hat es dann aber irgendwie vergessen.«

Carl nickte. Das alte Lied.

»Konnte sie sich denn noch erinnern, um welche Zeit das ungefähr war?«

»Ja. Sie war auf dem Weg zu einer Freundin, die hatte sie zum Geburtstagsessen eingeladen, gegen acht.«

»Und was hat der Mann gemacht, den sie gesehen hat?«

»Er stand einfach auf dem Bürgersteig, wenige Hausnummern entfernt von dort, wo die Zimmermann wohnte. Und das sei sonderbar gewesen, weil er vollkommen ignoriert habe, dass es in Strömen goss.«

»Konnte sie den Mann beschreiben?«

»Sie beschrieb ihn als recht gut gekleidet, aber schmuddelig, und mit langen fettigen Haaren. Vielleicht ist er ihr deshalb aufgefallen. Alles wirkte, als würde es nicht richtig zusammenpassen, sagte sie.«

»Erinnert sie sich so gut, dass unser Zeichner ein Phantombild anfertigen könnte?«

»Nicht vom Gesicht, aber vom Körper, von der Haltung und der Kleidung, ja.«

»Dann bring das doch bitte auf den Weg, Gordon.«

»Schon erledigt. Aber da ist noch etwas, Carl. Ich hab noch einen zweiten Zeugen gefunden. Einen, der Rigmor Zimmermann kurz vor dem Mord gesehen hat. Er hat auch mit den Ermittlern der Mordkommission gesprochen, aber dann hat er nichts mehr gehört.«

»Wann hat er sich denn an uns gewendet?«

»Gleich am Tag nach dem Mord.«

»Steht das im Bericht?«

»Nein. Ausgerechnet seine Zeugenaussage kann ich nicht finden.«

Assad verdrehte die Augen, und Carl

konnte ihm nur recht geben. Es würde an ein Wunder grenzen, wenn Pasgårds Truppe den Fall jemals in den Griff bekäme.

»Was hat der Zeuge denn gesehen?«

»Er hat gesehen, wie Rigmor Zimmermann an einer Straßenecke stehen blieb und über die Schulter blickte, sich dann wieder umdrehte und losrannte.«

»Weißt du, an welcher Straßenecke genau das war?«

»Ecke Klerkegade und Kronprincessegade.«

»Okay. Von dort sind es nur hundert

Meter bis zum Kongens Have.«

»Ja, und in die Richtung ist sie auch gerannt. Aber mehr hat er nicht gesehen, denn er ging in die entgegengesetzte Richtung die Kronprincessegade hinunter. Er wohnt in Nyboder.«

»Was hat er denn vermutet?«

»Dass sie aus dem Regen rauswollte oder dass ihr plötzlich einfiel, sie würde zu irgendetwas zu spät kommen. Reine Spekulation natürlich.«

»Wie hast du ihn gefunden?«, fragte Assad und platzierte seine Beine in einer Haltung auf dem Armaturenbrett, die kein Yogalehrer gutheißen würde.

»Er hat mich gefunden. Dort, wo er arbeitet, hat er gehört, wie ich Leute befragt habe.«

»Gut gemacht, Gordon«, sagte Carl. »Wir sollten den Mann einbestellen und uns das alles noch einmal anhören, okay? Wir sind so in einer halben Stunde zurück. Glaubst du, du kannst ihn bis dahin ins Präsidium locken?«

»Ich kann's versuchen. Aber ich glaube, du hast dafür keine Zeit, Carl. Der Polizeipräsident war nämlich höchstpersönlich bei uns im Keller. Er lässt dir ausrichten, sowie du zurück bist, möchtest du direkt zu ihm kommen.

Er wirkte ziemlich ernst, fand ich, und deshalb denke ich, dass du das auch wirklich tun solltest. Es ging irgendwie um das Fernsehteam und dass die was im Kasten haben müssten.«

Carl und Assad sahen sich an. Dann würde es wohl doch erheblich länger als eine halbe Stunde dauern, ehe sie zurück waren.

»Sag ihm, wir säßen mit einer Reifenpanne im Graben.«

Die folgende Pause war lang. Okay, dafür war Gordon also nicht zu haben.

35

Freitag, 27. Mai 2016

Als sie endgültig aus einer tiefen Bewusstlosigkeit auftauchte, nahm Rose vor allem ein schneidendes Gefühl an der Unterseite beider Schenkel wahr. Wirre Bilder und Geräusche blitzten in ihrem benebelten Gehirn auf, ein Schlag, Hände, die sich mit ihrem Körper abmühten, schrille Stimmen, ein Ratsch,

als würde etwas auseinandergerissen.

Langsam öffnete sie die Augen. Ein schwacher Lichtschein drang unter einer Tür neben ihr hindurch.

Der Raum kam ihr unbekannt vor, und worauf sie saß, konnte sie auch nicht sehen.

Jäh spürte sie den pochenden Schmerz am Hinterkopf und den Druck aufs Gehirn. Kam das vom Alkohol? Was war passiert? Sie konnte es nicht einordnen und versuchte, um Hilfe zu rufen, aber es kam kein Laut heraus, weil man ihr etwas ums Gesicht und über den Mund gespannt hatte, das die Lippen

zusammenklebte.

Ein kurzes Rucken mit dem Oberkörper, und sie wusste Bescheid. Wie auch immer es zugegangen sein mochte: Man hatte sie in sitzender Haltung gefesselt. Die Arme waren erhoben und die Hände an etwas Kaltem fixiert. Ihre Knöchel hatte man zusammengeschnürt, der Oberkörper wurde nach hinten gegen etwas Glattes gepresst. Mit irgendetwas war der Hals ebenfalls nach hinten gebunden, sodass sie sich nur wenige Zentimeter vorbeugen konnte.

Was zum Teufel war passiert?

Von der anderen Seite der Tür hörte sie jetzt zwei jung klingende, schrille Stimmen, Frauenstimmen, die miteinander stritten. Am Sinn der Wörter war kein Zweifel möglich, sie stritten ihretwegen. Hatte sie richtig gehört: Ob sie leben oder sterben sollte …?

Bringt mich doch um, wer auch immer ihr seid. Einen größeren Gefallen könntet ihr mir gar nicht tun. Frieden, ja, das wäre es. Frieden.

Rose schloss die Augen. Solange die Kopfschmerzen dermaßen stark waren, hielten sie das Dunkle noch einigermaßen auf Distanz, doch sie

wusste, die Bilder vom zerquetschten Körper ihres Vaters lauerten im Hintergrund: der unter dem Metallkoloss hervorragende Arm mit dem anklagend auf sie gerichteten Zeigefinger. Das dunkelrote Blut, das in ihre Richtung strömte. Und das Lächeln ihrer Mutter, als die Sanitäter sie später zu Hause ablieferten. Ein Wagen der Polizei stand bereits vor dem Haus, also hatte die Mutter schon erfahren, was passiert war. Aber warum lächelte sie dann? Wie vermochte sie zu lächeln? Und warum hatte sie nicht einmal in der Situation ein tröstendes Wort für ihre Tochter?

Halt! Aufhören!, schrie es in ihr, aber es war trotzdem da, das Dunkle, die Gedanken, die Bilder – ihre Hölle. Und wer wusste besser als Rose, dass sie aufpassen musste, dass dies nur die Ouvertüre war, dass immer schlimmere Bilder und Worte wie eine Sturmflut auf sie zurasen würden.

Die Bilder waren finsterer als früher, die Worte grausamer. Die Erinnerungen ließen sich nicht aufhalten.

Sie zerrte an dem, was ihre Arme fixierte. Stöhnte auf hinter dem, was ihren Mund zuklebte und was sie stumm machte.

Dann ruckelte sie sich ein paar Zentimeter nach vorn, aber sofort drohte das, was ihren Hals einschnürte, sie zu ersticken. In dieser Haltung verharrte sie, bis sie aufs Neue das Bewusstsein verlor.

Als sie wieder zu sich kam, standen die beiden Frauen von nebenan vor ihr und bewachten sie. Die eine, Rigmor Zimmermanns Enkelin, beobachtete sie mit nüchternem Blick, in der Hand hielt sie etwas, das wie ein sehr spitzer Schraubendreher aussah. Die andere hatte eine Rolle breites Klebeband

dabei.

Tod durch Erstechen also, schoss es Rose durch den Kopf. Aber den Gedanken verwarf sie sofort, denn wofür sollten sie dann das Klebeband brauchen?

Rose ließ ihre Augen wandern. Jetzt erkannte sie den Raum. Sie war in Rigmors Badezimmer, und sie saß mit Klebeband fixiert auf der Toilette. Deshalb das schneidende Gefühl an den Beinen.

Sie versuchte, an sich hinunterzusehen, aber die Schlaufe um den Hals hinderte sie daran. Doch als

sie die Augen nach links in Richtung Waschbecken bewegte, konnte sie im Badezimmerspiegel erkennen, was die Frauen mit ihr gemacht hatten.

Hose und Unterhose waren bis zu den Knien heruntergezogen. Breites Klebeband spannte sich um ihre Schenkel und die Toilettenschüssel, genauso wie um ihren Oberkörper und den Spülkasten hinter ihr. Ihre erhobenen Hände waren mit zwei von Rigmors Gürteln an die Behindertenhandgriffe gefesselt. In einem der Gürtel erkannte sie ihr Weihnachtsgeschenk für Rigmor wieder. Ein schmaler goldener Gürtel,

den ihre Nachbarin mehr aus Höflichkeit als aus Freude in den Weihnachtstagen getragen hatte, dann nie mehr.

Roses Mund war mit einem Stück Klebeband verschlossen, und eine Reihe miteinander verknoteter Seidentücher, deren jeweilige Enden an die Handgriffe gebunden waren, hielt den Hals zurück.

Jetzt fiel ihr wieder ein, dass sie sich ohnehin hatte strangulieren wollen. Aber hier würde das nicht funktionieren, denn sobald sie das Bewusstsein verlor, rutschte sie unwillkürlich zurück, und sofort würde sich der Druck auf den Hals und das Gehirn wieder lösen, und

alles würde wieder durchblutet werden.

Wenn sie dazu imstande gewesen wäre, hätte sie den beiden gern gesagt, sie könnten sie ruhig laufen lassen. Ihr Interesse an ihnen wäre gleich null. Sie könne nicht verstehen, wozu das, was sie mit ihr veranstalteten, nötig sei. Mit ihren Augen versuchte sie, ihnen Kooperation zu signalisieren, aber das ignorierten die beiden.

Was hatten sie denn getan, dass sie in ihr eine solche Bedrohung sahen?

»Denise, sollen wir sie dort sitzen lassen, bis wir abhauen?«, sagte die mit dem Klebeband.

Denise? Rose versuchte, sich zu konzentrieren. Hieß die Enkelin nicht Dorrit? Oder hatte ihr Rigmor nicht mal erzählt, das Mädchen habe seinen Namen geändert? Wahrscheinlich hatte sie das.

»Hast du vielleicht einen anderen Vorschlag?«, antwortete Denise.

»Wenn alles überstanden ist, rufen wir irgendjemanden an und sagen, wo sie ist, okay?«

Denise nickte.

»Und wenn ich pinkeln muss, wo soll ich das machen, wenn sie dort sitzen bleiben soll?«

»Musst dich eben aufs Waschbecken hocken, Jazmine.«

»Während die da mir zusieht?«

»Tu einfach so, als wäre sie nicht da. Das ist sowieso das Beste. Ich kümmere mich um sie, okay?«

»Aber kacken kann ich nicht ins Waschbecken.«

»Dann gehst du halt nach nebenan, da ist nicht abgeschlossen.«

Jetzt sah Denise Rose direkt an. »Du bekommst zwischendurch immer mal was zu trinken, ansonsten verhältst du dich ruhig. Wenn nicht, können wir das Spiel gern wiederholen, hast du

verstanden?«

Rose blinzelte zweimal.

»Ich meine es ernst. Und dieses Mal wird's nicht so gemütlich ausgehen für dich.«

Wieder blinzelte Rose.

»Ich steche jetzt ein kleines Loch ins Tape«, sagte sie und führte den spitzen Gegenstand an Roses Mund. »Also mach die Lippen auseinander.«

Rose gab sich größte Mühe, aber als dieses spitze Teil durch das Klebeband gepikst wurde, schmeckte sie sofort Blut.

»Sorry. Das Loch ist für das Ding

hier, damit du trinken kannst.« Sie schwenkte ein kleines Saugrohr, wie es in Krankenhäusern benutzt wird, und bohrte es durch das Loch.

Rose kniff die Augen zu, als ihre verletzte Oberlippe nach innen gedrückt wurde. Sie schluckte Blut, bevor sie Wasser aus einem Zahnputzbecher aufsog.

Solange sie ihr zu trinken gaben, würden sie sie am Leben lassen.

Für dänische Verhältnisse war es seit mehreren Wochen ungewöhnlich heiß, aber im Badezimmer war es kühl, und

Rose begann nach ein paar Stunden zu frieren, vor allem wohl auch deshalb, weil das Blut nicht richtig zirkulieren konnte.

Wenn ich mich nicht bewegen kann, bekomme ich irgendwann eine Thrombose, dachte Rose und spannte die Beine an, damit die Venenpumpe etwas zu tun bekam. Insgesamt war ihre Situation verdammt beschissen, da gab es kein Vertun. In dieser Haltung konnte sie wohl ein paar Tage überleben, und mehr brauchten die beiden vielleicht auch nicht, bis sie verschwanden. Dann würden sie jemanden anrufen, hatten sie

gesagt, damit man wusste, wo sie war. Und dann?

Dann würde sie wohl wieder in der Klinik landen. Wen auch immer die Frauen anriefen, derjenige würde ihre Mutter oder ihre Schwestern ausfindig machen, und dann würden Yrsa, Vicky und Lise-Marie anrücken. Und natürlich würden sie den Abschiedsbrief und die Rasierklinge finden. Das war schlecht. Denn wenn sie schon so weit war, dass sie sich umbringen wollte, würden die Psychiater sie wohl nicht mehr freiwillig gehen lassen. War es dann nicht besser, sich gleich hier drinnen zu

verabschieden?

Ich bleibe einfach ganz still sitzen. Dann klappt das vielleicht mit der Thrombose. Von so was haben die beiden keine Ahnung, damit rechnen sie nicht.

Und so wartete und wartete sie, während ihr Atem durch das kleine Strohhalmloch zischelte. Sie wunderte sich darüber, dass die so ordentliche Rigmor ihre Schmutzwäsche in der Waschmaschine sammelte und dass sie trotz ihres Alters auf dem Regal über dem Trockner Tampons aufbewahrte. An einem Haken hing eine alte Strumpfhose

mit einer riesigen Laufmasche. Ob sie ihre Nylonstrümpfe flickte? Konnte man das überhaupt?

Rose versuchte, sich Rigmor beim Strumpfhoseflicken vorzustellen, und schloss die Augen. Und während sie noch die geschickten Hände vor sich sah, die mit den spinnwebfeinen Fäden hantierten, tauchte mittendrin das Gesicht ihres Vaters auf, mit Speichelresten in den Mundwinkeln und diesem typischen hasserfüllten Blick.

Du kommst mit mir, wenn ich das sage, zischte er, du kommst mit mir. Und sage ich, dass du gehen sollst, dann gehst

du, kapiert?

Das Gesicht wuchs, größer und größer wurde es, und die sich ewig wiederholenden Wörter waberten in der Luft. Roses Herz klopfte zum Zerspringen. Ihre Wangen blähten sich, und das Zischeln des Atems durch den Strohhalm erreichte einen Ton, der wie der Schrei klang, den Rose ausstoßen wollte, aber nicht konnte.

Da leerte sich unwillkürlich ihre Blase. Genau wie an jenem grauenhaften Tag, als sie das Vibrieren des Beepers in ihrer Tasche gespürt hatte.

Als Denise ihr das nächste Mal Wasser brachte, war Rose klatschnass geschwitzt.

»Ist es dir zu warm?«, fragte Denise und drehte die Heizung ab, ehe sie das Badezimmer verließ. Die Tür lehnte sie nur an.

Im Flur war noch dämmeriges Licht zu sehen, wenn auch schwach. Allerdings ließ sich zu dieser Jahreszeit nur schwer sagen, wie spät es war, denn so richtig dunkel wurde es erst gegen elf. Aber so spät war es sicher noch nicht.

»Die bringen das mit Michelle immer

wieder, Denise«, sagte Jazmine wenig später im Wohnzimmer. »Die senden das echt in Dauerschleife.«

»Dann mach doch den Fernseher aus, Jazmine!«

»Die wissen, dass Michelle während unseres Überfalls und als Birna die Kugel abbekommen hat, beim Victoria war, und sie wissen, dass sie mit zwei Frauen zusammen war. Sie haben ein Auge auf diesen Patrick, und der weiß, wie wir heißen, Denise. Das hat Michelle ihm im Krankenhaus erzählt.«

»Okay, aber deshalb muss er sich doch nicht daran erinnern, oder?«

»Er kann uns beschreiben, da bin ich mir sicher. Ich sag's dir, Denise, die Polizei fahndet bald nach uns!«

»Jetzt komm mal runter, Jazmine. Die wissen nicht, wo wir sind, und keiner wird uns wiedererkennen, wenn wir mit dem hier erst fertig sind, oder? Komm mit ins Bad.«

An irgendeiner Stelle drang die Bedeutung der Worte durch das Chaos in Roses Kopf. Der erfahrenen Ermittlerin gelang es, die quälenden Gedanken abzuschotten und dem Dialog der beiden zu folgen.

Jazmine hatte einen Überfall erwähnt und eine Birna, die angeschossen worden war. Glaubten die Frauen, dass sie davon wusste?

Rose spulte die Zeit zurück bis zu dem Punkt, wo sie in Rigmors Wohnung gegangen war. Was hatte sie als Letztes zu den beiden gesagt? Dass sie sie wegen Hausfriedensbruchs anzeigen wolle.

Also deshalb. Sie hatten Angst vor ihr. Sie war der Feind, und deshalb saß sie hier. Sie würden sie zurücklassen, wenn sie abhauten – und niemanden anrufen, das war ziemlich sicher. Warum

sollten sie auch?

Jetzt kamen die beiden gleichzeitig ins Bad, Rose schloss die Augen und tat so, als würde sie schlafen. Dass die zwei vermuteten, sie könne mitgehört haben, fehlte gerade noch.

Denise setzte sich umgehend aufs Waschbecken und pinkelte, und Jazmine zog sich aus und ging unter die Dusche.

Beide hatten sie ihre Haare abgeschnitten. Die Verwandlung war radikal.

»Scheiße, Denise! Es hat über fünf Jahre gebraucht, bis die Haare so lang waren, ich heule ihnen echt hinterher.«

Sie presste sich Farbe auf die Kopfhaut und zog den Vorhang zu.

»Wenn wir in Brasilien sind, kannst du dir so viele Extensions kaufen, wie du Lust hast. Da ist doch alles spottbillig. Also, hör auf zu jammern.« Denise lachte und sprang vom Waschbecken. Dann riss sie ein paar Blätter von der Klopapierrolle neben Rose, wischte sich ab und schmiss das Papier in den Treteimer. Also deshalb lag Rigmors Schmutzwäsche in der Waschmaschine! Die hatte sie doch sonst in diesem Eimer gesammelt.

Unter den Lidern hindurchblinzelnd

verfolgte Rose ihre Bewegungen, aber Denise würdigte sie keines Blicks. War sie in deren Augen schon tot, oder glaubten sie tatsächlich, dass sie schlief?

Denise drehte sich zum Spiegel und betrachtete ihre kurzen Locken, dann schraubte sie den Deckel vom Haarfärbemittel ab. Rose öffnete die Augen ein bisschen weiter. Schräg über Denises Rücken verliefen drei tiefe, breite Kratzer. Kein schöner Anblick an dem sonst so perfekten Körper.

»Bist du sicher, dass die Svendsen dich nicht erkennen wird, Denise? Und was, wenn sie dich nicht reinlässt?«

»Ich hab Menschen verarscht, die klüger waren als die Svendsen. Ich sag dir, die Alte ist erledigt, bevor sie sich nur einmal mucksen kann.« Mit einem Ruck drehte sie sich um.

Als hätte sie Roses Blick auf sich gespürt, sah Denise sie jetzt direkt an.

Und Rose schaffte es nicht, rechtzeitig die Augen zu schließen.

36

Sonntag, 29. Mai, und Montag,
30. Mai 2016

Marcus Jacobsen wehrte ab, als Carl zu Hause im Rønnholtpark eine Dose Bier vor ihn auf den Gartentisch stellte.
»Nein, danke. Ich habe mich für Abstinenz entschieden, weder Zigaretten noch Alkohol. Hab mir vorgenommen, am Leben zu bleiben.«

Carl nickte und steckte sich eine Zigarette an. Rein statistisch betrachtet, musste dieses Wunder ja hin und wieder geschehen. Aber musste man seine Abstinenz ausgerechnet vor einer Dose Carlsberg beginnen?

»Na Carl, hast du's geschafft, mal einen Blick auf meine Notizen zu werfen?«

Carl biss die Zähne zusammen. »Noch nicht so richtig«, wich er kopfschüttelnd aus. »Aber ich tu's noch, versprochen. Liegt alles auf meinem Schreibtisch bereit.«

Marcus war sichtlich enttäuscht – zu

Recht. Schließlich hatte er Carl im Großen und Ganzen alles beigebracht, was ein Ermittler können musste. Jetzt hatte er mal einen Herzenswunsch geäußert, und Carl zog nicht richtig mit. Nein, das war nicht in Ordnung, das wusste Carl.

»Okay, Marcus, ich kann's dir genauso gut auch gleich sagen: In Bezug auf die Verknüpfung dieser beiden Fälle hatte ich so meine Zweifel. Der Gundersen-Fall hat dich damals so sehr beschäftigt, dass ich dachte, es könnte eine fixe Idee von dir sein, ihn mit dem Zimmermann-Fall in Verbindung zu

bringen. Aber wie gesagt, ich verspreche dir, da jetzt tiefer einzusteigen. Das ist eigentlich auch der Grund, weshalb ich dich eingeladen habe.«

»Hm. Also nicht um meiner blauen Augen willen? Worauf willst du hinaus?«

Carls Seufzer fiel vielleicht ein bisschen theatralisch aus, aber egal, Hauptsache, er wirkte. »Wie du weißt, sind wir derzeit wegen Rose ein bisschen in der Bredouille. Deshalb dachte ich, du könntest uns vielleicht bei unseren Recherchen unterstützen.«

Marcus lächelte. »Bei einem Fall, der vermutlich immer noch nicht deiner ist?«

Carl sah dem Zigarettenrauch nach. Natürlich würde ihm Marcus nicht in den Rücken fallen, aber so direkt zu fragen war trotzdem nicht sehr nett.

»Du kennst das doch, Marcus. Man läuft mit einem Klumpen widersprüchlicher Bauchgefühle herum, die einen verwirren, und das kann ich einfach nicht leiden. Und dann das mit Rose. Normalerweise können wir uns immer auf sie verlassen, wenn wir bei einer Geschichte in die Tiefe gehen

wollen. Aber sie ist nun mal nicht da. Sie fehlt uns mehr, als wir es je für möglich gehalten hätten.«

Marcus lächelte leicht. »Und was erwartest du jetzt von mir? Wobei soll ich denn in die Tiefe gehen? Was sagt dein Bauchgefühl?«

»Ich will alles über die Familie Zimmermann und deren Hintergrund wissen. Über Rigmors Mann haben wir schon einiges in Erfahrung gebracht, der war nicht gerade ein Waisenknabe.« Er skizzierte kurz Fritz Zimmermanns schmutzige Vergangenheit, sein späteres Leben und sein Ende.

Marcus Jacobsen nickte. »Nein, wahrhaftig kein Musterknabe. Aber wo du es gerade ansprichst: Ich glaube, den Fall von einem Typen, der im Damhussee ertrunken ist, hatten wir auch mal auf dem Tisch. Das war also der Zimmermann?«

Von der Eingangstür war ein schwaches Summen zu hören. Hardy und Morten kamen gerade nach Hause.

Marcus lächelte, auf dieses Wiedersehen hatte er sich wirklich gefreut. Er stand auf und ging den beiden entgegen. Zu sehen, wie sich ihr hartgesottener Exchef vorbeugte und

seinen ehemaligen Ermittler umarmte, war für Carl wirklich anrührend.

»Na, alter Knabe, war der Ausflug schön?«, fragte Marcus, als Hardy den elektrischen Rollstuhl zum Gartentisch gefahren hatte.

»Na ja«, antwortete der kaum hörbar, als Morten zu ihnen trat und mit zitternder Stimme fragte, ob er noch etwas für die Gesellschaft tun könne.

»Danke, Morten, wir kommen zurecht.«

»Ja dann … ich glaube, dann lege ich mich mal ein bisschen hin«, schniefte Morten.

»Was ist denn mit dem los?«, fragte Marcus, als die Schritte auf der Kellertreppe verklungen waren.

Hardy wirkte müde. »Liebeskummer, Marcus. Man sollte im Wonnemonat Mai nicht an die frische Luft gehen, wenn man den Anblick von Liebespaaren nicht erträgt. Er hat die ganze Zeit geheult wie ein Schlosshund.«

»Tja, man erinnert sich kaum noch daran, wie sich verschmähte Liebe angefühlt hat, ach ja!« Marcus schüttelte ein paarmal den Kopf, dann wandte er sich an Carl. Er war schon wieder in der Rolle des Ermittlers. »Birgit

Zimmermanns Mann, was wissen wir über ihn?«

»Nichts. Aber das gehört unter anderem zu dem Teil der Recherchen, mit denen wir dich gerne beauftragen würden.«

Wie verabredet trafen sie sich am Montagvormittag um zehn Uhr am Eingang des Stahlwalzwerks, links vom Haupteingang in der Pförtnerloge. Hinter Leo Andresen warteten ein älterer Mann und eine jüngere Frau – man hatte ihre Bitte um eine Führung über das Gelände offenbar ernst genommen.

Lächelnd deutete Leo auf den knochigen Mann. »Polle P. ist unser Senior hier, der kennt den Laden am längsten. Ich war bis zur Rente dreißig Jahre lang dabei, und Lana ist als Letzte dazugestoßen. Falls nötig, können wir also aus jeder Zeit etwas beitragen.«

Carl und Assad begrüßten alle drei mit Handschlag. »Polle und ich sind für die Führung verantwortlich, Lana für die Sicherheit. Sie wird uns gleich mit Helmen und Sicherheitsschuhen ausstatten. Darf ich die Herren nach ihrer Schuhgröße fragen?«

Alle drei blickten auf Carls und

Assads Füße.

»Dürfte ich Größe 45 für Sie vorschlagen, Carl, und für Sie, Assad, die 41?«, fuhr Leo fort.

»Das dürfen Sie gerne«, antwortete Assad. »Aber wenn ich keine 42 bekomme, können Sie mich auch gleich einschmelzen und walzen.« Er war der Einzige, der über seinen Witz lachte.

Sie verließen das Pförtnerhäuschen, und Carl informierte sie über ihr Treffen mit Benny Andersson. Den reservierten Mienen zufolge war er offenbar kein Mann, der näher vorgestellt zu werden brauchte.

»Er gehörte zu denen, die eine Entschädigung wegen Manganvergiftung bekamen«, knurrte Polle. »Keine Ahnung, wie das bei den anderen war, aber wenn Sie mich fragen, hatte Benny keine Manganvergiftung.«

»Scheißegal, aber damit war er weg«, meinte Leo.

»Ein Herzensbrecher ist er wirklich nicht gerade«, stimmte Carl zu. »Aber ich hatte den Eindruck, dass er Rose mochte, das hat mich etwas versöhnt. Wissen Sie, was die beiden miteinander zu tun hatten?«

»Nichts, glaube ich. Er mag Frauen

einfach, und außerdem hasste er Arne Knudsen.«

»Und wissen Sie, warum?«

»Das ging den meisten von uns so. Arne war ja auch ein echter Stinkstiefel. Der war zu niemandem freundlich, und schon gar nicht zu Rose. Das haben alle gemerkt, die in die Nähe der beiden kamen. Wahrscheinlich hätte sie niemals so eng mit ihrem Vater zusammenarbeiten dürfen«, sagte Polle, während er ihnen mit großer Geste das Terrain zeigte.

Das Gelände rund um die Gebäude war aufgeräumt und erstaunlich öde,

wenn man bedachte, welche Mengen an Stahl diese Schwerindustrieanlage durchliefen. Wo waren die dreihundertvierzig Angestellten, die hier arbeiteten? Weit und breit war keine Menschenseele zu sehen. Klar, das Werksgelände hatte die Größe einer kleineren dänischen Insel und die Hallen die eines Flugzeughangars. Darin hätten Tausende Platz gefunden, insofern mochten dreihundertvierzig leicht verschwinden, aber trotzdem. Carl hatte sich Berge von Schrott vorgestellt, ohrenbetäubenden Lärm und nicht zuletzt starke Kerle im Blaumann, die

umeinander wuselten.

Leo Andresen lachte. »Nein, so ist das hier nicht mehr. Es handelt sich inzwischen um ein komplett elektronisch gesteuertes Unternehmen mit hoch spezialisierten Fachkräften, die Joysticks bedienen, auf Knöpfe drücken und auf Bildschirme starren. Seit wir aufgehört haben, den Schrott selbst zu schmelzen, ist das so. Jetzt ist es ein Exportunternehmen, das den Russen gehört, und …«

»Und 1999, als Arne Knudsen starb, wie war es da?«, unterbrach ihn Carl.

»Ganz anders und doch auch wieder

nicht«, erklärte Polle. »Wir hatten damals mehr als tausend Mitarbeiter. Draußen auf der Halbinsel befindet sich heute ein weiteres, eigenständiges Unternehmen. Aber damals gehörte alles noch unter ein Dach und war im Besitz dänischer Großinvestoren, nämlich A.P. Møller und ØK. Und dann kamen diese verfluchte Mangangeschichte und noch ein paar andere Sachen, und plötzlich war das Unternehmen nicht mehr rentabel. 2002 machten wir dann Konkurs. Damit war eine Ära zu Ende.«

Er deutete auf eine Reihe dicker Stahlblöcke, die auf einer betonierten

Fläche unter freiem Himmel lagerten.

»Damals ging es in dem Werk um Wiederverwertung, wir haben achthunderttausend Tonnen Eisenabfall im Jahr zu Stahlplatten, Stahlstangen und Armierungsstahl umgeschmolzen, für Brücken, Tunnel und vieles mehr. Heute bekommen wir die Brammen, wie sie dort hinten liegen, von unserem russischen Eigner geschickt mit dem Auftrag, sie zu Platten zu walzen, und nichts sonst.«

Er öffnete die Tür zu einer so kolossal großen Halle, dass Assad unwillkürlich an seinen Helm griff. Carl

konnte die Entfernung zum anderen Ende unmöglich einschätzen.

»Ist dort der Unfall passiert?« Er deutete auf das Rollband, mit dem die Brammen an die richtige Stelle transportiert wurden. Kräne mit riesigen Magneten hoben sie hoch und legten sie an anderer Stelle wieder ab. »War das so ein Oschi, der auf Arne Knudsen runtergekracht ist?«

Polle schüttelte den Kopf. »Nein. Das war weiter dort hinten, im alten Teil der Halle W15. Diese Brammen hier wiegen zwanzig Tonnen. Die, die Arne umbrachte, war nur halb so schwer.« Er

zuckte die Achseln. Es hatte trotzdem gereicht.

»Wenn Rose noch hier arbeiten würde, säße sie jetzt wohl dort oben.« Sie standen in der Ecke der Halle, wo eine Glasscheibe den imposanten Stahlbetrieb von einem typischen, etwas erhöht gelegenen Fabrikbüro abschirmte. Er deutete auf eine hübsche junge Frau in blauer Arbeitskleidung, die auf einen Monitor starrte. Sie winkten sich zu. »Das ist Micha, sie ist Einlegerin. Dazu sollte Rose von ihrem Vater angelernt werden. Er war nämlich ebenfalls Einleger. Die tragen die Verantwortung

dafür, dass die nummerierten Brammen in der richtigen Reihenfolge in den Ofen kommen. Hier drinnen werden die vorbestellten Aufträge bearbeitet. Wir wissen genau, was wir wem wann wohin liefern müssen. Wir markieren die einzelnen Brammen mit diesen weißen Kreidezahlen und -buchstaben, erhitzen sie und walzen sie zu Platten der gewünschten Größe und Dicke. Aber das können Sie gleich sehen.«

Als sie sich dem Ende der Halle näherten, wechselte das Licht von kaltweiß zu gedämpft-gelblich.

Dieser Teil der Halle W15 sah

weitaus primitiver aus und entsprach viel eher Carls Bild eines Stahlwalzwerks: raffinierte Eisenkonstruktionen, Brücken, Rohre, Stahltreppen, Hebegeräte, Gleitschienen und dann der Ofen, der einer futuristischen Miniaturausgabe der Getreidesilos oben in Nordjütland ähnelte, wo der Hof seines Vaters stand.

Leo Andresen deutete auf den Hebekran über ihnen, ein Riesending der Marke DEMAG mit unfassbar vielen Verstrebungen, Drähten und Kabeln. »Der hievt die Brammen vom Boden auf das Band, das sie direkt in den Stoßofen

befördert. Da, in diesem Moment öffnet sich die Klappe. Spüren Sie die Hitze? Wir erhitzen die Brammen bis zu zwölfhundert Grad, bei der Temperatur beginnen sie dann zu glühen.«

Die kleine Gruppe blieb stehen und betrachtete den Magneten. »Der hat die Bramme losgelassen, die auf Arne Knudsen herunterdonnerte«, erläuterte Polle. »Der Grund sei eine unerwartete Stromunterbrechung gewesen, hieß es. Aber wie unerwartet das wirklich war, weiß ich nicht.«

»Okay. Und wer kontrolliert das Teil?«, fragte Carl und zog sich aus der

unerträglichen Strahlungshitze des Ofens zurück. Er verstand jetzt besser, warum die Giebelseite der Halle nach oben hin offen war.

»Derjenige, der im Steuerhaus auf der anderen Seite des Stoßofens am Pult sitzt.«

»Und wer saß da an dem Tag, als das Unglück passierte?«, wollte Assad wissen.

»Tja, das ist die Frage. Es war mitten in einer Schicht, und ehrlich gesagt, hätte es nicht passieren dürfen. Wer da saß, wissen wir nicht genau, das ließ sich schon damals nicht ermitteln.«

»Wir haben Benny Andersson gefragt, und er sagte, er sei es nicht gewesen.«

»Das weiß ich nicht, da kann ich nichts zu sagen. Er gehörte damals zu denen, die hier und da und überall gleichzeitig waren.«

»Wenn Rose und Arne Knudsen normalerweise in dem Büro saßen, das Sie uns gerade gezeigt haben, dort, wo wir die junge Dame gesehen haben, warum waren sie denn im fraglichen Moment überhaupt an diesem Hallenende?«

»Oh, das haben Sie falsch verstanden. Der Teil der Halle mit dem

neuen Einleger-Büro, wo Micha jetzt sitzt, der war damals noch nicht gebaut. Damals gab es nur das hier.« Er drehte sich zu einem Holzgebäude hinter ihnen um. »Da oben im Büro saßen sie. Sie kamen immer mal runter zu den Brammenstapeln hier und markierten die Brammen, die auf dem Band zum Stoßofen transportiert werden sollten.«

Carl sah sich um. »Was meinst du, Assad. Siehst du hier drinnen irgendwas Auffälliges?«

Er blickte in den Polizeibericht. »Hier steht lediglich, dass der Magnet versagte und dass Arne Knudsen alle

Sicherheitsbestimmungen ignorierte, als er unter eine Bramme trat, die der Kran gerade hochhievte. Niemand wurde damals zur Verantwortung gezogen. Man hakte das Ganze als Unfall ab, obwohl es eigentlich noch nie vorgekommen war, dass der Strom einfach so ausfiel. Man machte allein Arne Knudsen für seinen Tod verantwortlich.«

»Und war Rose im Büro, als es passierte?«

»Nein. Als sie Knudsens Schrei hörten, kamen einige vom Vorplatz angerannt und fanden Rose neben ihrem Vater, als er seinen letzten Atemzug tat.

Mit schreckgeweiteten Augen stand sie da, stumm, wie versteinert und mit hängenden Schultern.

»Sie selbst waren nicht dabei?«

»Nein«, antwortete Andresen. »Das ist nicht in meiner Schicht passiert.«

»Und ich hab drüben am Hafen gearbeitet, das ist ein gutes Stück entfernt«, erklärte Polle unaufgefordert.

»Leo, Sie hatten täglich mit der Stromversorgung zu tun, können Sie sich erklären, was die Unterbrechung damals verursacht hat?«

»Über das heutige Computersystem wäre es möglich gewesen, das ganz

genau zu rekonstruieren, aber das hatten wir damals ja noch nicht. Ich persönlich glaube einfach, dass einer der Mitarbeiter die Unterbrechung verursacht hat, denn sie war so kurz, dass der Magnet nur eben die Bramme fallen ließ, und keine Sekunde länger. Wenn Sie mich fragen – ein auffallend gutes Timing.«

»Sie meinen also: mit voller Absicht?«

»Wissen kann ich das natürlich nicht, aber ja, die Vermutung liegt schon sehr nahe.«

Carl seufzte. Siebzehn Jahre war das

jetzt her. Wie zum Teufel konnte er mehr Genauigkeit verlangen, wenn weder der Polizeibericht damals noch der Bericht der Arbeitsaufsicht mehr hergaben?

»Vielleicht werden wir Rose eines Tages tatsächlich nach alldem fragen können«, meinte Carl, als sie endlich wieder in seinem Büro saßen.

Assad schüttelte den Kopf. »Hast du nicht gehört, wie ich gefragt habe, ob vielleicht Rose selbst ihren Vater unter den Kran gestoßen haben könnte, als die Bramme herunterfiel? Da haben die doch alle ein bisschen komisch geguckt.«

»Klar hab ich das gehört. Aber noch komischer haben sie geguckt, als du angedeutet hast, sie könne ja auch mit jemandem gemeinsame Sache gemacht haben. Na ja, Leo Andresen hat die Sache mit der vorsätzlich herbeigeführten Stromunterbrechung ja selbst ins Spiel gebracht. Da musste er doch mit der Frage rechnen.«

»Aber wie hätten sie das denn timen können? Da, wo sie standen, gab es keine Sprechanlage – und wer hatte damals schon ein Handy, geschweige denn ein schnelles Netz? Schließlich handelte es sich um

Sekundenbruchteile!«

Ein langer, dünner Schatten zeigte sich an der Tür. »Hallo! Der Polizeipräsident fragte gerade noch mal an, wann ihr zurückkommt. Ich habe nicht gesagt, dass ihr schon hier seid.«

»Gordon, du bist echt auf Zack. Sag ihm, seine Fernsehmannschaft wird heute im Laufe des Tages oder spätestens morgen etwas zu tun bekommen und dass wir artig und höflich sein werden.«

Richtig glücklich schien der Lange nicht mit der Antwort. »Hm. Ich hab übrigens noch mal mit dem Typen gesprochen, der beobachtet hat, wie

Rigmor Zimmermann an dieser Straßenecke stehen blieb, sich umblickte und dann abrupt wieder losstürzte. Leider war da nicht viel zu holen, Carl, er konnte sich an fast nichts erinnern.«

»Wie ärgerlich! Hast du denn wenigstens rausgefunden, wo Denise Zimmermann sich herumtreibt?«

»Nein, auch nicht. Da, wo sie gemeldet ist, wurde sie schon seit einer Woche nicht mehr gesehen, seit dem 23. Mai. Ich war oben auf ihrer Etage und hab mit den anderen Untermietern gesprochen, ziemlich abgefahrene Typen. Und mit ihrer Mutter habe ich auch

geredet. Na ja, reden ist zu viel gesagt, die ist ja wirklich ziemlich hinüber. Ich hab kaum ein Wort verstanden.«

»Wie, sie hält sich da nicht mehr auf?«

»Denise hat ihrer Mutter erzählt, sie sei zu einem Kerl gezogen. Nach Slagelse.«

»Vor sieben Tagen?« Carl hob beide Arme. Mussten sie die Suche jetzt etwa im Nowhereland fortsetzen? Kein Wunder, dass man sich manchmal etwas erschöpft fühlte.

Da klingelte sein Telefon. »Könnt ihr zwei nicht zu den Fällen, die uns gerade

beschäftigen, ein Summary an der Anschlagtafel anbringen? Dann schauen wir uns das gleich mal an.« Er nahm den Hörer ab.

»Ja, ich bin's«, hörte er am anderen Ende. Marcus Jacobsen. »Hast du dir meine Notizen angeschaut, Carl?«

»Äh, ja, so in etwa.«

»Sei doch so gut und sieh sie dir sofort an, von mir aus ein zweites Mal an, ich warte so lange.«

Carl kramte auf seinem Schreibtisch und fand schließlich ein mit Marcus' eckiger, aber gut lesbarer Schrift beschriebenes Blatt. ›Notizen im Fall

Stephanie Gundersen‹, stand da:

1) Bei einem SSP-Vortrag fiel Hardy unter den Zuhörern eine Frau namens Stephanie Gundersen auf.

2) Ein weiteres Mal die Elternlisten der 7. und 9. Klassen checken.

3) Die Elterngespräche von S. Gundersen und der Klassenlehrerin endeten im Streit: in zwei Fällen mit Elternpaaren und einmal mit einer alleinerziehenden Mutter!

4) Was wollte S.G. im Stadtpark Østre Anlæg? Sie hatte doch eigentlich Badminton-Training.

»Ja, eins deiner Notizblätter liegt vor mir. Eine Checkliste mit vier Punkten.«

»Gut. Diesen vier Punkten haben wir im Laufe der Ermittlungen nicht gründlich nachgehen können. Wir hatten bereits jede Mengen Mannstunden für den Fall aufgewendet. Und in dem Zeitraum kamen viele andere schwere Fälle rein. Bei einer Neueinschätzung der Situation musste ich jedenfalls konstatieren, dass wir hinsichtlich des

Gundersen-Mordes zwar sämtliche Routinen abgearbeitet hatten, zum damaligen Zeitpunkt aber nicht weiterkamen. Das Ergebnis war, dass wir den Fall erst mal ruhen lassen mussten, obwohl mir das total widerstrebte. Du kennst das. Es ist schrecklich, einen Fall beiseitelegen zu müssen, wenn man ganz genau weiß, dass er dann in Vergessenheit gerät.

Nun ja. Als ich damals aufhörte und mein Büro im Präsidium ausräumte, fand ich jedenfalls die Notizen wieder. Seitdem hingen die Zettel tatsächlich mit Magneten am Kühlschrank, sehr zum

Ärger meiner Frau, als sie noch lebte. ›Warum kannst du es nicht endlich mal gut sein lassen‹, sagte sie immer. Aber das kann man eben nicht.«

Carl war ganz seiner Meinung. Zum Glück gab es nicht viele solcher Fälle, die er hatte aufgeben müssen, weil er damit nicht weiterkam, aber einige schon, und die nagten an ihm.

»Meines Erachtens fällt einem sofort Punkt vier ins Auge. Was hast du dir damals gedacht, als du das aufgeschrieben hast?«

»Garantiert dasselbe wie du jetzt: Warum lässt man sein Badmintontraining

sausen, um im Park spazieren zu gehen? Natürlich aus romantischen Gründen.«

»Aber ihr hattet keine Ahnung, mit wem sich Gundersen traf?«

»Nein. Erstaunlicherweise deutete zu dem Zeitpunkt nichts darauf hin, dass sie einen Freund hatte. Sie war sehr diskret, musst du wissen. Keine, die ihren Freund vor sich her durch die Tür geschoben hätte.«

Den Typus kannte Carl, er seufzte. »Und Punkt eins? Was hatte Hardy gesehen, als er ihr begegnete?«

»Er war abkommandiert zu einem dieser tödlich langweiligen Pflichtjobs.

Besuch von ›Schule-Sozialamt-Polizei‹-Vorträgen. Und auf einmal stand hinten an der Wand des Klassenraums die schönste Frau, die er je gesehen hatte, und lächelte ihn an. Er konnte sich kaum noch konzentrieren, sagte er. Als sie ermordet worden war, war er völlig fassungslos, dass jemand ein so wundervolles Geschöpf ums Leben bringen konnte. Er hätte sehr gern an dem Fall mitgearbeitet, aber wie du weißt, hatte er reichlich bei deinen Ermittlungen zu tun.«

»Stephanie Gundersen war wirklich extrem attraktiv, ich weiß.«

»Sie konnte jeden Mann um den Verstand bringen, sagte Hardy. Frag ihn selbst.«

»Hast du die Elternliste der siebten und neunten Klasse aufgehoben? Punkt zwei deiner Notizen?«

»Hm. Carl, ich sehe schon, dass du dir die Unterlagen noch überhaupt nicht angesehen hast. Die Liste steht auf dem anderen Blatt, das ich dir im Gammel Torvs gegeben habe. Schau drauf, dann findest du vielleicht etwas.«

»Ist mir echt peinlich, Marcus, bitte entschuldige. Das mit Rose beschäftigt mich wirklich sehr.« Wieder sah er auf

das Papier mit den vier Punkten. »Und wie steht's mit Punkt drei? Ist es nicht normal, dass es bei Gesprächen zwischen Lehrern und Eltern manchmal etwas knirscht? Ich erinnere mich an ein paar Situationen, wo Vigga und ich mit Jespers Klassenlehrer ordentlich zusammengerasselt sind.«

»Das ist klar. Und die zwei Elternpaare, also Carstens und Willumsen, mit denen es Auseinandersetzungen gab, waren auch sehr entgegenkommend, als ich sie dazu befragte. In beiden Fällen hatte es sich wohl um eine nicht sonderlich

angenehme, ziemlich atypische Diskussion gehandelt, wenn man der Klassenlehrerin glaubt. In dem dritten Fall – dem mit der alleinerziehenden Mutter – wurde es etwas persönlicher. Und es gab Zwischentöne, die die Klassenlehrerin nicht recht deuten konnte. Die Mutter, sie hieß Birthe Frank, ereiferte sich wohl darüber, dass Stephanie ihrer Tochter zu viel Aufmerksamkeit entgegenbringe. Die Mutter wirkte eifersüchtig, sagte die Klassenlehrerin.«

»Also war Stephanie Gundersen einfach zu schön?«

Marcus lachte heiser und hustete ein paarmal. Die Zigaretten waren also noch auf der Durchreise.

»Du bist gar nicht so blöd, Carl. Die beiden ersten Paare hatten Söhne, und wenn die aus der Schule kamen, waren die wohl immer ziemlich durch den Wind, um es mal so auszudrücken. Den einen ertappten seine Eltern sogar, wie er vor dem Klassenfoto saß und onanierte. Sie meinten, Frau Gundersen hätte ihre Weiblichkeit etwas weniger betonen sollen.«

»Und was will uns das sagen?«

»Tja, was wohl? In mehr als der

Hälfte aller Morde spielt Sex eine mehr oder weniger direkte Rolle, das weißt du doch selber. Und Stephanie Gundersens bloße Existenz war in der Hinsicht wohl, wie ich es verstanden habe, eine ziemliche Herausforderung.«

»Du meinst, ich soll nach jemandem suchen, der Sex mit ihr hatte oder zumindest gern haben wollte?«

»Keine Ahnung. Aber jetzt ist es mal gesagt.«

»Sie wurde aber doch nicht vergewaltigt?«

»Nein, nur durch einen Schlag von hinten getötet. Punkt, aus, fertig.«

»Okay. Und danke. Tut mir leid, dass ich mich nicht schon gründlicher in die Papiere eingearbeitet habe, Marcus.«

Er lachte. »Sie haben jetzt zwölf Jahre bei mir am Kühlschrank gehangen. Da kann ich doch wohl noch eine Woche länger warten. Ich wusste, dass wir früher oder später dazu kommen würden, Carl.«

Nach dem Telefonat wühlte Carl in dem Durcheinander auf seinem Schreibtisch. Wo zum Teufel war das zweite Blatt geblieben?

»GORDON! ASSAD! Kommt mal her«, brüllte er.

Auf dem Gang klang es kurz nach Ärger, dann standen sie bei ihm im Zimmer.

»Marcus Jacobsen hat mir neulich zwei Zettel mit Notizen gegeben, ich finde nur einen. Wo ist denn der zweite? Die sind auf solchem linierten Papier wie dem hier geschrieben.«

Er hielt ihnen die Checkliste mit den vier Punkten vor die Nase.

»Weißt du was, Carl, ich finde, du solltest erst mal mit uns in den Lagebesprechungsraum kommen und dir da was ansehen«, sagte Assad. »Gordon war schwer beschäftigt.«

Daraufhin entschuldigte sich der Lange wortreich, dass er in Carls Büro gewesen war und von etlichen der Papiere auf dem Schreibtisch Kopien gemacht hatte. Wo das Original zu dem anderen Zettel war, wusste er allerdings nicht.

»Aber ganz ruhig, Carl, das hängt alles als Kopie an der Wand.«

Carl ging voraus, und als er den Raum betrat, fielen ihm an der Anschlagtafel sofort die fünf DIN-A3-Bögen auf, die dort in einer Reihe hingen.

»Das sind die fünf Fälle, mit denen

wir uns derzeit befassen«, erklärte Gordon.

Wie bitte? Fünf Fälle? Hatten die sich vermehrt?

Carl ließ den Blick darüber wandern.

Den Bogen ganz links hatte Gordon mit ›Der Fall Rose‹ überschrieben. ›Roses Vater verunglückt am 18. Mai 1999‹, mehr stand dort nicht. Als Nächstes kamen ›Der Fall Zimmermann‹, ›Der Fall Gundersen‹, ›Der Fall Fahrerflucht‹ und ›Der Fall Diskothek mit Raubüberfall und Schussverletzung der Isländerin‹. Alle Bögen waren versehen mit kleinen

Notizen zum jeweiligen Todeszeitpunkt und ein paar anderen Infos.

»Was haben die Fahrerfluchtgeschichte und der Diskothekenüberfall denn bitte hier zu suchen? Damit haben wir doch nichts zu tun!«

Gordon lächelte. »Ja, ja, ich weiß. Aber da ich offensichtlich derjenige bin, der am meisten mit den Fernsehleuten zu tun hat und auf alle ihre absonderlichen Fragen antworten muss, dachte ich mir, dass ich die Fälle mal mit hier aufhänge, einfach nur, damit ich auf dem Laufenden bin.«

Carl grunzte. Der Mann war echt ’ne Nummer für sich! Wenn er so scharf auf die beiden Fälle war, warum siedelte er nicht gleich ganz in den zweiten Stock über? Angeboten hatten sie es ihm doch mehrfach.

»Von mir aus. Hauptsache, da gibt’s keine Missverständnisse mit Bjørn. Und wo sind jetzt die Notizen von Marcus?«

»Die zwei Blätter hab ich zum Fall Gundersen gehängt, da.« Gordon tippte darauf und schien vor Stolz fast zu platzen.

Jetzt konnte Assad nicht länger an sich halten. »Bevor du dir die Elternliste

ansiehst, Carl, guck dir zuerst mal dieses Foto an.« Er tippte auf einen großformatigen Farbabzug. »Da. Dieses Schulfoto haben wir gerade bekommen. Es stammt von 2003 und zeigt eine neunte Klasse der Bolmans Friskole. Sieh es dir mal genau an.«

Carl trat näher. Für ihn war es eines dieser nichtssagenden Klassenfotos, die die Leute ein paar Jahre später aus tiefstem Herzen hassten und wegwarfen, nur um sich weitere zehn Jahre später darüber zu ärgern, dass sie sie nicht mehr hatten. Was war daran so besonders?

»Stephanie Gundersen steht zusammen mit den anderen Lehrern in der letzten Reihe.« Gordon deutete auf sie.

Carl nickte, jetzt erkannte er sie wieder. »Wirklich ein ziemlich heißer Feger. Aber worauf willst du hinaus?«

»Nicht sie sollst du ansehen, Carl, sondern die, die vor ihr steht und der sie die Hände auf die Schultern gelegt hat.«

Carl kniff die Augen zusammen. Das war ein Mädchen mit hochgesteckten Haaren und lila Lippenstift, das kess lächelte.

»Sie heißt Dorrit Frank, soweit ich

das den Namen darunter entnehmen kann.«

»Genau«, lächelte Assad.

Warum lächelte er? »Sag schon, ich kann nicht leiden, wenn … meinst du etwa, dass …?«

»Ja. Sieh mal genau hin: Diese Dorrit ist Denise. Sie hat doch irgendwann den Namen geändert.«

Carl lief es eiskalt den Rücken runter. »Wirklich? Und wie ist es mit dem Nachnamen?«

»Denise heißt Denise F. Zimmermann. Das ›F‹ steht für Frank, das haben wir überprüft. Und jetzt wirf

mal einen Blick auf Marcus' Elternliste der Klasse.«

In Windeseile hatte er die Namensliste überflogen. Da war sie. Nicht Birthe Frank, wie Marcus meinte, sich zu erinnern, sondern Birgit Frank. Birgit Frank Zimmermann.

Gordon konnte sich einen trockenen kleinen Kommentar nicht verkneifen. »Mir ist das schon auf ihrem Namensschild am Haus aufgefallen, als ich meine zweite Runde durch das Borgergadeviertel drehte, Carl. Was für einen Unterschied so eine Initiale von einem Mittelnamen doch ausmacht.«

Gordon hatte recht. Das war in der Tat eine entscheidende Sache – vielleicht war es genau das Element, das die zwei sich ähnelnden Fälle miteinander verknüpfte. Aber das Motiv, die Personen, die Mordmethode, das Warum, das Wer und das Wie?

»Das muss ich umgehend an Marcus weitergeben.«

Er stürmte in sein Büro, und diesmal hatte er den Mann schon beim dritten Klingeln am Ohr.

»Marcus, hör dir das mal an! Die alleinerziehende Mutter, die sich beim Elternsprechtag mit Stephanie

Gundersen gestritten hat, die hieß nicht Birthe Frank, sondern Birgit Frank, und ihre Tochter hieß damals Dorrit, nennt sich aber schon seit einigen Jahren Denise«, platzte er sofort ohne weitere Vorrede heraus. »Ergo war und ist der vollständige Name Birgit Frank Zimmermann, auch wenn sie eine Zeitlang aus unerfindlichen Gründen, vielleicht auch nur in der Schule, lediglich den Nachnamen Frank benutzt hat.«

Der Seufzer der Erleichterung am anderen Ende war nicht zu überhören.

»Zum Teufel, Marcus, jetzt hast du

die Verbindung zwischen den Damen Stephanie Gundersen, Birgit Zimmermann und Rigmor Zimmermann! Bist du nun zufrieden? Alle drei Frauen standen in irgendeiner Form in Beziehung zueinander, und zwei von ihnen wurden im Abstand von mehreren Jahren auf genau dieselbe Weise ermordet. Findest du, dass wir das einen Zufall nennen sollen?«

Einen Moment lang war es am anderen Ende totenstill, dann kam der Ausbruch.

»Birgit Zimmermann hat einen Mittelnamen, der mit ›F‹ beginnt?

Verdammt, wie konnten wir das damals übersehen? Das ist doch unfassbar! Zumal wir sie schon im Fokus hatten, als wir im Gundersen-Fall ermittelten!«

37

Sonntag, 29. Mai, und Montag,
30. Mai 2016

Schon wieder hatte sie unglaubliches Glück gehabt, denn auch diesmal hatte es, da war sie sich ziemlich sicher, keine Unfallzeugen gegeben.

Mit unglaublicher Wucht war der Schädel der Frau gegen den Laternenpfahl geknallt. Das Genick war

wohl auch gebrochen, denn der Kopf saß irgendwie schief.

Roberta alias Bertha Lind hatte in vielerlei Hinsicht so eingefleischte Gewohnheiten, dass sie, wenn sie sich zweimal wöchentlich aufs Fahrrad hievte, gar nicht auf die Idee kam, die Strecke zu variieren. Hatte die Dicke ernsthaft geglaubt, sich auf Kleidergröße 44 runterstrampeln zu können?

An diesem Sonntag war es bullenheiß, ganz Dänemark stöhnte unter der Hitze. Deshalb trug Bertha auch nur ein winziges Top, das immer wieder an

ihrem verschwitzten Rücken hochrutschte und Formen offenlegte, die bestimmt nicht jeder sehen wollte. Mindestens zehnmal hatte sie auf der Strecke abwechselnd eine SMS geschrieben und das Top heruntergezogen. Das elfte Mal war dann das eine Mal zu viel gewesen. In einer leichten Kurve war sie unaufmerksam und zerrte ein bisschen zu sehr am Lenker, sodass sie die Kurve zu scharf nahm.

Mit höchstens zwanzig Stundenkilometern, damit sie Bertha nicht zu nahe kam, war Anneli ihr im

zweiten Gang gefolgt. In dem Moment jedoch, als Berthas Fahrrad unerwartet außer Kurs geriet, gab sie Gas und raste seitlich in Bertha hinein.

Schon erstaunlich, wie weit so ein schwerer Körper fliegen konnte, dachte Anneli, als sie den Sturz im Außenspiegel beobachtete.

Sie hatte zwar die Augen ihres Opfers nicht gesehen, hakte die Mission aber dennoch als »completed« ab. Anschließend parkte sie den Renault in einer ruhigen Seitenstraße des Amager Boulevard und ließ ihn nach den üblichen Reinigungsarbeiten dort stehen.

Interessanterweise warfen die Fernsehkommentatoren diesen Unfall nicht in einen Topf mit den anderen. Die Aufmerksamkeit war trotzdem beträchtlich, denn auch diesmal gab es einen Autofahrer, der nach einem Unfall ein Opfer leblos zurückgelassen hatte. In diesem besonderen Fall meinte man allerdings, es sei möglich, dass die Frau von einem größeren Fahrzeug angefahren worden war, dessen Fahrer den Zusammenstoß nicht einmal bemerkt hatte.

Die Techniker der Polizei schätzten, Bertha sei zu weit auf die Fahrbahn

gekommen und habe ein vorüberfahrendes Fahrzeug geschnitten, hieß es am nächsten Morgen im Radio. Nicht die Berührung mit dem Fahrzeug habe sie das Leben gekostet, sondern die Wucht des Sturzes in Kombination mit ihrem Körpergewicht. Es sei ein tragischer Verkehrsunfall gewesen, aber keiner dieser fatalen Rechtsabbiegerunfälle, die sich zunehmend zu einer Gefahr für die unzähligen Kopenhagener Radfahrer entwickelten.

Anneli war rundum zufrieden. Bisher hatte sie sich in jeder Hinsicht an ihren

Plan gehalten, und sie war überzeugter denn je, das Richtige zu tun. Das rauschhafte Lustgefühl unmittelbar nach der Tat war natürlich nicht mehr ganz so intensiv, aber war das nicht immer so, wenn sich der Reiz des Neuen verflüchtigte und eine gewisse Routine einsetzte? Dafür war ihr Selbstvertrauen gestiegen, denn innerhalb von nur acht Tagen dreimal ins Schwarze zu treffen war doch eine beachtliche Leistung.

An diesem Montagvormittag hatte Anneli das Gefühl, für sie sei eine Art Schonzeit ausgerufen worden. Niemand

sprach sie an, aber alle wussten definitiv Bescheid – auch darüber, dass sie vor der Arbeit zur Bestrahlung ging. So viel zur Diskretion ihrer Chefin.

Doch Anneli war das egal. Wichtig war, dass sie sich in Ruhe auf ihre nächsten Aktionen vorbereiten und eine gründliche Risikoanalyse vornehmen konnte.

So kurz vor der parlamentarischen Sommerpause stürzten sich die Medien dankbar auf jedes Futter. Außer den Fahrerfluchtfällen, die immer noch viele Zeitungsseiten füllten, wurde vor allem über Birnas Tod im Rigshospital am

Abend zuvor berichtet. Die Treibjagd auf den Täter – den »Diskothekenmörder«, wie er in der Presse genannt wurde – hatte begonnen.

Auch wenn Anneli es verlockend fand, Denise und Jazmine wegen des Mordes an Birna anzuzeigen, hielt sie sich zurück, und zwar aus zwei Gründen: Mehr als alles andere auf der Welt wollte sie diese beiden Frauen umbringen, und das könnte sie sich abschminken, wenn sie im Gefängnis saßen. Außerdem würden die beiden in Polizeigewahrsam womöglich plaudern, um ihr Strafmaß zu drücken. Was, wenn

sie in Bezug auf Michelles Tod Annelis Namen ins Spiel brachten? Ja, alles in allem konnte Birnas Tod indirekt ausschlaggebend dafür sein, ob sich die Schlinge um ihren Hals legte oder nicht, da machte sich Anneli nichts vor. Nach dem Verhör von Michelles Freund Patrick würden die Ermittler zwei und zwei zusammenzählen und die drei Frauen miteinander in Verbindung bringen. Und wenn die Polizei erst Denise und Jazmine gefasst hatte, dann wäre es schnell vorbei mit der Schonzeit.

Anneli warf einen Blick auf die Uhr.

Gerade hatte sie eine ausgesprochen nette Klientin beraten, die um eine bescheidene Beihilfe für die nächsten zehn Tage gebeten hatte, bis ihr neuer Job beginne. In wenigen Minuten würde das absolute Gegenstück erscheinen, eine Frau, die inzwischen jeden fünften Tag mit neuen Anträgen für eine Beihilfe auftauchte, und immer ging es erstaunlicherweise um genau fünfzehnhundert Kronen. Anneli fehlte allerdings die Befugnis, dem stattzugeben, und abgesehen davon war sie in Gedanken gerade mit Wichtigerem beschäftigt. Die Folgen des

Diskothekenüberfalls und der Ermordung Birnas waren für sie so unkalkulierbar geworden, dass sie beschloss einzugreifen. Es ging nicht anders, die zwei einzigen losen Enden in der Geschichte, die ihr gefährlich werden konnten, mussten gekappt werden. Denise und Jazmine mussten verschwinden.

Allerdings erschien ihr ein Auto als Tatwaffe diesmal nicht sonderlich geeignet. Die beiden waren mit Sicherheit auf der Hut, Anneli würde kaum eine Gelegenheit finden, an sie heranzukommen. Deshalb überlegte sie,

sich eine Waffe zu beschaffen. Mit etwas Glück würde die Polizei dann sogar in Richtung Bandenkriminalität ermitteln. Hatte es nicht in jüngster Zeit wiederholt Schießereien in Kopenhagener Vororten gegeben? Und zur Not, wenn alles schiefging, hätte sie gleich eine Waffe, mit der sie sich schnell und schmerzlos selbst umbringen könnte.

Anneli stand auf, ging in den Wartebereich und sagte mit aufgesetztem Bedauern den beiden dort wartenden Klienten ab. Die wirkten genervt, insbesondere die Fünfzehnhundert-Kronen-Frau, aber Anneli ließ das kalt.

»Ich hab einen Selbstmordkandidaten am Telefon«, sagte sie nur, machte auf dem Absatz kehrt und knallte die Tür hinter sich zu. Eine Minute musste sie suchen, dann fand sie den Klienten, der an sich erst Mitte der Woche kommen sollte. Der Mann hieß Amin, stammte aus Somalia, lebte mit seiner schnell wachsenden Familie in Vesterbro und hatte, wie so viele seiner Landsleute, einen Weg gefunden, die Sozialhilfe ein wenig aufzubessern.

Amin hatte zweimal wegen unerlaubten Waffenbesitzes, Diebstahls und ein bisschen Haschisch-Dealereien

gesessen. Aber er hatte nie eine Tendenz zur Gewalttätigkeit gezeigt, und wenn er bei Anneli saß, strahlte er stets Lebensfreude aus und Dankbarkeit für die bescheidene Hilfe, die sie ihm gewähren konnte.

Er erschien gleich nach der Mittagspause und legte zwei abgenutzte Revolver auf ihren Tisch, sodass sie selbst auswählen konnte. Sie entschied sich für das neuere Modell, das auch in der Handhabung einfacher schien. Als Zugabe bekam sie eine Schachtel Patronen. Amin bedauerte sehr, dass der gewünschte Schalldämpfer nicht zu

beschaffen gewesen sei, hatte aber ein paar nützliche Tipps, wie man sich behelfen konnte. Nach einer kurzen Einweisung in das Laden, Entsichern, Entfernen der Patronenhülse und Reinigen vereinbarten sie, dass er neue Kleidung für die Familie bewilligt bekommen sollte – über die sechstausend Kronen in bar hinaus. Außerdem wollte Anneli versuchen, Aufschub zu erreichen für die bevorstehenden Jobtauglichkeitsprüfungen. Sie vereinbarten auf Treu und Glauben, dass dieses Treffen ausschließlich von der

schwierigen Bekleidungssituation seiner Familie gehandelt habe und dass niemand jemals den eigentlichen Grund erfahren würde.

Sie hatte den Revolver kaum weggeräumt, als ihre Chefin hereinkam, um ihr »Krisenhilfe« anzubieten.

»Es bestürzt mich immer noch, dass Sie mit all dem völlig allein gewesen sind, Anne-Line. Und damit meine ich nicht nur die schreckliche Krebsdiagnose, sondern auch den Umstand, dass Sie innerhalb weniger Tage zwei Klienten auf so furchtbare Weise verloren haben.«

Hatte sie gerade »Krisenhilfe« gesagt? Wie wär's mit einem kleinen Tipp, wo man einen verdammten Schalldämpfer herbekam? *Das* wäre eine echte Krisenhilfe.

Als die Chefin gegangen war, nicht ohne Anneli ihre Unterstützung im Allgemeinen und im Besonderen versichert zu haben, teilte Anneli der Sekretärin mit, sie habe zu ihrem Bedauern festgestellt, dass einige Akten nach ihren Abwesenheiten aktualisiert werden müssten. Deshalb könne sie an diesem Tag leider keine weiteren Klienten annehmen.

In den nächsten Stunden tauchte sie ungestört ins Internet ab und las Artikel über Bandenmorde. Das Prinzip war im Grunde ganz einfach: Man musste sich möglichst genau in seine Opfer hineindenken und ihren Gepflogenheiten entsprechend vorgehen. Den Mord also möglichst dem Umfeld anpassen. Mit Blick auf Denise und Jazmine war wohl vor allem wichtig, schnellstmöglich in die Wohnung hineinzukommen und genauso schnell wieder raus. Ein Nackenschuss für jede der Frauen, und anschließend den Revolver ins Meer werfen. Mehr war es nicht.

Das Schalldämpferproblem war nicht ganz so einfach zu lösen, aber auch dafür gab es Tipps im Netz.

Die Webersgade zeichnete sich durch charmante kleine Genossenschaftshäuser aus, von denen jedes früher Platz für zwei bis drei Arbeiterfamilien geboten hatte. In den letzten Jahrzehnten waren sie immer begehrter geworden – und damit auch teurer. Plötzlich fand die Mittelschicht sie trotz der Beengtheit und der relativ steilen, unpraktischen Treppen attraktiv. Dabei war auch ihre Lage alles andere als ideal, denn von

der Innenstadt strömte der Verkehr Richtung Lyngbyvej und Nordseeland vorbei. In einem dieser von der Luftverschmutzung patinierten Bauten, den Reihenhäusern englischer Bergarbeitersiedlungen nicht unähnlich, wohnte Anneli nun schon ihr halbes Leben, und zwar im feuchten Dachgeschoss und der Hälfte der ersten Etage. Ihren Vermieter, der im Erdgeschoss lebte, sah sie quasi nie, denn er war Maschinenbauingenieur und stand auf die Tropen, was den Nachteil hatte, dass er nicht eine Krone in die Instandhaltung des Hauses steckte, weil

er schlicht nicht mitbekam, wie das Haus vor sich hin rottete.

War er mal wieder wochenlang unterwegs, bekam Anneli seinen Schlüssel und sollte ein Auge auf seine Wohnung haben. Das kam ihr jetzt sehr zupass. Sobald sie nachher zu Hause war, würde sie sich im Wohnzimmer des Ingenieurs auf die Suche machen. Dort bewahrte er nämlich in Kisten und Schächtelchen und auf ellenlangen Metallregalen alles auf, was sich in irgendeiner Form zu einem Motor oder einer Maschine zusammenschrauben ließ – darunter sicher auch Ölfilter, die

sich dem Internet zufolge ausgezeichnet als Schalldämpfer eigneten. Zwar fehlte ihnen vorne ein Loch, aber hatte man so ein Teil erst mal über den Lauf des Revolvers geschoben, fand die abgefeuerte Kugel schon ihren Weg. Auf dem Video im Internet hatte das jedenfalls reibungslos funktioniert.

Anschließend würde sie nach Stenløse fahren, ihren Ford auf dem üblichen Parkplatz abstellen und die Wohnung der Frauen beobachten. Sobald sie Anzeichen von Leben bemerkte, würde sie klingeln, hineinstürmen, beide auf die Knie zwingen und kurzen Prozess

machen.

38

Montag, 30. Mai 2016

Sie saßen einer Frau gegenüber, die nicht mehr nur so aussah, als gehe sie vor die Hunde, sondern die augenscheinlich vor die Hunde gegangen war – und das innerhalb weniger Tage.

Es stank brutal nach Tabak und Alkohol. Wenn nicht der Alkohol sie binnen Kurzem um die Ecke bringen

würde: die vielen Zigaretten erledigten das mit Sicherheit.

»Ich verstehe sie nicht«, flüsterte Assad, aber Carl hatte Schlimmeres erlebt. Immerhin antwortete sie.

»Sie sagen, Sie können sich nicht an Stephanie Gundersen erinnern, die Vertretungslehrerin in der Klasse Ihrer Tochter? Soweit wir wissen, sind Sie beide vor Jahren mal ziemlich aneinandergeraten. Wir haben gehört, dass Sie sich an einem der Elternsprechtage erbittert gestritten haben, Birgit. Daran erinnern Sie sich nicht mehr?«

Benommen schüttelte sie den Kopf.

»Es handelt sich um die Lehrerin der Bolmans Friskole, die im Stadtpark Østre Anlæg ermordet wurde. Mein früherer Chef hat Sie 2004 in dem Zusammenhang mal vernommen.«

Da streckte Birgit Zimmermann einen Zeigefinger in die Höhe und nickte. Endlich hatte sich die Erinnerung zurückgemeldet.

»Können Sie sich daran erinnern, warum Sie zu dem Gespräch gegangen sind? Was war da zwischen Ihnen und Frau Gundersen schiefgelaufen?«

Gefangen in ihrem Rausch schüttelte

sie den Kopf und hob wieder den Zeigefinger. »Ich weiß genau, worauf Sie hinauswollen, ha. Sie müssen mich für eine Idiotin halten, der Sie was anhängen können. Aber das sage ich Ihnen, wenn Sie was zu der Sache wissen wollen, nach der Sie mich fragen, sollten Sie besser meine Mutter fragen.«

»Das wird schwierig, Birgit, denn Ihre Mutter ist tot.«

»Ach – ach ja, das hab ich jetzt ganz vergessen. Dann fragen Sie doch meine Tochter. Und fragen Sie sie auch gleich, wer meine Mutter umgebracht hat.«

»Wie meinen Sie das? Wollen Sie damit andeuten, dass Denise Ihre Mutter getötet hat?«

»Ha, jetzt versuchen Sie's schon wieder.« Sie lachte laut, und ihr Atem rasselte. »Sie müssen mich wirklich für total bekloppt halten, aber das, was Sie sagen, das habe ich nicht gesagt. Das haben Sie sich ausgedacht.«

»Darf ich etwas einwerfen?«, schaltete sich Assad höflich ein. Als würde er die Klappe halten, wenn sie verneinte.

Verwirrt sah sie ihn an, als hätte sie ihn erst in dem Moment entdeckt.

Offenbar versuchte sie, sich zu erinnern, woher sie ihn kannte.

»Man merkt Ihnen an, dass Ihre Tochter kein gutes Verhältnis zu ihrer Großmutter hatte, stimmt das?«

Sie lächelte. »Hui, wie spitzfindig. Sie haben sich gehasst, das kann ich Ihnen sagen.«

Assad riss die Augen auf, sodass sie seinem Blick nicht entkommen konnte. »Und warum war das so, Birgit? Lag es vielleicht daran, dass Denise der Familie plötzlich den Rücken gekehrt hatte? Worin sie von Stephanie Gundersen bestärkt worden war?«

Natürlich hatte er eine Reaktion erwartet, sonst wäre er nicht Assad. Aber wohl kaum, dass sie kurzzeitig die Luft anhielt, um dann in ein vulgäres, schallendes Gelächter auszubrechen.

»Dann wollen wir das mal so sagen, kleiner Schokoladenmann«, nuschelte sie. »Das klingt doch alles super.«

Und damit kippte sie auf dem Sofa hintenüber und war komplett weggetreten.

Das konnten sie für heute wohl vergessen.

»Der sind wir aber mächtig auf die

Nerven gegangen, Carl«, befand Assad auf dem Weg ins Präsidium.

Wieso »wir«?, dachte Carl.

Er nickte den Kollegen im Wachraum zu. »Ich sehe es euch doch an«, sagte er. »Soll ich mich wieder oben in Lars Bjørns Büro melden?«

Sie schüttelten grinsend den Kopf. »Nein. Im Büro des Polizeipräsidenten.«

Carl wandte sich Assad zu. »Assad, wir sind uns doch einig, dass wir den Fall bis zum Ende durchziehen, oder?«

Er nickte.

»Du und Gordon, ihr vergrabt euch in die Angelegenheiten der Familie

Zimmermann, okay? Teilt euch das mit Marcus auf, den hab ich auch schon drauf angesetzt. Vor allem: Wer ist der Vater von Denise? Was ist aus dem Mann geworden? Wie lange ist Denise auf die Bolmans Friskole gegangen? Wo ist die Lehrerin, die bei dem Gespräch zwischen Birgit Zimmermann und Stephanie Gundersen dabei war? Was gibt es an Werten in der Wohnung der verstorbenen Rigmor Zimmermann? Kurzum alles, was uns hilft, ein genaueres Bild von dieser bizarren Familie zu bekommen. Und dann noch eins: Findet Denise Zimmermann, und

wenn ihr dafür nach Slagelse fahren müsst.«

Der Polizeipräsident war nicht allein. Marcus Jacobsen saß bereits am Glastisch auf einem der eigenwilligen dreibeinigen Ledersessel und nickte ihm kollegial zu.

»Bitte nehmen Sie doch Platz.«

Komisches Gefühl, dachte Carl. Jetzt hockte er nach so vielen Jahren im Präsidium doch einmal hier im Allerheiligsten. An den Wänden hingen Porträts aller Vorgänger des Polizeipräsidenten und starrten ihm ins

Genick.

»Ich komme gleich zur Sache, Carl Mørck«, fuhr der Polizeipräsident fort. »Es tut mir leid, dass ich im Hinblick auf die Aufklärungsrate Ihrer Abteilung falsch informiert worden bin, ein bedauerliches Missverständnis. Das wurde jetzt korrigiert, sodass Ihr Dezernat natürlich wie bisher weiterarbeiten kann.« Er nickte Carl zu. »Darüber hinaus möchte ich Sie um eine konstruktivere Kooperation mit dem Fernsehteam von Station 3 bitten. Die Reporter werden Sie für den Rest des Tages begleiten, und Sie stellen ihnen

bitte gutes Material zur Verfügung, damit die ordentlich zu tun haben.«

Carl nickte. Das sollten sie haben.

»Marcus Jacobsen berichtete mir, dass Sie in Ihrem Dezernat die Verbindung herstellen konnten zwischen dem alten Gundersen-Fall und der Ermordung von Rigmor Zimmermann?«

Carl warf Marcus einen etwas verärgerten Blick zu, aber der schüttelte beschwichtigend den Kopf.

»Das ist ja eigentlich ein Fall aus Lars Bjørns Dezernat, und ich bezweifle sehr, dass er den abgeben wird. Aber da seine Abteilung nun gerade mehr als

genug mit den Fahrerflucht-Fällen zu tun hat und überdies *ich* entscheide, wer was tut, möchte ich Sie bitten, sich dieses Falls jetzt auch offiziell anzunehmen, Carl.«

Was für eine süße Rache für die Blamage, der Bjørn mich vor dem Rechtsausschuss ausgesetzt hat, dachte Carl. Und der Architekt hinter diesem Manöver saß neben ihm.

Er blinzelte Marcus zum Dank zu.

»Sie informieren das Fernsehteam bitte gründlich darüber, wie Sie auf das verbindende Element zwischen den beiden Fällen gestoßen sind, und dann

stellen Sie ihnen ein paar gute Bilder zur Verfügung, denn wir wollen die Effizienz unserer Ermittlungsarbeit sehen können, wenn die Sendung später gezeigt wird. Zum Schluss will ich noch hinzufügen, dass Marcus Jacobsen zugestimmt hat, sich dem Stab des Präsidiums als externer Berater anzuschließen. Ich habe keinen Zweifel, dass es sich in jeder Hinsicht als Bereicherung erweisen wird, wenn Sie bei Bedarf auf seine Erfahrung zurückgreifen können.«

Carl nickte Marcus zu. Das war ja mal eine gute Nachricht. Aber Marcus

gestikulierte, Carl solle jetzt die Initiative ergreifen. Er begriff nicht auf Anhieb, worauf Marcus hinauswollte, aber nachdem der ein paarmal diskret in Richtung Präsident genickt hatte, fiel bei Carl der Groschen. Die Rechnung war offenbar noch nicht ganz beglichen.

Carl räusperte sich. »Ja, also, dann bedanke ich mich, und wir werden unser Bestes geben, die Fälle Gundersen und Zimmermann zum Abschluss zu bringen. Darüber hinaus möchte ich mich bei Ihnen, Herr Polizeipräsident, noch für mein Benehmen neulich im Sitzungssaal entschuldigen. Das wird sich

selbstverständlich nicht wiederholen.«

Es war eines der seltenen Male, dass Carl ein Lächeln auf dem Gesicht seines obersten Chefs sah.

Das Gleichgewicht war wiederhergestellt.

Was für ein diebisches Vergnügen, an Lars Bjørns Büro vorbeizugehen. Hach, Rache war nicht nur süß, sie war göttlich.

Er nickte Lis und der Sørensen für ihre indirekte Mitwirkung zu und lächelte noch immer, als er fast mit Mona zusammengestoßen wäre. Für

einen Moment standen sie sich gegenüber, keinen halben Meter Abstand zwischen sich. Carl fiel sofort auf, wie müde sie aussah.

»Seid ihr mit Rose weitergekommen?«, fragte sie höflich, aber mit ihren Gedanken war sie weit weg. Wieder strahlte sie diese Verletzlichkeit aus mit ihrer fast durchsichtigen Haut und einer Traurigkeit, die auf ihn wirkte wie die Summe aller vertanen Gelegenheiten.

»Mona, bist du okay?«, fragte er spontan und hoffte, sie würde schluchzend in seine Arme sinken und

bekennen, wie unglücklich sie in jeder Sekunde gewesen sei, die sie seit ihrer Trennung nicht mit ihm verbracht hatte.

»Ja, danke«, antwortete sie kurz. »Aber ich hätte oben bei Laursen diese Krabben nicht essen sollen. Krabben und ich, wir haben uns noch nie gut vertragen.«

Damit ging sie weiter zu ihrem Büro, und er spürte, wie sein Lächeln gefror.

»Ihre Tochter ist sehr krank, Carl«, sagte Lis. »Mona hat’s gerade wirklich nicht leicht.«

39

Montag, 30. Mai 2016

Das Fernsehteam hatte bereits zwei Kameras aufgebaut. Die standen mit rot leuchtenden Lämpchen mitten auf dem Gang und fingen Carls müden Abstieg in die Kellerregion ein. Sogar in seinem Büro stand eine Kamera, und an Carls Schreibtisch lauerten wie die Geier Borg-Pedersen, sein Tontechniker und

sein Kameramann.

»Vizepolizeikommissar Carl Mørck ist ein viel beschäftigter Mann«, legte Borg-Pedersen los, sobald Carl sein Büro betrat. »Trotzdem hat man uns von Station 3 für einige Tage gestattet, die Ereignisse hinter den Kulissen zu begleiten und zu dokumentieren, was die Polizei alles unternimmt, um unsere Gesellschaft zu einem sichereren Ort zu machen.«

Er nickte seinem Kameramann zu. Der rannte zur Kamera und montierte sie vom Stativ.

»Denn draußen auf den Straßen

geschieht Tag für Tag Furchtbares und ruiniert das Leben unschuldiger Menschen.«

Na, unschuldig sind sie wohl nicht alle, dachte Carl und versuchte, sich und sein verärgertes Gesicht aus dem Aufnahmewinkel der laufenden Kamera zu manövrieren.

»Ein Autofahrer ist unterwegs, der vorsätzlich Unfälle herbeiführt und Fahrerflucht begeht – und junge Frauen müssen sein Treiben mit dem Leben bezahlen. Das muss aufhören, und wir von Station 3 möchten gern unseren Teil dazu beitragen. Vielleicht hat sich Carl

Mørck ja in eine Sackgasse begeben, aus der ihn unsere Zuschauer befreien können.«

Also, wenn hier einer in der Sackgasse steckt, dann bist du das, du Kotzbrocken, dachte Carl. Hättest du dich anständig vorbereitet, wüsstest du, dass das überhaupt nicht unser Fall ist. Und während er zustimmend nickte, kam ihm eine neue, tragfähige Idee, um den Chef der Mordkommission und den Polizeipräsidenten noch ein bisschen mehr zu ärgern.

»Ja«, sagte er ernst. »Die Öffentlichkeit ist oft unser bester

Partner. Wo wären wir ohne die Aufmerksamkeit der Menschen und ihren Blick für ungewöhnliche Situationen und Ereignisse?«

Jetzt richtete er den Blick direkt in die Kamera.

»Aber solange unsere polizeiinternen Strukturen uns daran hindern, an Fällen mitzuwirken, die in einen anderen Zuständigkeitsbereich gehören, ist es dem Sonderdezernat Q nicht möglich, unterstützend tätig werden.«

»Sie meinen, dieser Fall liegt in einem anderen Dezernat?«

»Ja. Uns hier im Sonderdezernat Q

sind leider die Hände gebunden, selbst wenn wir vielleicht mit neuen Aspekten aufwarten könnten.«

»Könnte man das Schubladendenken nennen? Ist es tatsächlich so, dass es so etwas auch bei der Polizei gibt?«

Carl deutete ein Kopfnicken an. Wie vom Polizeipräsidenten gewünscht, hatten die Fernsehfuzzis endlich etwas Stoff zum Ventilieren. Und Olaf Borg-Pedersen sabberte auch schon.

»Sie sind also im Hinblick auf den ganz aktuellen vorsätzlich herbeigeführten Unfall mit Todesfolge und Fahrerflucht lahmgelegt, verstehe

ich das richtig?«

›Ganz aktueller vorsätzlich herbeigeführter Unfall mit Todesfolge‹? Wovon redete der Mann?

»Moment bitte«, unterbrach Carl. »Ich muss meinen Assistenten dazuholen. Die Aufnahmen sollen doch möglichst authentisch sein, oder? Und er wäre normalerweise dabei, wenn wir die Entwicklungen des letzten Tages erörtern.«

Er fand Gordon und Assad im Lagebesprechungsraum. Unbeeindruckt von dem ganzen Brimborium waren sie ins Gespräch vertieft.

»Wie war’s beim Polizeipräsidenten?«, wollte Assad wissen.

Carl nickte. »Ausgezeichnet, danke. Aber was zum Teufel ist hier los? Hat es noch einen tödlichen Fahrerfluchtunfall gegeben?«

»Das weiß man noch nicht«, antwortete Gordon. »Er unterscheidet sich etwas von den übrigen Morden, scheint diesmal eher ein tragisches Unglück gewesen zu sein.«

»Mach’s kurz. Die Geier da drüben sind heiß auf …«

»Und hier haben wir den

Lagebesprechungsraum des Sonderdezernats Q«, tönte es von der offenen Tür her, dass Carl fast vom Stuhl gefallen wäre. Er drehte sich um. Olaf Borg-Pedersen hielt mit der Handkamera direkt auf ihn zu. »Wenn ich es richtig verstanden habe, werden in diesem Raum die Fälle diskutiert und miteinander verknüpft, hier bemüht man sich um den Überblick. Dort an der Wandtafel sehen wir die Fälle, die derzeit aktuell sind, habe ich mir sagen lassen.« Damit hielt er Carl das Mikrofon vor die Nase. »Carl Mørck, können Sie uns bitte kurz erklären, was

wir hier sehen?«

»Bedaure«, sagte der und machte sich breit, um die Anschlagtafel so weit wie möglich zu verdecken. Unter keinen Umständen sollte denen oben im Zweiten der Zimmermann-Fall ins Auge stechen. Das wäre einfach ein Ärgernis zu viel. »Mit Rücksicht auf die laufenden Ermittlungen können wir leider in dieser Sendung keine Details unserer Ermittlungsarbeit preisgeben.«

»Versteht sich.« Olaf Borg-Pedersen nickte, wirkte dabei aber wild entschlossen, die Bilder trotzdem in den Kasten zu bekommen. »Wir sprachen

gerade über die vorsätzlichen Unfälle mit Todesfolge und Fahrerflucht. Erst vier Tage ist es her, dass die junge Michelle Hansen in Stenløse umgebracht wurde – direkt vor den Augen zweier unschuldiger Schulkinder. Zuvor wurde Senta Berger unter vergleichbaren Umständen getötet und gestern nun Bertha Lind auf Amager. Möchten Sie hierzu einen Kommentar abgeben? Kann das Sonderdezernat Q zum gegenwärtigen Zeitpunkt diese letzte grausame Tat schon mit den übrigen in Verbindung bringen?«

»Tja«, griff Gordon ein. »Anders als

in den beiden anderen Fällen wissen wir ja noch gar nicht, ob Bertha Lind vorsätzlich angefahren wurde. Um bei solchen Fällen eine Verbindung herzustellen, müssten zum Beispiel Bremsspuren vorliegen, die dasselbe Reifenprofil oder denselben Gummityp erkennen ließen.«

Carl blickte die Bohnenstange missbilligend an. Zu seriös sollte das Ganze nun auch nicht werden.

»Bremsspur hin oder her«, ging er dazwischen, »es sieht auf jeden Fall ganz klar so aus, als sei ein Serienmörder auf freiem Fuß, und es ist

an der Zeit, dass die Presse mehr als nur die sparsamen Informationen erhält, die wir bislang herausgeben konnten. Das ist jedoch die Aufgabe unserer Pressestelle mit Pressesprecher Janus Staal, und dafür müssten Sie sich bitte ein weiteres Mal in den zweiten Stock bemühen.«

Olaf Borg-Pedersen stellte sich auf die Zehenspitzen. »Dennoch sehe ich mit meinem allzeit ausgefahrenen Periskop, dass neben diesen Fahrerfluchtfällen an der Tafel etwas zum sogenannten Diskothekfall hängt. Handelt es sich in Wirklichkeit vielleicht um einen größeren Komplex von Fällen, die

miteinander in Verbindung stehen?«

Carl seufzte innerlich. Was für ein Idiot. Weshalb sonst hingen die Fälle wohl nebeneinander? »Zurückweisen können wir das nicht ohne Weiteres. Die junge Frau, Birna Sigurdardottir, die so tragisch neben der Diskothek ums Leben gekommen ist, war Sozialhilfeempfängerin wie die übrigen Opfer und etwa im selben Alter. Kannten sie sich? Gab es eine Verbindung zwischen ihnen? Haben sie vielleicht sogar gemeinsame Sache gemacht? Das sind die Fragen, die wir uns stellen. Aber da können die Zuschauer von

Station 3 ja unter Umständen helfen. Tja, dann jetzt viel Vergnügen bei den weiteren Gesprächen in der Pressestelle. Vielleicht möchten Sie dort ja sogar auf die innerhalb des Polizeiapparates herrschende Politik eingehen, dass nicht automatisch dezernats- und fallübergreifend gearbeitet wird.«

Nachdem das Fernsehteam abgezogen war und Carl eine wohlverdiente Tasse Kaffee in sein Büro trug, erlaubte er sich, laut und befreit loszulachen. Was für einen Quatsch er denen erzählt hatte! So hatten Bjørn und der Polizeipräsident

sich das wohl kaum vorgestellt. Ja, manch einer würde es eindeutig eine Attacke aus dem Hinterhalt nennen. Aber der Zweck war erreicht: Er war diese Idioten erst mal los.

Da hörte er auf dem Gang einen Tumult, und kaum eine Sekunde später quetschten sich Gordon und Assad mehr oder weniger gleichzeitig durch die Tür in sein Büro.

Der lange Dünne schaffte es als Erster, und er war ganz außer Atem. »Carl, die Techniker haben herausgefunden, dass der rote Peugeot, mit dem Michelle Hansen beim ersten

Mal angefahren wurde, auch den Unfall mit Senta Berger verursacht hat!« Er war völlig aus dem Häuschen. »Jede Menge Indizien sprechen dafür, Haare und Blut an Front und Stoßstange zum Beispiel …«

Assad stand daneben und stöhnte. »Das Ganze dreht sich mir wie ein Karussell im Kopf herum, Carl. Kann ich nicht …«

»Michelle Hansen hatte ziemlich sicher mit dem Raubüberfall auf die Diskothek zu tun«, walzte ihn Gordon nieder. »Ich hab mit einem der Kollegen geredet, die Patrick Pettersson, also

Michelle Hansens Freund, verhört haben, und dieser Patrick beteuert, dass er nichts mit der Sache zu tun hat. Er hat sich ohne Wenn und Aber zur Zusammenarbeit bereiterklärt. Pasgård ist trotzdem nicht zufrieden, und jetzt hat er ihn zum dritten Mal zur Vernehmung einbestellt. Gerade haben sie ihn in der Mangel und versuchen, noch mehr Details aus ihm herauszubekommen. Ich glaube aber, dass sie ihn demnächst entlassen, und da hab ich mich gefragt, ob wir ihn uns nicht für hier unten schnappen wollen, ehe er verschwindet?«

Schnappen? Was war denn das für ein beherztes Wort aus Gordons Mund! Carl wunderte sich. Der Lange war ja gar nicht mehr zu bremsen! Andererseits – wenn sie damit Pasgård ärgern konnten, warum nicht?

»Also, darf ich mal stören?«, unterbrach Assad die beiden. »Carl, du hattest uns ja jede Menge Fragen mit auf den Weg gegeben, und da möchte ich jetzt auch mal antworten dürfen.«

Carl nickte. Rivalisierten die beiden etwa?

Assad sah auf seinen Block. »Du wolltest wissen, wann Birgit

Zimmermann geheiratet hat. Ich gehe davon aus, dass du Denise Zimmermanns Vater meintest.«

»Ja. Gab's mehrere Männer?«

»Gab es. 1984 heiratete sie als Achtzehnjährige einen jugoslawischen Gastarbeiter und wurde drei Monate später geschieden. 1987 heiratete sie wieder, diesmal einen ehemaligen Captain der US-Armee, damals war er Barkeeper in Kopenhagen. Im selben Jahr wurde sie mit Denise schwanger, die Dorrit getauft wurde, als sie 1988 zur Welt kam, mit Nachnamen Frank. So hieß der Amerikaner, genauer James

Lester Frank, geboren 1958 in Duluth, Minnesota. Damit wäre das geklärt. Seit 1995 hat er in Dänemark keine Steuern mehr bezahlt, deshalb vermute ich, dass er zurück in die USA gegangen ist. Wenn du meinst, verfolge ich das weiter.«

Assad wirkte ausgesprochen eifrig.

»Danke. Ich finde, du solltest den Stab weitergeben an Marcus, der kümmert sich bestimmt schon um den Mann«, sagte Carl.

»Und dann die zweite Frage. Denise wurde in Rødovre eingeschult, wechselte aber in der dritten Klasse an die Bolmans Friskole und blieb dort, bis

sie im Juni 2004 nach der Neunten abging.«

»Also einige Wochen nach der Ermordung von Stephanie Gundersen. Stimmt das?«

Assad nickte. »Ja. Und die Lehrerin, die einige Monate zuvor gemeinsam mit Stephanie Gundersen das fragliche Elterngespräch mit Denise Zimmermann führte, arbeitet immer noch an der Schule. Sie konnte sich weder an das Streitgespräch noch an Denises Mutter erinnern. Aber woran sie sich sehr gut erinnerte, ist die Ermordung Stephanie Gundersens mitten in der Prüfungszeit

und was für einen Stress das bedeutet hatte.«

»Weil es mitten in der Prüfungszeit war?«

»Genau. Sie musste nämlich bei der Abschlussprüfung die Verstorbene als Prüferin vertreten. Und es klang nicht wirklich so, als habe sie damals getrauert.«

»Wie zynisch ist das denn?«, kommentierte Gordon.

Assad nickte. »Ja. Sie klang wie die Hexe vom Blauberg.«

»Das heißt Blocksberg, Assad«, korrigierte Carl. »Blauberg liegt an der

Nordsee. Blocksberg mitten in Deutschland.«

Assad sah Carl an, als hätte er sie nicht alle. Aber irgendwie hatte er auch recht: In diesem Zusammenhang spielte der Berg nicht die entscheidende Rolle.

»Mit dem Finanzamt und dem Nachlassgericht zu sprechen war schwierig, die waren nicht sehr kooperativ. Aber Lis hat mir geholfen, sie ist wirklich ein Schlaumeier, Carl.«

»Schlaumeier? Du meinst Schlaukopf, Assad.«

Da nahm das braune Gesicht einen Hauch von Rot an. »Kannst du vielleicht

mal aufhören, mich ständig abzubrechen, Carl?«

Carl nickte. »Okay, ich unterbreche dich nicht mehr. So würde man es, glaube ich, eher sagen, Assad.«

Das war dann doch zu viel. »Das ist verdammt noch mal dasselbe, Carl!« Es war ihm offensichtlich scheißegal, dass sowohl Gordon als auch Carl den Kopf schüttelten. Er schäumte. »Ich habe mich viele, sehr viele Jahre damit abgefunden, aber ab heute möchte ich nicht mehr die ganze Zeit von dir korrigiert werden.«

Carl runzelte die Stirn. Korrigierte er ihn tatsächlich so oft? Er wollte schon

protestieren, schwieg dann aber, als er sah, dass Gordon Assad auf die Schulter klopfte. Zwei gegen einen an einem gewöhnlichen Montag, wer hatte da schon Lust, dagegenzuhalten?

Assad holte tief Luft und versenkte sich wieder in seine Notizen. »Lis hat herausgefunden, dass Rigmor Zimmermann wohlbe…« Er überlegte einen Moment. »Wohlhabend war«. Er sah Carl an, und der hätte gern genickt, traute sich aber nicht.

»Über die sechs Millionen auf ihrem Bankkonto hinaus, von denen wir schon wissen, hatte sie Wertpapiere für vier

Millionen und außerdem drei Eigentumswohnungen. Eine in der Borgergade, dort wohnt Birgit Zimmermann, eine in Rødovre direkt über dem ehemaligen Schuhgeschäft ihres Mannes. Und eine in Stenløse.«

Carl pfiff anerkennend. »Eine reiche Dame, ich muss schon sagen. Und du sagst, sie hat eine Wohnung in Stenløse. Das ist ja witzig, Rose wohnt dort auch.«

Assad nickte. »Ja, Carl.« Er wandte sich an Gordon. »Du weißt es auch noch nicht, Gordon, das hab ich nämlich gerade erst rausgefunden.«

Gordon zuckte die Achseln. Was war daran besonders?

»Ob ihr es glaubt oder nicht, aber Roses Nachbarin heißt Zimmermann. Rigmor Zimmermann, um genau zu sein!«

40

Montag, 30. Mai 2016

»Alle hier im Werk hassen dich, Rose. Hörst du: alle. Die lächeln dich an, aber hinter deinem Rücken zerreißen sie sich das Maul darüber, wie unmöglich du deinen Job erledigst. HAHAHAHA, lachen sie, aber gleichzeitig sind sie auch besorgt, schließlich wissen sie, wie gefährlich es hier im Werk mit einer

wie dir ist. Wird also Zeit, dass du dich endlich zusammenreißt – damit nicht noch was passiert.«

Ihr Vater sah auf seinen Zettel, kennzeichnete ein paar Brammen mit weißer Kreide und deutete dann mit nikotingelbem Finger auf sie. Wenn erst dieser vorwurfsvolle Finger ins Spiel kam, wusste man nie, wie es sich entwickeln würde, denn die Ausraster ihres Vaters glichen keinem vorhersehbaren Schema. Und nichts war ihm zu fies, er hatte einfach eine sadistische Freude daran, sie fertigzumachen.

Natürlich war ihr bewusst, dass er meist log und übertrieb, aber es zermürbte sie trotzdem. Die Unsicherheit, nie zu wissen, wann die nächste Attacke kam, hatte ihr über die Jahre einfach alle Energie entzogen. Und so hatte sie einige Tage zuvor beschlossen, dass dieser Zustand ein Ende haben musste.

»Du solltest dankbar sein, dass ich es dir erzähle, ehe du es von anderen erfährst. Ich bin der Einzige, der in diesem Laden noch zu dir steht, Rose, das kannst du mir glauben. Aber es geht ja nicht anders, du musst Geld

verdienen, schon allein wegen deiner Mutter.« Er schien von seinen eigenen Worten ganz gerührt. Aber unvermittelt veränderte sich der Ton, und sein Gesicht wurde steinhart. »Dich zu Hause rumrennen zu haben war schon immer ein teures Vergnügen, aber das kapiert dein kleines Hirn natürlich nicht.«

Währenddessen fasste der Magnet den nächsten Stahlblock, und ihr Vater trat zwei Schritte zurück. Als er merkte, dass sie protestieren wollte, begann das Weiße in seinen Augen bedrohlich zu leuchten, sein Mund wuchs ins Unermessliche, die Zähne wurden zu

meterhohen Steinbrocken und seine Spuckefontänen zum reißenden Fluss und spülten sie davon.

»Und die Arbeit muss man auch noch für dich mit erledigen. Eigentlich müssten die da oben in der Verwaltung das mal erfahren. Na ja, es lief ja von Anfang an nicht gut, vielleicht tue ich ihnen sogar einen Gefallen, wenn ich ihnen erzähle, wie wenig du zurechtkommst. Tja, was soll ich machen, was meinst du? Und außerdem …«

Rose drückte den vibrierenden Beeper in ihrer Tasche, blendete mit

größter Anstrengung seinen Wortschwall aus und füllte die Lungen bis zum Anschlag, um loszuschreien und ihm die Wörter, die immer schon auf der Lauer gelegen hatten, mit allem angestauten Hass an den Kopf zu werfen.

»WENN DU VERFLUCHTER SCHEISSKERL NICHT AUF DER STELLE AUFHÖRST, DANN WERDE ICH …«

Und wie erwartet hörte er auf. Die Welt um ihn herum verschwand, ein Lächeln machte sich auf seiner widerwärtigen Visage breit. So ein Ausraster ihrerseits war das Größte für

ihn, das wusste Rose. Nichts kam dem gleich.

»Ja? Dann wirst du was?«

Wenn Roses Halluzinationen diesen Punkt erreicht hatten, katapultierte es sie jäh in die Realität zurück, jedes Mal, und sie versuchte unwillkürlich, sich aus ihren Fesseln zu befreien. Diesen Wahnbildern war sie ausgesetzt, seit die beiden Frauen sie in ihre Gewalt gebracht hatten. Wenn in diesem Zustand die Wörter bis in die schwarze Finsternis hineinwuchsen, drängten sich die explosionsartigen Geräusche von der

anderen Seite des Stoßofens dazu. Seit drei Tagen, wieder und wieder. Und so sehr sie sich bemühte, in der Realität zu bleiben, der Albtraum ging weiter: mit dem lauten Zischen des Wassers beim blitzschnellen Abkühlen der flachgedrückten Brammen auf der anderen Seite des Ofens. Diesen Zischlaut konnte sie seitdem nicht mehr ertragen.

»Ja, dann wirst du was …? Nichts wirst du tun!« Wie im Nebel verzog sich der riesige Mund des Vaters.

»Das tust du nämlich nie!« Der gelbe Zeigefinger stieß nach ihr.

Und während sie ein paar lange Sekunden seinem Hohn ausgesetzt war, spürte Rose den Beeper.

Dieser Augenblick sollte ihr Triumph werden. Das Glück, den fuchtelnden Zeigefinger des Vaters plötzlich in der Bewegung erstarren zu sehen. Aber da löste sich der Schatten von oben.

An das Geräusch, das der Magnet machte, als er die Bramme losließ, konnte sie sich anschließend nicht mehr erinnern, nur an das Knirschen des Körpers, als der Stahlkoloss auf ihn draufknallte und ihm jeden einzelnen Knochen bis hoch zum Brustbein

zermalmte.

Der Schweiß sammelte sich auf ihren Wimpern, davon kam sie nach und nach wieder zu sich. Blinzelnd stellte sie fest, wo sie sich befand, und spürte, wie mit zunehmender Entkräftung langsam das Leben aus ihr wich.

Die Schmerzen in ihren Beinen waren inzwischen unerträglich. Das geringste Zittern pflanzte sich als eine Serie von Nadelstichen in ihrem Nervensystem fort. Vom Spann bis zu den Zehenspitzen hatte sie seit mehr als zwei Tagen keinerlei Gefühl mehr, das galt auch für

Unterarme und Hände. Natürlich hatte sie versucht, sich aus den Fesseln herauszuwinden. Wenn sie nur eine Hand aus dem Gürtel freibekäme, mit dem sie an dem Handgriff an der Wand festgeschnallt war, dann hätte sie eine Chance, das wusste sie. Aber je mehr sie sich anstrengte, umso tiefer schnitt ihr der Gürtel in die Haut.

Als Rose zum ersten Mal spürte, wie sehr sie in dem kleinen Bad auskühlte, wusste sie, dass ihr Magen reagieren würde. Wenn ihr nackter Unterleib kalt wurde, bekam sie Probleme, das wusste sie aus jahrelanger Erfahrung. Das war

schon damals so, wenn im Dyrehave-Park der Weißdorn blühte und ihre Schwestern quengelten, weil sie picknicken wollten. So früh im Jahr war es in der Regel viel zu kalt, um nur mit einer Decke auf der Erde zu sitzen, und Rose wurde danach immer krank. Natürlich verlangte ihr Vater, dass sie sich zusammenriss, und das tat sie, bis es nicht mehr ging, bis sie sich erbrach und Durchfall bekam und nicht mehr zur Schule gehen konnte – was ihm natürlich auch nicht passte. Und hier auf dieser Toilette war ihr seit Tagen eiskalt. Zum Glück hatte sie schon seit einer Ewigkeit

nichts mehr gegessen, sodass sie keine Verdauung mehr hatte, aber etwas drängte doch wie eine Sturzflut zwischen ihren zusammengeschnürten Beinen hinaus. Und es brannte wie zu erwarten fürchterlich.

Wenn sie die Frauen doch nur dazu bekommen könnte, ihr das Klebeband vom Mund zu nehmen. Inständig würde sie darum bitten, sie unten abzuwischen. Aber beides war reine Utopie, das war ihr klar. Mehr, als ihr dann und wann etwas zu trinken zu geben – wenn sie gerade mal daran dachten –, taten sie nicht. Die Toughere der beiden, diese

Denise, hatte sich dazu herabgelassen, der anderen zu erlauben, ihr ein Glas Wasser hinzuhalten, in das sie den Strohhalm tauchen konnte. Sie hatten von einer dritten Frau gesprochen, aber Rose war sich nicht sicher, worum es ging, denn sie hatte die meiste Zeit halluziniert und wusste deshalb nie so ganz genau, was um sie herum geschah.

Am Abend zuvor hatte Denise vorm Schlafengehen wie üblich ins Waschbecken gepinkelt. Da hatte sie sich zum ersten Mal direkt an sie gewendet, ohne dass es um das Thema Trinken ging.

»Du fragst dich vielleicht, was wir hier machen?«, sagte sie und erklärte, ihre Großmutter Rigmor sei der furchtbarste Mensch überhaupt gewesen, aber jetzt sei sie zum Glück tot. »Da ist es doch nur gerecht, dass wir ihre Wohnung benutzen, oder?«

Vielleicht hatte sie erwartet, dass Rose zustimmend nickte, denn als das nicht passierte, änderte sich ihr Gesichtsausdruck.

»Findest du etwa, dass sie 'ne Gute war? Na, findest du das?«, hakte sie nach, als Rose den Blick abwandte. »Sie war die reinste Pest, und sie hat mein

Leben zerstört. Das glaubst du nicht? Sieh mich an!«

Sie hatte knallrot geschminkte Lippen und blendend weiße Zähne. Aber der Mund war genauso abstoßend und hassverzerrt wie der von Roses Vater. Ob sie ihre Großmutter umgebracht hat?, schoss es Rose durch den Kopf. Ein Großteil der Verbrechen wird innerhalb der Familie begangen, das wusste niemand besser als sie. Eltern bringen ihre Kinder um, Kinder ihre Eltern und Großeltern.

»Hörst du zu, du Bullensau?«

Aber das tat Rose nicht.

Solange Licht brannte, war sie fieberhaft damit beschäftigt, sich den Raum einzuprägen. Im Entlüftungsrohr saß ein Ventilator, und der lief nur, solange das Licht eingeschaltet war. Aber hier oben im ersten Stock war die Welt sowieso zu Ende. Gäbe es eine Wohnung darüber, hätte man ihr Wimmern vielleicht durch das Rohr hören können, auch wenn die Wahrscheinlichkeit minimal war. Aber es gab keine zweite Etage. Und von dieser unrealistischen Möglichkeit abgesehen, gab es keine weiteren Kommunikationswege nach draußen.

Sie versuchte, ihre rechte Hand in den Blick zu bekommen, wo der Gürtel ihrem Gefühl nach weniger straff um das Gelenk gespannt war, aber sie konnte den Kopf nicht so weit drehen. Nein, es gab kein Vertun, sie war außerstande, sich zu helfen, und dass diese Denise Mitleid zeigen würde, war mehr als unwahrscheinlich.

»Ich könnte dir zum Beispiel erzählen, was passiert ist, als ich mal mit meinem Großvater bei einer Auktion war und versehentlich eine chinesische Vase umgeworfen habe. Wie begeistert meine Großmutter war, als wir nach

Hause kamen und sie erfuhr, dass die dreißigtausend Kronen gekostet hat. Und wie engagiert meine Mutter mich verteidigt hat.«

Roses Geist driftete schon wieder davon. Ihr Leben lang hatte sie überempfindlich auf Geschichten wie diese reagiert. Sie konnte keine Filme sehen, in denen Kinder missverstanden wurden. Sie konnte Erwachsenen nicht zuhören, die ihre Vergehen kleinreden wollten. Sie konnte Männer mit nikotingelben Fingern nicht ertragen, Männer mit exaktem Rechtsscheitel. Und ganz besonders hatte sie Frauen noch nie

ausstehen können, die sich nicht wie eine Löwin vor ihre Kinder stellten.

Und ausgerechnet jetzt rührte diese dumme Schnepfe vor ihr das alles auf. Sie wollte es nicht hören, verdammt!

Da rief die andere aus dem Wohnzimmer, es gäbe neue Nachrichten, und Denise sprang vom Waschbecken. Das benutzte Toilettenpapier warf sie einfach auf den Boden. Offenbar war es etwas, worauf sie gewartet hatten, denn Denise vergaß in der Eile, die Tür hinter sich zuzumachen.

Ich bin denen doch völlig egal. Die passen nicht mal mehr auf, was sie

sagen. Rose öffnete die Augen.

Ihr war plötzlich klar, dass die zwei sie sterben lassen würden. Und zum ersten Mal seit Wochen entsprach das nicht mehr dem, was sie selbst wollte.

Bis auf das diffuse Gemurmel aus dem Fernseher war es im Wohnzimmer eine ganze Weile still.

Aber als sie ihn ausschalteten, konnte sie, wenn sie sich konzentrierte, einzelne Wörter ihrer Unterhaltung verstehen und manchmal, wenn Jazmine etwas lauter sprach, sogar ganze Sätze.

Worum es in dem Gespräch ging,

wusste sie nicht, aber eines war sicher: Die Frauen, insbesondere Jazmine, wurden zunehmend nervös, vielleicht hatten sie sogar richtig Angst.

Offenbar machte ihnen ein Typ namens Patrick Sorgen. Die zwei sprachen darüber, dass die Polizei über ihn vielleicht diese Michelle und eine gewisse Birna mit ihnen in Verbindung bringen könnte. Die Gangmitglieder dieser Birna waren offenbar vernommen worden und hatten Jazmine erwähnt und auch noch diese Michelle, die umgebracht worden war.

Rose spitzte die Ohren. Jazmines

Stimme kippte, und Roses Atemzüge wurden tiefer, Tröpfchen von Spucke wurden durch das Saugröhrchen, durch das sie atmete, hin- und hergeschoben. Sie sprachen über einen abgefeuerten Schuss, über die tote Michelle, die Polizei und einen Überfall auf eine Diskothek. Und dann verstand sie klar und deutlich, was Denise sagte.

»Wir brauchen neue Pässe, Jazmine. Darum kümmerst du dich. In der Zwischenzeit fahre ich zu der Svendsen und steig bei ihr ein. Hat sie Geld, nehm ich's mit. Hat sie keins, warte ich, bis sie nach Hause kommt.«

Im Wohnzimmer wurde es wieder still. Sie hatten offenbar über eine Wendung gesprochen, mit der beide so nicht gerechnet hatten. Sie wollten fliehen.

Und hier saß sie, Rose, vollkommen hilflos. Ausgeliefert.

Sie schwiegen lange. Dann hörte sie Jazmine.

»Die Svendsen bringt dich um, Denise.«

Die lachte auf. »Nicht, wenn ich die hier mitnehme.« Offenbar zeigte sie irgendetwas.

»Doch nicht die Handgranate! Du

weißt doch gar nicht, wie das Ding funktioniert. Und ob die nicht viel zu alt ist.«

»Ach, das ist easy. Man muss nur unten die Kappe abschrauben, dahinter befindet sich eine kleine Kugel mit der Abreißschnur, die muss man rausfallen lassen und dann ziehen. Vier Sekunden hat man, dann geht sie hoch.«

»Aber du benutzt sie doch nicht?«

Wieder lachte Denise. »Was glaubst du – bei dem Höllenlärm, den die macht? Und außerdem weiß ich, was die mit einem Menschen anstellen kann, mein Großvater hat mir Fotos gezeigt.

Die Dinger sind völlig unberechenbar. Nein, ich nehme die Pistole mit, das Magazin hab ich schon aufgefüllt. Jetzt wissen wir doch, dass sie funktioniert. Wenn du dich hier allein unsicher fühlst, nimmst du dir einfach die Handgranate.«

»Hör auf, mich immer zu verarschen, Denise. Außerdem geh ich mit. Ich hab keine Lust, mit der da drinnen allein zu sein.«

Wovor hat sie denn Angst?, dachte Rose. Dass ich in zehn Minuten dreißig Kilo abnehme und alle Fesseln abstreife? Dass ich plötzlich aufspringe und ihr eins überbrate?

Rose konnte nicht anders, sie musste hinter ihrem Klebeband glucksend lachen. Sie hörte erst auf, als sie merkte, dass die Frauen in der Tür standen und sie ansahen.

Da grunzte sie etwas, so als hätte sie geträumt.

»Du bleibst hier und behältst sie im Auge«, kam es trocken von Denise. »Sobald ich wiederkomme, sorge ich dafür, dass man nichts mehr von ihr hört.«

41

Montag, 30. Mai 2016

Zu Hause angekommen, warf Anneli ihre Tasche im gemeinsamen Flur in die Ecke und schloss ungeduldig die Wohnungstür ihres Vermieters auf. Im Internet hatte sie mindestens dreißig Ölfilter-Modelle gefunden, die sich als improvisierte Schalldämpfer eigneten. Wonach sie suchte, war einer dieser halbgroßen. Sie

schaltete die Neonröhre im Wohnzimmer ein und scannte den Raum. Warum sich ihr Vermieter, der Maschinenbauingenieur, so selten zu Hause aufhielt, erschloss sich einem sofort: Vom Fußboden bis zur Decke stapelte sich lauter Zeug in den Regalen, das ihrer Ansicht nach nur noch für den Schrotthändler taugte. Ein Sammelsurium von vollkommen kryptischen Maschinen- und Motorenersatzteilen.

Der geeignete Ölfilter fand sich ganz unten in einer Kiste mit mindestens zwanzig anderen Filtern. Rot und rund,

ein hübsches Teil mit der perfekten Öffnung am Ende, in die sich der Revolver gleich beim ersten Versuch ziemlich passgenau hineinstecken ließ.

Sie schwenkte die selbst gebastelte Konstruktion ein paarmal hin und her, um zu sehen, ob sie hielt. Vielleicht sollte sie die Waffe direkt mal abfeuern, um zu testen, wie leise sie war? Sie zielte auf einen Sack mit Paketfüllmaterial, Kapok oder was auch immer, und wollte gerade abdrücken, da hörte sie, wie es oben in ihrer Wohnung klingelte.

Anneli stutzte. Die Sammlung für Ärzte ohne Grenzen hatte doch gerade

erst stattgefunden. Wofür wurde denn jetzt schon wieder gesammelt? Das Rote Kreuz? Aber in so dichter Folge? Eher unwahrscheinlich.

Der Besucher gab nicht auf. Diesmal klingelte er energischer – und gleich darauf bei ihrem Vermieter.

Wenn da tatsächlich jemand zum Herrn Ingenieur wollte, dann sollte er sich doch am besten gleich mal einen Flug buchen, nach Venezuela, Laos oder wo auch immer er sich gerade aufhielt.

Sie trat hinter die Gardine und spähte hinaus.

Vor der Tür stand eine ziemlich

prollig geschminkte Frau mit schwarzen Haaren und in einem Plisseerock, der so gar nicht zu ihrem sonstigen Auftreten passte. Anneli legte den Revolver ins Regal neben der Wohnzimmertür und öffnete lächelnd die Haustür.

Ihr Lächeln verschwand mindestens ebenso schnell, wie sie es aufgesetzt hatte. Die Frau auf der Türschwelle sah sie mit kaltem Blick an und richtete eine Pistole auf ihre Brust.

Aus der Nähe bestand trotz des veränderten Aufzugs kein Zweifel, wer da geklingelt hatte. »Denise …«, sagte Anneli überrumpelt, mehr brachte sie

nicht heraus.

Wortlos stieß die ihr den Pistolenlauf in den Bauch, sodass Anneli rückwärts in den Flur taumelte. Denise wirkte plötzlich überaus entschlossen, sie hatte nichts mehr mit der trägen Nörglerin gemein, mit der Anneli sich seit Jahren herumärgerte.

»Wir wissen, dass du Michelle umgebracht hast.« Ohne lange Vorrede legte sie los. »Und wenn du nicht den Rest deines Lebens hinter Gittern verbringen willst, hörst du jetzt mal gut zu, Anne-Line Svendsen. Verstanden?«

Sie nickte still. Hinter Gittern, hatte

sie gesagt. Denise war also nicht gekommen, um sie umzubringen. Dann konnte sie, Anneli, also erst mal gute Miene zum bösen Spiel machen.

»Entschuldigen Sie, aber ich weiß nicht, wovon Sie sprechen, Denise. Und warum sehen Sie so aus? Ich habe Sie ja kaum wiedererkannt. Ist etwas passiert, das ich wissen müsste? Kann ich Ihnen irgendwie behilflich …?«

Sie hatte noch nicht zu Ende gesprochen, da wusste sie, dass sie überzogen hatte, denn Denise knallte ihr den Pistolenschaft so brutal gegen den Kiefer, dass sie kaum noch Luft bekam.

Sie unterdrückte einen Aufschrei und bemühte sich trotz des Schmerzes um eine verständnislose Miene. Aber Denise biss nicht an.

»Ich weiß nicht, was Sie von mir wollen.« Anneli versuchte es jetzt mit einem ergebenen Tonfall.

»Na, deinen Lottogewinn. Das ganze Amt spricht doch davon, dass du im letzten Jahr steinreich geworden bist. Also, wo hortest du die Kohle? Ich nehme ja nicht an, dass du’s unterm Kopfkissen versteckst. Wenn das Geld auf der Bank ist, dann überweist du es mir online. Jetzt und hier.«

Anneli schluckte. Sollte ihr diese Lüge nach so vielen Monaten tatsächlich auf die Füße fallen? Wäre die Situation nicht so ernst, dann wäre das echt der Witz des Tages.

»Ich fürchte, Denise, dass Sie falsch informiert sind. Diesen sogenannten Lottogewinn hat es nie gegeben. Ich zeige Ihnen gern mein Bankkonto, das wird Sie enttäuschen. Aber was ist passiert, Denise, dass Sie so etwas tun? Das sieht Ihnen so gar nicht ähnlich. Können Sie nicht die Waffe weglegen? Dann werde ich die Geschichte sofort verges…«

Der zweite Hieb tat richtig weh. Ein früherer Freund hatte ihr einmal mit der Faust ins Gesicht geschlagen, aber das hier war sehr viel schmerzhafter. Sie griff sich an die Wange.

Ob es so schwer zu verstehen sei, blaffte Denise. Wenn sie das Geld nicht auf der Bank habe, solle sie es eben aus dem Versteck holen.

Anneli seufzte und nickte schließlich.

»Also gut. Ich hab's gleich hier im Zimmer.« Sie schob die Tür zum Wohnzimmer des Ingenieurs auf und trat einen Schritt zurück. »Hier hab ich immer zweitausend Kronen liegen, falls

ich mal schnell aus der Tür muss. Damit können wir anfangen.« Mit einer raschen Bewegung riss sie den Revolver aus dem Regal, wirbelte herum, richtete ihn auf Denises Stirn und drückte ab. Ein halblautes Plopp, und Denise sackte zusammen. Die würde sie fortan nicht mehr belästigen. Der improvisierte Schalldämpfer hatte hervorragend funktioniert.

42

Montag, 30. Mai 2016

»Roses Wohnung im Sandalspark ist doch die am Laubengang, die direkt neben dem Treppenhaus liegt, oder?«

Carl sah Assad an und nickte. Warum in aller Welt sprach er das jetzt an?

»Carl, du weißt doch, dass ich hier im Keller derjenige bin, der immer den Zucker einkauft, oder?«

Carl war verwirrt, wovon redete der Mann? »Ja, Assad, und ich weiß auch, dass es ein langer Tag war. Hat es da oben in der Birne gerade einen Kurzschluss gegeben?«

»Und ich kaufe auch Kaffee und sonst alles Mögliche, könnte man sagen. Und warum, glaubst du, tue ich das?«

»Gehört das nicht zu deinen Aufgaben? Warum sprichst du das jetzt an? Willst du eine Gehaltserhöhung, oder was? Denn wenn das so ist, kann ich nächstes Mal auch selber in den Supermarkt gehen.«

»Du kapierst es nicht, Carl. Aber im

Nachhinein ist man immer schlauer, oder? Da sieht man bestimmte Details mit anderen Augen, und dann geht einem ein Kronleuchter auf.«

Hatte er tatsächlich »im Nachhinein ist man immer schlauer« gesagt? Denn früher hieß es bei ihm grundsätzlich »rückwärts ist man klüger«. Auch den Kronleuchter kannte Carl von Assad noch nicht. In letzter Zeit hatte der Krauskopf im Dänischen echt Fortschritte gemacht.

»Ja, du hast recht, ich kapiere es nicht.«

»Okay, dabei ist es ganz einfach: Ich

kaufe Kaffee und dergleichen ein, weil Rose es nicht tut, auch wenn wir das mal so abgesprochen hatten. Sie vergisst es einfach, Carl. Deshalb.«

»Jetzt komm mal zur Sache, Assad, wir haben nämlich genug zu tun. Irgendwie muss ich Rose jetzt mal zu fassen kriegen und sie zu Rigmor Zimmermann befragen. Vielleicht weiß sie ja etwas über ihre Nachbarin, das uns weiterhelfen kann. Besondere Gewohnheiten oder so.«

Assad sah ihn müde an. »Genau davon spreche ich doch. Rose vergisst ihre Einkäufe für das Sonderdezernat Q

grundsätzlich. Ich habe sie schon oft damit aufgezogen und gefragt, wie sie das mit ihren privaten Einkäufen hinkriegt. Und da hat sie mir von der netten Nachbarin erzählt, bei der sie sich jederzeit Milch, Zucker und Haferflocken und so was ausleihen kann, wenn ihr was fehlt.«

Carl runzelte die Stirn. Ah, darauf wollte er hinaus.

»Und jetzt wissen wir, dass Rigmor Zimmermann ihre Nachbarin war – und zwar ihre einzige, eben weil Rose direkt neben dem Treppenhaus wohnt. Wenn ihr etwas fehlte, ist sie also zu Rigmor

Zimmermann gegangen. Die war die nette Dame, von der Rose so oft gesprochen hat. Die, zu deren Ermordung wir gerade ermitteln.« Er unterstrich die Schlussfolgerung mit einem energischen Kopfnicken. »Deshalb wissen wir, dass Rose sie gut kannte. Sogar richtig gut.«

Carl rieb sich die Stirn, griff dann kurzentschlossen zum Telefonhörer und gab die Nummer der Station ein, auf der Rose lag.

»Sie möchten mit Rose Knudsen sprechen?«, wiederholte die diensthabende Krankenschwester. »Tut

mir leid, darf ich fragen, wer Sie sind? Sie werden verstehen, dass ich nur Angehörigen Auskunft erteilen darf.«

»Entschuldigen Sie bitte, Carl Mørck mein Name. Sie erinnern sich? Roses Schwestern hatten mir und meinen Kollegen als engen Freunden eine Vollmacht erteilt.«

»Stimmt, wir hatten ja schon das Vergnügen. Aber ich muss Ihnen mitteilen, dass Rose Knudsen nicht mehr auf Station ist. Sie hat uns auf eigenen Wunsch verlassen, und zwar bereits am … lassen Sie mich sehen …«

Carl hörte das Klickern der Tastatur,

als die Krankenschwester etwas eingab.

»Ja, hier habe ich es. Am 26. Mai, steht in ihrer Akte.«

Carl glaubte, sich verhört zu haben. Am 26. Mai, das war ja vor vier Tagen! Warum hatte sie sich denn nicht bei ihnen gemeldet?

»Hat man sie denn bedenkenlos gehen lassen können?«

»Das kann man so nicht sagen. Eher im Gegenteil. Sie war sehr introvertiert und durchaus auch aggressiv. Aber da es sich nicht um eine Zwangseinweisung handelte, war die Entlassung allein ihre Entscheidung. Aus ärztlicher Sicht zu

verantworten war sie jedoch nicht. Wir werden wohl bald wieder von ihr hören. So ist das ja meistens.«

Beklommen legte Carl auf. »Sie hat die Klinik am Donnerstag verlassen, Assad. Auf eigenen Wunsch. Vor vier Tagen und ohne uns ein Wort zu sagen. Da stimmt doch was nicht.«

Assad sah ihn entsetzt an. »Das war genau an dem Tag, als sie so herumschrie, während ich mit der Arzthelferin telefonierte. Wo ist sie denn jetzt, hast du danach gefragt?«

Carl schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, dass sie das wissen.« Wieder

nahm er das Telefon, diesmal gab er Roses Nummer ein.

Nach dem zweiten Klingeln sprang der Anrufbeantworter an. »Dieser Anschluss ist vorübergehend nicht erreichbar«, hörte er.

Er sah Assad an. »Vorübergehend nicht erreichbar«, knurrte er und drehte sich zur Tür.

»GORDON!«, brüllte er.

Sowohl der Lange als auch Roses Schwestern waren wie gelähmt, als sie von Roses Entscheidung erfuhren. Das war für alle neu. Neu, überraschend und

beängstigend.

Nachdem sich die Schwestern intensiv beraten hatten, riefen sie schließlich ihre Mutter in Spanien an. Die bestätigte, sie habe, nachdem die Klinik sie benachrichtigt hatte, Rose sofort angerufen, und Rose habe ihr kurz darauf eine SMS geschickt.

Nach einigen Mühen und genauen Instruktionen leitete die Mutter Roses SMS sowohl an die Schwestern als auch an Carl weiter.

Der las sie Gordon und Assad vor.

Liebe Mutter, im Moment sitze ich im

Zug nach Malmö. Der Empfang ist sehr schlecht, deshalb simse ich. Mach dir keine Sorgen, mir geht's gut. Ich habe mich heute selbst entlassen, weil mir ein guter Freund in Blekinge einen Aufenthalt in seinem schönen Haus angeboten hat. Das wird mir guttun. Ich kontaktiere dich, wenn ich wieder zu Hause bin. Rose

»Habt ihr jemals etwas von einem guten Freund in Blekinge gehört?«, fragte Carl.

Das hatte keiner.

»Also, was haltet ihr von dieser Nachricht?«

Assads Antwort kam wie aus der Pistole geschossen.

»Wenn Rose jemanden in Blekinge kennt, warum hat sie das nicht erwähnt, als du im Zusammenhang mit dem Flaschenpost-Fall nach Hallabro gefahren bist?«

»Vielleicht ist ihr Freund erst später dorthin gezogen«, wandte Gordon ein.

Carl schüttelte den Kopf. »Mal ehrlich, findet ihr, dass das Roses Stil ist? Sie schreibt ›liebe Mutter‹, aber wir wissen doch, wie sehr Rose sie hasst. Denkt daran, als was sie ihre Mutter bezeichnet hat, als die von zu Hause

ausgezogen ist. Als Drecksau! Und dann schreibt sie, sie würde eine SMS schicken, weil die Handyverbindung im Zug nach Malmö so schlecht sei. Das ist doch Bullshit! Und sie erwähnt das schöne Haus des Freundes. Schön? Das schreibt ausgerechnet Rose, die sich in ihrer eigenen Wohnung einen Dreck um Ästhetik und Ordnung schert?«

»Du meinst also, die SMS ist ein Ablenkungsmanöver?«, fragte Gordon. Seine Mühlen mahlten manchmal echt langsam.

Carl warf einen Blick aus dem Bullauge von einem Kellerfenster, um

das Wetter einzuschätzen. Strahlender Sonnenschein und blauer Himmel, soweit er das sehen konnte. Eine Jacke überzuziehen war überflüssig.

»Kommt«, sagte er und stand auf, »wir fahren zu ihrer Wohnung.«

»Können wir das nicht um eine halbe Stunde verschieben?«, unterbrach ihn Gordon. Er wirkte richtig gequält. »Wir bekommen gleich Besuch, hast du das vergessen?«

»Äh, von wem?«

»Ich hab doch gesagt, dass ich versuchen will, mir diesen Patrick Pettersson zu schnappen, wenn die oben

bei Bjørn mit der Vernehmung fertig sind. Außerdem hab ich noch das hier für dich.«

Er legte Carl, der sich schwer auf seinen Schreibtischstuhl zurücksinken ließ, die Zeichnung eines Mannes in einem sonderbar ausladenden Mantel vor.

»So hat der Polizeizeichner den Mann dargestellt, den diese Frau an ihrem Geburtstag auf dem Bürgersteig in der Borgergade gesehen hat. An dem Tag, als Rigmor Zimmermann umgebracht wurde.«

Carl besah sich die Zeichnung. Unter

künstlerischen Aspekten nicht schlecht, was Strichführung und so anging. Aber für polizeiliche Zwecke leider völlig untauglich.

»War das alles, woran die Frau sich erinnern konnte? Das ist doch nur ein Mantel mit zwei Beinen von hinten. Könnte genauso gut die Rückenansicht von jedem x-beliebigen Penner mit hochgeklapptem Mantelkragen sein. Aber danke, Gordon, den Versuch war es wert.«

Er nickte. Weshalb sollte man sich auch wegen so was streiten.

»Und noch eine Sache, Carl.«

»Die wäre?«

»Es geht um die Parkuhr in der Griffenfeldsgade. Ein genialer Mensch oben in der Mordkommission, nennen wir ihn doch Pasgård, hatte die originelle Idee, dass die Person, die das erste Fahrerfluchtauto dort parkte, die Parkgebühr vielleicht mit Münzen bezahlt hat, und da könnte was dran sein, denn wenn man mit Easypay oder Kreditkarte zahlt, ist das sehr leicht zu überprüfen. Und aus dieser Überlegung heraus haben Pasgårds Leute die Münzen aus dem entsprechenden Parkautomaten geholt.«

»Gleich wirst du uns sagen, dass die Münzen jetzt auf Fingerabdrücke untersucht werden?«

Gordon nickte, und da musste Carl nun doch schallend lachen.

Glaubte die Superspürnase Pasgård wirklich ernsthaft, dass ihn das zum Mörder führen würde? Ausgerechnet Münzen, die rund um die Uhr von Leuten angegrabbelt wurden? Meinte er, er würde unter all den Fingerabdrücken den einen entdecken, auf dem »flüchtiger Fahrer« stand? Das war doch zum Brüllen.

»Danke, Gordon, you made my day.«

Gordon sah sehr geschmeichelt aus und versuchte, so zu lachen wie Carl.

Die da oben im Zweiten steckten bei dem Fall wohl echt fest. Ob man ihnen mit einer professionellen Vernehmung ein bisschen unter die Arme greifen könnte?

Das war schon ein ziemlicher Brocken, auf den Carl durch die geöffnete Tür des Lagebesprechungsraums einen Blick erhaschte, wo Gordon diesen Pettersson zur Vernehmung hingebracht hatte. Gewaltige Oberarme mit panoramahaften Tätowierungen, neben

denen sich die Tattoos so mancher TV-Stars wie aufgekritzelte Strichmännchen ausnahmen.

Carl winkte Gordon heraus. Flüsternd fragte er ihn, ob er eigentlich verrückt geworden sei, einen potenziell Verdächtigen oder Mitwisser dorthin zu bringen, wo alle Fotos an der Wand hingen? Aber Gordon hatte sich gewappnet.

»Ich hab ein Laken über der Anschlagtafel befestigt, Carl. Ganz ruhig.«

»Ein Laken? Woher hast du das denn?«

»Das ist eins von denen, die Assad benutzt, wenn er mal hier übernachtet.«

Carl wandte sich mit fragender Miene zu Assad um, aber der schien nicht vorzuhaben, das Thema zu vertiefen.

Also ging Carl in den Raum, setzte sich Patrick Pettersson gegenüber und nickte ihm zu. Der war zwar ein bisschen blass um die Nase, aber nach ein paar Stunden Verhör durfte er das auch sein. An sich wirkte er wie ein ganz solider Kerl, vielleicht nicht gerade mit einem Gehirn wie Einstein gesegnet, aber immerhin beantwortete er schnell

und offen alle einleitenden Fragen.

»Sie sind das sicher schon hundertmal gefragt worden, Patrick, aber wir versuchen es gleich noch einmal.«

Er gab Gordon ein Zeichen und legte Patrick drei Fotos vor, derweil kam Assad und stellte ihm eine Tasse Kaffee hin.

»Das ist aber nicht dein Spezialgebräu, Assad?«, fragte er sicherheitshalber.

»Nein, nein, das ist nur Gold Nescafé.« Carl verkniff sich im letzten Moment einen Kommentar.

»Die Frauen auf den Fotos hier vor

Ihnen, das sind Senta Berger, Bertha Lind und Michelle Hansen«, erklärte Carl. »Alle drei starben innerhalb der letzten acht Tage bei Autounfällen, bei denen der Fahrer Fahrerflucht beging. Soweit ich es verstanden habe, können Sie nachweisen, was Sie im jeweiligen Tatzeitraum getan haben. Ich will auch gleich festhalten, dass Sie nicht zu den Verdächtigen zählen.«

Sah Pettersson ihn etwa dankbar an, als er die Kaffeetasse zum Mund führte?

»Uns ist keine direkte Verbindung zwischen den drei Frauen bekannt, aber wenn ich das richtig sehe, gab es eine

Bekanntschaft oder sogar Freundschaft Michelle Hansens mit zwei anderen jungen Frauen, von denen Sie meinen, Michelle habe sie noch nicht lange gekannt, denn das hätten Sie gewusst. Stimmt das?«

»Ja.«

»War Michelle Ihnen gegenüber eigentlich immer offen?«

»Ja, absolut. Sie war eigentlich total geradeheraus.«

»Dennoch haben Sie zu Protokoll gegeben, dass die Trennung kurz vor ihrem Tod dann doch überraschend kam.«

Er senkte den Kopf. »Na ja, wir hatten uns gestritten, weil ich wollte, dass sie zu ihrer Sozialbetreuerin geht und ihre Angelegenheiten in Ordnung bringt. Aber dass sie deswegen gleich auszieht …«

»Welche Angelegenheiten?«

»Sie hatte wegen ihres Wohnsitzes getrickst, und das wusste ich nicht. Ich wollte, dass sie mit dem Sozialamt eine Ratenrückzahlung für das zu viel gezahlte Wohngeld vereinbart und dass sie den Job annimmt, den man ihr angeboten hatte.«

»Hat sie das getan?«

Er zuckte die Achseln. »Sie tauchte einige Tage später in der Diskothek auf, wo ich als Türsteher arbeite. Da hat sie mir gesagt, sie wolle bezahlen, was sie mir schuldet, und deshalb hab ich natürlich gedacht, dass sie auch das andere in Ordnung gebracht hat. Ja.«

Fast ein bisschen melancholisch betrachtete er ihr Foto.

»Sie vermissen Sie?«, fragte Assad.

Patrick sah ihn überrascht an, vielleicht wegen der sanften Art der Frage, vielleicht, weil sie ausgerechnet von einem wie Assad kam. Dann nickte er.

»Ich hatte geglaubt, dass wir beide was Gemeinsames hätten. Und dann sind diese zwei verdammten Weiber dazwischengekommen.«

Der Hauch von Feuchtigkeit in seinen Augenwinkeln wurde rasch weggeblinzelt. Er trank einen Schluck Kaffee und behielt die Tasse in der Hand. »Ich weiß nicht, wozu sie Michelle verführt haben, aber es war definitiv nichts Gutes.«

»Worauf stützt sich diese Vermutung?«

»Ich hab die Überwachungsvideos aus der Diskothek gesehen, die oben in

der Mordkommission haben sie mir gezeigt. Wegen der Tücher kann man die Frauen nicht richtig sehen. Aber ich meine trotzdem, dass ich sie wiedererkenne. Und dann haben Ihre Kollegen mir auch noch das Selfie gezeigt, das sie gefunden haben.«

»Verstehe ich nicht, was für ein Selfie?«

»Eins, das Michelle von sich und diesen beiden Frauen aufgenommen hat. Und auf dem Foto hab ich sie dann als diejenigen erkannt, die ich im Krankenhaus gesehen hatte. Außerdem haben Ihre Kollegen mir gesagt, sie

hätten die Stelle identifiziert, wo Michelle das Selfie geschossen hat. Das war am Gammel Strand, an dem Kanal dort. Das war am 11. Mai, also eine Weile, bevor sie bei mir ausgezogen ist. Sie hatte mir nichts von der Verabredung erzählt, offenbar sollte ich nichts davon wissen.«

»Sie sagen, Sie haben die beiden Frauen im Krankenhaus gesehen?«

»Ja, an dem Tag, als Michelle entlassen wurde, im Warteraum. Das war, nachdem sie zum ersten Mal angefahren worden war.«

Carl runzelte die Stirn. »Damit

behaupten Sie also, Michelle habe die beiden Frauen gekannt, die den Überfall begangen haben und die möglicherweise auf Birna Sigurdardottir geschossen haben?«

»So gesehen, ja.«

»Dann erlaube ich mir die Vermutung, dass Michelle in irgendeiner Weise Komplizin der beiden Frauen war und dass ihre Aufgabe in der Diskothek darin bestand, Sie abzulenken. Was meinen Sie?«

Er ließ kurz den Kopf hängen – man sah ihm den Kummer an. Die Realität hatte ihn eingeholt. Aber plötzlich ballte

er die Fäuste, drückte sich mit einer überraschenden Bewegung vom Tisch ab, stieß einen Schrei aus und schmiss mit voller Wucht die Kaffeetasse an die Wand mit dem Laken. Das löste sich aus den provisorischen Klammern, und die aktuellen Ermittlungen des Sonderdezernats traten deutlich sichtbar für jedermann zutage.

Unter anderen Umständen hätte Carl augenblicklich auf einen solchen Ausbruch reagiert, aber der Typ entschuldigte sich sofort.

»Tut mir echt leid. Ich werde den Becher bezahlen und das auch.«

Verlegen deutete er auf das vom Kaffee verfärbte Laken. »Ich bin leider ein bisschen durch den Wind nach all dem hier. Oh, auf den Fotos sind ja auch Flecken, das tut mir leid, die …«

Er verstummte und runzelte die Stirn, als würde er plötzlich etwas gänzlich Unerwartetes sehen.

»Ich glaube nicht …«, sagte Gordon, doch da umrundete Patrick schon den Tisch und steuerte auf die Anschlagtafel zu.

»Da ist sie ja schon wieder«, sagte er und deutete auf das vergrößerte Klassenfoto von der Bolmans Friskole.

»Verdammt, das ist dieselbe Frau wie auf Michelles Selfie. Dieselbe, die ich im Krankenhaus gesehen hab. Und garantiert war die auch auf den Überwachungsvideos der Diskothek drauf. Klar, jetzt ist sie viel älter, aber das ist sie, hundertpro.«

Alle drei starrten ihn an, als wäre er eben mit einer Fliegenden Untertasse gelandet.

Nach diesem Auftritt bat Carl Patrick Pettersson, sich in Gordons Zimmer zu setzen. Sie mussten die neuen Erkenntnisse erst mal verdauen. Und

vielleicht hatten sie ja auch noch ein paar weitergehende Fragen an ihn.

Assad, Gordon und Carl waren sprachlos. Assad fasste ihre Verblüffung als Erster zusammen.

»Ich begreife es einfach nicht. Es scheint ja so, als würden plötzlich alle unsere Fälle zusammenhängen. Michelle aus dem Fahrerfluchtfall kennt Denise und die andere Freundin aus dem Diskothekenfall, und Denise kennt Stephanie Gundersen und ihre Großmutter Rigmor Zimmermann sowieso. Rose wiederum kennt Rigmor ebenfalls und wohnt sogar direkt neben

ihr.«

Carl hörte ihm kommentarlos zu. So etwas wie das hier hatte er in seiner gesamten Polizeilaufbahn noch nicht erlebt, es war absolut verrückt.

»Uns bleibt gar nichts anderes übrig, Carl, wir müssen Bjørn holen. Du musst das Donnerwetter über dich ergehen lassen, lieber jetzt als später«, sagte Gordon.

Carl sah es schon vor sich. Disziplinarverfahren und Rachefeldzug und alle Kollegen stinksauer und verbittert und enttäuscht. Aber was, wenn sie sich nicht mit diesen Fällen

beschäftigt und sie an der Anschlagtafel zusammengetragen hätten?

Carl nickte den beiden zu, nahm das Telefon und bat Lis, Lars Bjørn sofort zu ihnen zu schicken. Und dann warteten sie und überlegten jeder für sich, wie es möglich sein konnte, dass fünf unterschiedliche Fälle tatsächlich so miteinander verbunden waren.

Bjørn polterte in das spartanische Kabuff, stellte sich breit vor die Anschlagtafel, und schon waren die Bärenklauen ausgefahren – er machte seinem Namen wirklich alle Ehre.

Carl gab Gordon durch ein Zeichen zu verstehen, er möge Patrick holen, und als Mr Tattoo in der Tür erschien, sprang Bjørn fast der Draht aus der Mütze.

»Was zum Teufel hat mein Zeuge hier zu suchen? Fahrerflucht, Diskothek und Zimmermann, was zum Teufel haben diese Fälle beim Sonderdezernat Q zu suchen? Das war es also, wovon dieser Idiot, dieser Borg-Pedersen, faselte. Ich habe nur meinen Ohren nicht getraut.«

Er drehte sich zu Carl um, ein messerspitzer Zeigefingernagel war nur zehn Zentimeter von dessen Stirn

entfernt. »Diesmal bist du einen Schritt zu weit gegangen, Carl Mørck!«

Carl ergriff die Chance und unterbrach den Wortschwall, indem er beherzt Bjørns Finger von seiner Stirn wegschob. Dann wandte er sich ruhig Patrick zu. »Seien Sie doch bitte so freundlich und fassen Sie für Polizeikommissar Lars Bjørn kurz zusammen, was Sie uns gerade erzählt haben.«

Bjørn wedelte mit beiden Armen. »Nein! Er soll auf keinen Fall in das hier involviert werden, Carl. Begleitet ihn hinaus!«

Aber da war Petterson schon an die Anschlagtafel getreten und deutete auf das Schulfoto. »Das ist diese Frau aus der Diskothek«, sagte er.

Bjørn kniff die Augen zusammen und sah genauer hin.

»Das stimmt, Lars. Das Mädchen dort ist Denise Frank Zimmermann, und hinter ihr steht die 2004 ermordete Stephanie Gundersen. Alle Fälle an der Tafel hier hängen auf die ein oder andere Weise zusammen.«

Anschließend brauchten sie geschlagene zehn Minuten, um ihrem Chef abwechselnd alle Zusammenhänge

darzulegen. Als sie schließlich fertig waren, stand er da, erstarrt wie eine Salzsäule vor Sodom und Gomorrha. Er war zwar ein Dickschädel, aber einer mit Ermittlerseele. In diesem Moment ging es ihm genau wie ihnen kurz zuvor. Er begriff es nicht und gleichzeitig war er wie erlöst.

»Setz dich, Lars, trink einen Kaffee und lass uns darüber reden, wie wir weiterkommen.« Carl machte Assad ein Zeichen, und der verschwand, um sich um die Versorgung zu kümmern.

»Die Fälle sind ja vollständig miteinander verflochten«, sagte Bjørn

und ließ den Blick über die Anschlagtafel wandern. »Aber was ist mit Rose, was hat sie da zu suchen?«

»Rigmor Zimmermann ist ihre Nachbarin. Aber Rose ist zurzeit krankgeschrieben. Wir fahren gleich zu ihr nach Hause und befragen sie zur Zimmermann.«

»Carl, ist Rose in das hier involviert?«

Carl runzelte die Stirn. »Nein. Dafür gibt es nicht den geringsten Hinweis. Dass die zwei Tür an Tür wohnen, ist tatsächlich reiner Zufall. Und warum nicht die Aussage einer herausragenden

Ermittlerin zum Opfer nutzen?«

»Ihr habt sie also schon angerufen und mit ihr darüber gesprochen?«

»Äh, nein. Bei ihrem Handy springt sofort die Mailbox an. Ich vermute, dass der Akku leer ist.«

Bjørn schüttelte den Kopf. Das hier war zu viel für ihn.

»Weiß Marcus über das alles Bescheid?«

»Noch nicht bis ins Letzte, nein.«

Da tippte Patrick Pettersson Carl auf die Schulter. Den hatten sie komplett vergessen.

»Darf ich jetzt gehen? Ich bin schon

den ganzen Tag hier. Mein Chef wird mir morgen früh Fragen stellen, wenn ich die Autos nicht fertig habe, die er mir zugeteilt hat.«

»Aber Sie verlassen Kopenhagen nicht, klar?«, sagte Bjørn.

Patrick schüttelte den Kopf. »Erst hieß es, dass ich Dänemark nicht verlassen darf. Jetzt muss ich in Kopenhagen bleiben. Was kommt als Nächstes? Dass ich meine Wohnung nicht verlassen darf?«

Mit einem schiefen Lächeln und einer eindeutigen Handbewegung scheuchte Bjørn ihn hinaus.

Als er weg war, nahm Bjørn sein Handy aus der Tasche. »Lis!«, sagte er. »Ruf bitte alle zusammen, die nicht draußen unterwegs sind, und schick sie nach hier unten. Ja, jetzt, hab ich gesagt. Ja, ja, ich weiß selbst, dass es schon spät ist. Ja, runter zu Carl.«

Dann wandte er sich an Carl. »Zwei Fragen. Habt ihr einen Verdacht, wer der Unfallfahrer sein könnte?«

Carl schüttelte den Kopf.

»Das ist schade. Und wisst ihr, wo sich diese Denise Zimmermann aufhält?«

»Nein, auch nicht. Wir haben bisher allerdings auch nicht sonderlich intensiv

nach ihr gesucht. Ihrer Mutter zufolge hält sie sich nicht an ihrer Adresse auf, also wo sie gemeldet ist. Sie soll bei einem Liebhaber in Slagelse sein, meint die Mutter.«

Bjørn seufzte tief. »Ich weiß nicht, wie ich die Sache mit euch hier händeln soll. Aber jetzt gehe ich erst mal zur Toilette, derweil kann ich ein bisschen darüber nachdenken.«

Carl kratzte sich die Bartstoppeln und nickte Assad zu, als der mit Kaffee für den Chef kam. »Wir werden noch eine Stunde warten müssen, bis wir zu Rose fahren. Erst kommen sämtliche Idioten

aus dem Zweiten runter, um gebrieft zu werden.«

»Okay. Und sonst, Carl? Pumpt sich Bjørn gerade zum großen Knall auf?«

»Man weiß nie, was er sich so ausdenkt.«

Assad lachte und brachte Gordon damit ebenfalls zum Lachen, wie auch immer das funktionierte. »Schon möglich, dass er manchmal ätzend ist, Carl, aber er ist gerecht.«

»Wie das, Assad?«

»Na, indem er zu allen gleich ätzend ist.«

43

Montag, 30. Mai 2016

»Hör zu, Carl, ich sterbe vor Hunger. Kannst du nicht bitte auf dem Weg nach Stenløse irgendwo anhalten?«

Carl ging es genau umgekehrt. Solange die Geschichte mit Rose in seinem Kopf rotierte, war ihm der Appetit komplett vergangen.

Er startete den Wagen. Im Radio

begannen gerade die Nachrichten.

»Donnerwetter, da kannst du mal sehen, die ziehen die Fahndung nach Denise ja total breit auf!« War jemals schon mit einem solchen Aufgebot nach einer Zeugin gefahndet worden? Sämtliche TV- und Radio-Nachrichten brachten den Aufruf. Lars Bjørn und Pressechef Janus Staal waren da jetzt wirklich hinterher. Aber klar, dachte Carl, mit etwas Glück löst man damit ja auch drei Fälle auf einen Schlag.

Assads Handy klingelte. »Für dich«, sagte er nach einem Blick aufs Display und aktivierte die Freisprechanlage.

»Ja, Carl Mørck hier.« Die Person am anderen Ende räusperte sich ausführlich.

»Entschuldige, Carl«, kam endlich auch eine Stimme hinterher. »Aber seit ich nicht mehr rauche, muss ich ständig husten.«

Das war Marcus Jacobsen.

»Wie besprochen hab ich mich dahintergeklemmt, mehr über Birgit Zimmermanns Mann herauszufinden, und hab einige interessante Infos ausgegraben. Soll ich mal vorlesen?«

Kann das nicht bis morgen warten?, dachte Carl. Es war schon spät und seine

Batterien waren ziemlich leer.

»Wir fahren gerade raus aus der Stadt, aber schieß los«, sagte er trotzdem.

Marcus räusperte sich. »James Lester Frank wurde 1958 in Duluth, Minnesota, geboren. 1987 heiratete er Birgit Zimmermann, ein Jahr, bevor Dorrit Frank Zimmermann, später Denise, geboren wurde. Das Paar trennte sich im Herbst 1995, und wenige Monate später kam es zur Scheidung. Die Mutter erhielt das Sorgerecht für Denise, der Vater zog im selben Jahr zurück in die USA.«

Carl blinzelte. Und wann kam das

Interessante?

»Dort trat er wieder in die Armee ein. Er war mehrfach im Irak und später in Afghanistan stationiert. 2002 fielen dort zwei seiner Soldaten im Rahmen einer Mission. Danach war er verschwunden. Man ging davon aus, dass er ebenfalls umgekommen war, aber dann erkannte ihn ein Verbindungsoffizier in Istanbul, seither gilt er als Deserteur und wird international gesucht.«

Scheint ein kluger Mann zu sein, dachte Carl. Wer würde das Gesuchtwerden nicht dem Totsein

vorziehen?

»Vor einem Monat brach ein gewisser Mark Johnson auf dem Bürgersteig zusammen und wurde ins Krankenhaus Herlev gebracht. Die Leberwerte des Mannes gingen durch die Decke, und etliche Organe waren kurz vorm Versagen, fand man bei der Gelegenheit heraus. Der Mann habe sich in einem Umfang Alkoholschäden zugezogen, wie man sie nicht lange überleben kann, so die schonungslose Diagnose der Ärzte.«

»Mark Johnson? War das der, der diesen Frank in der Türkei wiedererkannt hat?«

»Nein, aber das kommt gleich. Denn natürlich bat man diesen Mark Johnson, sich auszuweisen, und als er dazu nicht in der Lage war, zog man die Polizei hinzu.«

»Knallhart, wo der Mann doch so krank war«, schaltete sich Assad ein.

»Ja, das kannst du laut sagen. Aber klar, wenn man die Krankenakte führen muss, weiß man gern, mit wem man es zu tun hat, Assad.«

»Jetzt lasst mal gut sein.« Carl war ungeduldig. »Und wie ging's weiter?«

»Sie fanden an dem Kerl einige Tätowierungen und vor allem unter

einem Arm ein sogenanntes ›meat tag‹. Das identifizierte ihn.«

»›Meat tag‹, was ist das noch mal?«, fragte Carl.

»Das ist wie eine Erkennungsmarke, nur eben auf die Haut tätowiert«, erklärte Assad. »Auch Hundemarke genannt.«

»Korrekt«, übernahm Marcus. »Da sind Nachname und Vorname und eventuelle Mittelnamen als Initialen reintätowiert. Und da der Mann der US Army angehörte, auch die ID-Nummer des amerikanischen Verteidigungsministeriums, seine

Blutgruppe und Religionszugehörigkeit. Viele wurden damals so tätowiert, bevor sie an die Front geschickt wurden. Heutzutage ist die Tätowierungspraxis in der amerikanischen Armee eine andere, deshalb weiß ich nicht, ob das noch erlaubt ist. Aber für den gefallenen Soldaten hatte das den Vorteil, wenn du so willst, dass man ihn identifizieren konnte, auch wenn er seine Metall-Erkennungsmarke verloren hatte.«

»Und in diesem Fall ergab diese eintätowierte Hundemarke, dass es sich um James Lester Frank handelte?«

»Ja, ganz genau. ›Frank L. James‹

stand da. Was nichts anderes heißt, als dass Birgit Zimmermanns Mann lebt, wenn auch gesundheitlich schwer angeschlagen. Na ja, ein paar Monate hat er wohl noch, sie haben ihn aus dem Krankenhaus entlassen. Und jetzt kommt's, er bewohnt in Rødovre die Ladenwohnung, die zum Schuhgeschäft von Fritz Zimmermann gehörte, und die Eigentümerin ist noch immer … ja, ihr hört richtig: Rigmor Zimmermann.«

»Das heißt, er ist in Dänemark?«

Assad war völlig von den Socken. »Also, Marcus, das verstehe ich nicht. Ich bin sämtliche Register

durchgegangen und habe ihn nicht finden können. Der Mann ist in diesem Land nicht gemeldet.«

»Nein, denn er wohnt erst seit 2003 illegal wieder hier, und zwar unter seinem falschen Namen, Mark Johnson. Das hätte ich mal wissen sollen, dass er 1999 noch im Lande war, als wir im Mordfall Gundersen ermittelten.«

»Warum haben sie ihn im Krankenhaus nicht festgenommen, Marcus?«, wollte Carl wissen.

»Tja, was weiß ich. Möglicherweise, weil er todkrank ist und nirgendwohin abhauen kann. Die von der

Ausländerbehörde haben ihn natürlich im Auge, denn nach der Vernehmung hat die Polizei den Fall an die weitergegeben. In der Praxis weist man Menschen mit einem derart schlechten Gesundheitszustand allerdings nicht sofort aus. Außerdem sind die in der Behörde stark überlastet, und entsprechend lang ist die Bearbeitungszeit. Na, ihr solltet sie auf jeden Fall mal aufsuchen.«

»Weißt du, wovon er in all diesen Jahren gelebt hat?«

»Nein, und ich vermute, das weiß auch nur er allein. Wahrscheinlich wie

irgendein Penner von der Hand in den Mund. Wohl wirklich eine arme Socke. Aber wenn ihr mich fragt, ob er sich seinen Lebensunterhalt auf kriminelle Weise verdient, also, das glaube ich nicht. Denn es liegt doch auf der Hand, dass er nicht riskieren will, festgenommen und in ein Land abgeschoben zu werden, in dem er wegen Fahnenflucht sofort im Knast landet.«

»Ja, haben wir nicht ein Auslieferungsabkommen mit den USA?«, fragte Carl.

»Klar, ratifiziert just im Jahr 2003 –

was Frank wohl ganz schön ärgern wird. In Schweden gibt es so ein Abkommen auch, aber Menschen, die im Heimatland wegen militärischer oder politischer Vergehen angeklagt sind, werden nicht abgeschoben. Würden wir ihn ausliefern, dann würden ihn die Amis in das finsterste Loch stecken, das sie finden können. Deserteure waren in *God's Own Country* nie sehr beliebt. Das ist insgesamt kein sonderlich glamouröses Schicksal, das viele Kriegsveteranen hier wie dort teilen.«

Assad nickte nachdenklich – fast so, als wüsste er darüber besser Bescheid

als sie beide zusammen.

Carl dankte Marcus für die erstklassige Arbeit. James Frank in Dänemark, das musste man sich nur mal vorstellen!

Nachdem sie das Gespräch beendet hatten, drosselte er kurz die Geschwindigkeit. »Kannst du mit dem Essen noch ein bisschen warten, Assad?«, fragte er, wartete die Antwort aber nicht ab, sondern redete gleich weiter. »Wie wär's, wenn wir nach diesen Neuigkeiten dem werten James Lester Frank einen kleinen Besuch abstatten? Vielleicht hat Denise ja bei

ihrem Vater Unterschlupf gefunden? Das wäre doch mal ein Treffer.«

Fritz Zimmermanns einstmals mondänes Schuhgeschäft war nur noch ein Schatten seiner selbst. Ein ziemlich heruntergekommenes Haus mit jeder Menge Gerümpel hinter schmutzigen Schaufensterscheiben. Man konnte den alten Schriftzug noch erahnen, trotz vieler stümperhafter Versuche, ihn zu überdecken. Carl zählte mindestens fünf Branchen, die nach Zimmermann vergeblich versucht hatten, an dieser Adresse ein Geschäft zu betreiben.

Assad deutete auf die Wohnung über dem Laden. Mit nur einer Gaube zur Straße hin war es wahrscheinlich eine Einzimmerwohnung. Aber Ladengehilfen und Dienstboten waren damals in Dänemark auch nichts Besseres gewohnt.

»Mark Johnson« war mit schwarzem Stift direkt auf die Wohnungstür geschrieben. Dass die den strengen Brandschutzvorschriften genügte, war eher unwahrscheinlich. Sie klopften.

»Einfach reinkommen«, rief eine Männerstimme mit ausgeprägt amerikanischem Akzent.

Sie hatten eine chaotische Rumpelbude à la Benny Andersson erwartet, aber da hatten sie sich geirrt. Der Geruch von Weichspüler, wie man ihn gern für Babywäsche benutzt, hing in der Luft und geleitete sie an zwei angemalten Bierkisten vorbei ins Wohnzimmer, das mit Schlafsofa und Tisch, Fernseher und Kommode eher spartanisch eingerichtet war.

Carl sah sich um. Falls sich Denise Zimmermann irgendwo in diesem Zimmer versteckte, musste sie erheblich geschrumpft sein. Er gab Assad ein Zeichen, den Rest zu checken.

»Sie sind von der Polizei«, sagte der Mann mit der gelblichen Haut vom Sofa aus. Er war in eine dicke Steppdecke gewickelt, obwohl sich die Außentemperatur den dreißig Grad näherte. »Sind Sie gekommen, um mich festzunehmen?«

Als Einleitung ziemlich überrumpelnd.

»Nein, wir kommen nicht von der Ausländerbehörde, sondern von der Mordkommission in Kopenhagen.«

Carl hatte mit heftigem Protest gerechnet oder dass sich der Mann furchtbar aufregte, wie man das sonst so

oft erlebte. Aber James Frank presste nur die Lippen zusammen und nickte verständnisvoll.

»Wir sind hier, weil wir nach Ihrer Tochter suchen.«

Assad kam unauffällig zurück und signalisierte Carl, dass sie weder in der Küche noch im Bad sei.

»Wann haben Sie Denise zuletzt gesehen, James? Oder ist es Ihnen lieber, wenn ich Sie Mark nenne?«

Er antwortete mit einem Achselzucken. Offenbar war es ihm egal.

»Denise? Na ja, für mich ist sie ja immer noch Dorrit. Gesehen habe ich sie

zum letzten Mal 2004. Und heute habe ich gehört, dass nach ihr gefahndet wird. Das hat wehgetan, wie Sie sich sicher vorstellen können.« Er griff nach einem Glas auf dem Tisch. Es sah aus, als wäre es mit Wasser gefüllt.

»Wir ermitteln im Fall Ihrer ermordeten Ex-Schwiegermutter und verdächtigen natürlich erst mal alle, die unmittelbar vor ihrem Tod mit ihr in Verbindung standen. Dazu würden wir Ihre Tochter gern vernehmen.«

James Frank trank einen Schluck und stellte das Glas danach auf seinen Bauch. »Sie wissen, dass meine

Abschiebung ansteht?«

Carl und Assad nickten.

»Wenn ein Deserteur wie ich ins Netz des amerikanischen Militärs gerät, ist das für die Glück pur. Als ich desertierte, stand ich zur Beförderung zum Major an. Ich hatte so viele Medaillen, dass ich schon eine ganz schiefe Haltung bekam. Keine Ahnung, an wie vielen Missionen ich beteiligt war, denn das waren schon in meinen jüngeren Tagen eine Menge. Aber glorreich war keine davon, das kann ich Ihnen sagen. Deshalb sind sie so erpicht darauf, solche wie mich nach Hause und

aus dem Weg zu schaffen. Wir sollen nämlich nicht plaudern, deshalb heften sie uns so viele Orden an die Brust.« Er schüttelte den Kopf. »Das amerikanische Militär vergisst seine Deserteure nicht. Gerade haben sie darum ersucht, dass die Schweden ihnen einen ausliefern, auch wenn der seit achtundzwanzig Jahren dort lebt, Familie hat und alles. Da frage ich Sie, was sollte die Dänen daran hindern, mich auszuliefern? Meine Krankheit etwa?«

Carl nickte erneut.

»Ach, das glauben Sie. Aber das können Sie getrost vergessen, denn die

Amerikaner werden natürlich versichern, dass ich bei ihnen in beste ärztliche Behandlung komme, und zack, schon steht das Flugzeug bereit.«

»Okay. Aber was hat das mit dem Grund unseres Kommens zu tun?«, fragte Carl. War er Seelsorger, oder was?

»Na, ich erzähle Ihnen gerade, dass es etwas gibt, das meine Abschiebung verhindern wird, und damit geht es mir gut.«

»Und das wäre?«

»Dass ich etwas weit Schlimmeres getan habe, als zu desertieren, denn das ist den Dänen schließlich egal.«

An der Stelle rückte Assad näher. »Warum sind Sie denn zunächst zurück in die USA gegangen, wenn Sie doch hier Familie hatten?«

»Auch dazu komme ich noch.«

»Zu dem, was 1995 geschah?«

Er nickte. »Sie wissen schon, dass ich wirklich sehr krank bin?«

»Ja, das schon, aber nicht im Detail.«

»Für mein nächstes Weihnachtsgeschenk muss nicht mehr gesammelt werden, wenn Sie verstehen.« Er lachte über seinen Witz. »Und deshalb will ich nicht zurück und in einem amerikanischen Gefängnis

verschimmeln, während ich langsam krepiere. Ich will lieber in Dänemark sterben, hier kümmert man sich gut um einen, wenn es ans Sterben geht. Sogar im Gefängnis.«

Carl schob die Unterlippe vor. Der Kerl brachte wirklich alle Warnlampen in ihm zum Leuchten.

»James, wissen Sie, ich habe erst vor wenigen Tagen einen Mann aus meinem Büro geworfen, der einen Mord gestehen wollte, den er unmöglich begangen haben konnte. Falls Sie mir also gerade so etwas auftischen wollen, muss ich Sie warnen. Das wird in Ihrem Fall nicht

helfen.«

Er lächelte. »Wie heißen Sie?«

»Carl Mørck.«

»Gut. Für einen Polizisten sind Sie ziemlich auf Zack, genau das wollte ich Ihnen nämlich gerade erzählen. Ich kann nicht an die USA ausgeliefert werden, weil ich in Dänemark einen Mord begangen habe. Ob Sie es nun glauben oder nicht.«

Begonnen hatte es als Spiel zwischen James und seinem Schwiegervater. Beide waren sie altgediente Soldaten und hatten aktiv an Kriegen

teilgenommen, mit allem, was dazugehörte. Ihre jeweilige Geschichte kannten nur wenige, und auch deshalb mochte Fritz Zimmermann seinen Schwiegersohn. Für Fritz war Soldatsein ehrenvoll und ein Synonym für Männlichkeit und Tatkraft. Unverhohlen fragte er James nach den militärischen Missionen aus, an denen er teilgenommen hatte, von Zaire über Libanon bis Grenada, denn Fritz liebte Kriege. Je detaillierter James wurde, umso neugieriger fragte Fritz. Das war der Ursprung ihres Spiels.

»Wenn ich jetzt das Wort Bajonett

nenne, dann erzählen wir beide abwechselnd, wie wir es benutzt haben, und danach nennt der andere ein Wort«, schlug Fritz vor. »Gute Wörter wie zum Beispiel Hinterhalt … oder Feuer. Feuer ist ein fantastisches Wort.«

Anfangs hatte James gezögert. Bei welchem Thema auch immer, Fritz' Geschichte übertrumpfte seine um das Zigfache, und sein Repertoire schien unerschöpflich. Rücksichtsloses Einmarschieren wurde im Mund seines Schwiegervaters zum Kreuzzug, das Erhängen von Gefangenen zur Selbstverteidigung. Er schwärmte vom

Kameradschaftsgeist an der Front, von all den Teufelskerlen, die Schulter an Schulter zusammenstanden. Und zu seiner eigenen Überraschung konnte sich James langsam in ihm wiedererkennen.

In der Regel plauderten sie ein paar Stunden am Samstag, wenn James sich von seinem Kneipenjob regeneriert hatte, Birgit sich um das Kind kümmerte und Rigmor um den Haushalt. Dann ließen Fritz und er im hintersten Zimmer im Erdgeschoss die Vergangenheit aufleben. Hier konnte er eine Parabellum in der Hand wiegen, hier konnte er sehen, welch effektive Waffen man aus

allem möglichen Vorhandenen herstellen konnte.

Dieses Spielchen hätte sicher noch jahrelang so weitergehen können, wenn nicht durch einen Zufall der Hass zwischen James und Rigmor aufgeflammt wäre. Eigentlich hatte es nach einem ganz normalen Kaffeetrinken im Anschluss an ein frühes samstägliches Mittagessen ausgesehen. Da stellte sein Schwiegervater auf einmal eine einfache, aber ihn völlig überrumpelnde Frage, die den Löwen aus der Höhle holte.

Tatsächlich war die Frage ziemlich

unpassend, weil das Kind mit am Tisch saß, aber darum scherte sich Fritz nicht. »Was meinst du, was ist das Schlimmste, was ein Soldat tun kann? Gelegentliche Hinrichtungen oder gelegentliche Untreue?«

James hatte kurz geglaubt, die Frage gehöre zu ihrem Spiel, und forderte seine Tochter deshalb auf, ein bisschen in den Garten zu gehen. Das war doch sicher nur wieder einer von Fritz' morbiden, spinnerten Einfällen. Aber als er nach kurzer Bedenkzeit antwortete, das seien natürlich gelegentliche Hinrichtungen, da gab ihm seine

Schwiegermutter eine Ohrfeige, dass sein Kopf zur Seite flog.

»Du Drecksack!«, rief sie, während Fritz vor Lachen auf den Tisch klopfte.

James war völlig verblüfft, und als er seine Frau beiseitenahm und um eine Erklärung bat, spuckte die ihm ins Gesicht.

»Du Arschloch bist direkt in die Falle gegangen. Ich hab Mutter und Vater von deinen ewigen Weibergeschichten erzählt, wie du mich nach Strich und Faden betrügst.«

Er hatte versucht, alles abzustreiten, aber sie wussten es ja längst besser.

»Mutter hasst dich für alles, James. Dafür, dass du mich betrügst. Dafür, dass du dich mehrmals in der Woche volllaufen lässt. Dafür, dass du Vater dazu bringst, über Dinge zu reden, über die man nicht spricht!«

An dem Tag zeigte Rigmor Zimmermann James ihr wahres Gesicht und machte ihm klar, wer in der Familie die Hosen anhatte. Die notwendigen Papiere, um die Ehe aufzulösen, lagen auf dem Tisch bereit, und Birgit hatte schon unterschrieben.

James bat sie inständig, die Papiere zu zerreißen, aber das traute sie sich

nicht. Außerdem hatten ihre Eltern ihr das Versprechen gegeben, sich um sie zu kümmern, sobald er von der Bildfläche verschwunden war.

Und das war er dann auch urplötzlich.

Eine ganze Zeit später hatte er noch einmal versucht, Rigmor zu erpressen: Sie solle alles annullieren, sonst würde er die Behörden über Fritz' Verbrechen im Zweiten Weltkrieg informieren. Beweise genug hätte er.

Die Reaktion kam zwei Tage später in Form eines Angebots. Hundertfünfzigtausend Dollar, wenn er

in die USA zurückkehrte und sich nie wieder blicken ließ. Das Geld würde ihm in drei Raten auf sein amerikanisches Konto ausbezahlt. Damit sei die Sache erledigt, und James schlug ein. Diese Summe konnte ein Arbeiterkind aus Duluth in Minnesota einfach nicht ausschlagen.

Leider vergaß er, die amerikanische Steuerbehörde über den Geldsegen zu informieren, und nach etlichen Verhandlungen und Strafzahlungen war er nicht nur wieder auf null, sondern tief verschuldet.

Deshalb musste sich James Lester

Frank wieder bei der Armee verpflichten. Zum Dank schickten sie ihn über Jahre ununterbrochen zu Missionen und so dicht an die Stellungen der Taliban heran, dass er und seine Männer bald aussahen und rochen wie sie.

»Wir waren wie die Tiere. Kackten, wo wir schliefen. Fraßen, was wir töten konnten. Und wir töteten auf unmenschlichste Weise, dafür sorgten die Taliban. Dem letzten meiner Kameraden, bei dem ich sah, wie sie ihn töteten, hackten sie als Erstes die Arme ab.

Da bin ich geflohen. Elf Monate lang

hab ich in den Bergen gelebt, und als ich endlich ganz rauskam, war ich fertig mit dem Töten für die USA.«

»Aber dann wurden Sie in Istanbul gesehen«, sagte Carl.

James Frank nickte und zog sich die Steppdecke hoch bis zum Hals.

»Ich habe in einer Bar für Touristen gearbeitet, von denen die meisten Amerikaner waren. Das war idiotisch. Auch wenn ich mir eine Glatze rasiert und einen Vollbart zugelegt hatte, erkannte mich der Offizier auf Anhieb. Zum Glück hatte ich am selben Tag in der Bar ein dänisches Ehepaar mit einem

Wohnmobil kennengelernt, und die haben angeboten, mich auf dem Rückweg nach Dänemark mitzunehmen. Ich hatte ihnen meine Geschichte erzählt, dass ich Soldat war und desertiert bin. Für sie war das kein Problem, eher im Gegenteil, würde ich sagen. Echte Pazifisten, danach muss man lange suchen.«

»Hm, das war mal eine mächtig gute Geschichte«, brummte Assad ironisch, er wirkte geladen. »Aber worauf wollen Sie eigentlich hinaus?« Sein Magen knurrte laut. Machte ihn der Hunger so gereizt? Carl hingegen hatte das Essen

fast vergessen. Hauptsache, er bekam mal eine Zigarette, dann konnte er gut noch ein paar Stunden durchhalten.

»Als ich zurück nach Dänemark kam, hatte ich weder Papiere noch Geld. Ich sah keinen anderen Ausweg, als Fritz und Rigmor aufzusuchen und sie zu bitten, mir zu helfen, denn ich hatte die Absicht zu bleiben. Sie waren entsetzt, denn sie und Birgit hatten Dorrit erzählt, ich sei gestorben.

Ich bin fast ausgerastet vor Wut. Und dann bin ich in Fritz' geheimen Raum eingedrungen und hab alles mitgenommen, was ich kriegen konnte,

um etwas gegen sie in die Hand zu bekommen. Ich hab den Raum fotografiert und anschließend die beiden, die natürlich tobten und mich wüst beschimpften. Schließlich hab ich mir Fritz' Kampfmesser geschnappt und es Rigmor an die Kehle gehalten. ›Ich weiß genau, wie es sich anhört, wenn ich dir die Gurgel durchschneide‹, hab ich zu ihr gesagt. Da war Ruhe. Danach wurde vereinbart, dass ich in dieser Wohnung hier leben könnte, für die sie sämtliche Ausgaben übernehmen, und dass sie mir darüber hinaus künftig zwölftausend Kronen im Monat geben würden. Ich

hätte mehr verlangen können, aber so schlau war ich nicht.« Er lachte und seufzte gleichzeitig und drohte jeden Augenblick einzuschlafen. Seine Augäpfel waren quittengelb. Ihm schien es echt dreckig zu gehen.

»Aber dafür musste ich hoch und heilig versprechen, mich von Birgit und Dorrit fernzuhalten. Falls ich doch mit ihnen Kontakt aufnahm, versicherte mir Rigmor, dann wäre es ihr völlig egal, was ich den Behörden über Fritz erzählte, dann würde sie dafür sorgen, dass ich festgenommen und ausgewiesen würde. Und das meinte sie ernst. Lieber

Fritz und den guten Ruf der Familie opfern als die Tochter und Enkeltochter.«

»Aber das Versprechen haben Sie dann doch nicht eingehalten?«, fragte Carl skeptisch.

Er lächelte. »Doch, in gewisser Weise schon. Ich weiß wirklich nicht, wie oft ich mich am Sortedamssø hinter den Bäumen versteckt und den Eingang der Bolmans Friskole beobachtet habe, um nach Schulschluss einen kurzen Blick auf Dorrit zu erhaschen.«

»Und Birgit?«

»Tja, aus reiner Neugier habe ich

versucht, sie ausfindig zu machen, aber es gab keine Adresse. Und so hatte ich die Idee, Dorrit auf dem Heimweg zu folgen.«

»Und das haben Sie getan?«

Assad tippte Carl auf die Schulter und seufzte. »Also ehrlich, Carl, siehst du bei mir einen Höcker?«

»Noch zwanzig Minuten, Assad, dann bekommst du was zu essen. Und jetzt bitte keine Kamelwitze, ja?«

Assad seufzte noch lauter. Zwanzig Minuten schaffte er offenbar nicht mehr.

»Sie sind Ihrer Tochter also gefolgt?«

»Nein, dazu kam es nicht. Aber ich

sah sie oft die Schule verlassen. Sie war hübsch geworden und so lebhaft, es war wirklich faszinierend, sie zu sehen.« Wieder führte er das Glas an den Mund, um zu trinken. Die Kräfte schienen ihn zu verlassen.

»Aber noch viel faszinierender, James, fanden Sie Stephanie Gundersen?«

Etwas Wasser lief ihm aus dem Mundwinkel und blieb als Tropfen am Kinn hängen. Aus den fiebrigen Augen sprach Überraschung.

»Warum haben Sie Stephanie Gundersen umgebracht?« Carls Frage

war unausweichlich.

James Frank stellte das Glas auf den Tisch und räusperte sich, als hätte er Wasser in die falsche Röhre bekommen.

Dann schüttelte er nachdrücklich den Kopf. »Hab ich vorhin gesagt, dass Sie gut sind? Das nehme ich zurück.«

Kicherte Assad? Oder war das ein Protestgeräusch wegen des Zwangsfastens?

»Weil?«

»Weil Sie recht haben: Ich hab Stephanie tatsächlich geliebt. Ich habe sie Dorrit und Birgit vorgezogen, so einfach. Eines Tages sah ich sie aus der

Schule kommen, und da war es um uns beide geschehen. Ein Dreivierteljahr lang haben wir uns getroffen, immer in der Stadt, mehrmals in der Woche.«

»Und warum diese Geheimniskrämerei?«

»Weil sie Dorrits Lehrerin war. Hätte Dorrit uns zusammen gesehen und mich wiedererkannt, dann wäre ich … Sie hatten ihr doch gesagt, ich sei tot. Man hätte mich sofort verhaftet und abgeschoben.«

Er schwieg und starrte ins Nichts, und ganz plötzlich begann er leise zu weinen. Lautlos, ohne zu schluchzen.

»Nicht ich habe Stephanie umgebracht, sondern Rigmor.« Seine Stimme zitterte. »Ich bin mir sicher, dass uns die Alte in der Stadt gesehen hat, und Stephanies Ermordung war ihre Rache. Später, als ich sie mit meinem Verdacht konfrontierte, schrie sie mich an und hat alles abgestritten, aber ich habe ihr nicht geglaubt, natürlich nicht. Ich wusste nur, dass ich sie nicht anrühren durfte und dass sie leicht mir die Schuld in die Schuhe schieben konnte. In mir hätten doch alle nur den illegalen, ausländischen Erpresser und professionellen Killer gesehen.«

»Und dann fingen Sie das Trinken an? Hielten die Klappe, blieben in dieser Wohnung und nahmen ihr Geld? Wie erbärmlich.«

Carl sah Assad an. Na, ist das nicht die Auflösung der Geschichte?, fragte sein Blick, aber Assad hatte die Augen geschlossen und schnarchte. Die langen Stunden ohne Nahrungszufuhr hatten ihn geschafft.

»Am nächsten Tag ertrank Fritz, und nach ein paar Wochen sah ich nichts mehr von Rigmor, denn sie hatte das Geschäft und die Villa verkauft und war in die Borgergade gezogen.«

»Und Sie?«

»Ich? Ich hatte nichts mehr, wofür es sich zu leben lohnte, da begann ich zu saufen. Bis zur Besinnungslosigkeit.«

»Und bis Sie Ihre Rache bekamen, gingen einige Jahre ins Land? War es so?«

»Zwölf Jahre lang bin ich jeden Tag voll gewesen. Das war alles, was ich wollte. Und bei zwölftausend im Monat hab ich nicht gerade Champagner getrunken, wie Sie sich denken können.« Er lachte trocken. Erst da fiel Carl auf, dass der Mann keinen einzigen Zahn mehr im Mund hatte.

»Und was hat dann die Situation verändert?«

Er klopfte sich auf den Bauch. »Das hier. Ich wurde krank. Ich habe das bei einem meiner Saufkumpane miterlebt, und der hielt nicht lange durch. Genau wie er war ich auf einmal immerzu todmüde. Spuckte Blut. Mochte nichts mehr essen. Der ganze Oberkörper war übersät von kleinen roten Flecken, die Haut wurde gelb und juckte wie verrückt, und ich bekam dauernd und überall blaue Flecke und Krämpfe in den Beinen und kriegte den Schwanz nicht mehr zum Stehen. Wenn ich nicht die

ganze Zeit schlief, kippte ich auf der Straße um. Doch, ja, ich wusste damned well, was Sache war.«

»Und da war es an der Zeit?«

Er nickte. »Ich war zwar krank, hörte aber nicht mit dem Trinken auf. Eine Flasche Kirschwein hatte ich immer dabei. Mir war klar, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis ich abkratzte. Die Absprache mit Rigmor war mir scheißegal. Die können mit mir machen, was sie wollen, diese fucking army men. Hauptsache, ich kriege meine Rache. So fühlte ich mich. Ich ging in die Bibliothek, googelte Rigmors Adresse

und fand heraus, dass sie immer noch in der Borgergade wohnte.«

»Aber das stimmte doch gar nicht.«

»Nein, das hab ich dann auch gemerkt. An der Tür stand *Birgit und Denise F. Zimmermann*. Gott, wie ich mich über das F. gefreut hab! Ganz vergessen war ich also doch nicht. Ich überlegte, ob ich klingeln sollte. Aber dann habe ich es doch nicht getan. Ich sah so was von zum Kotzen aus, war unrasiert und hatte mich seit über einer Woche nicht gewaschen. So sollten sie mich nicht sehen. Ich stellte mich gegenüber auf den Bürgersteig, sah zu

ihren Fenstern und hoffte, ich würde einen Blick auf sie erhaschen. Zum ersten Mal seit Jahren war ich richtig euphorisch. Und da trat Rigmor aus der Haustür.«

»Hat sie Sie erkannt?«

»Nein. Erst als ich die Straße überquerte und auf sie zuging. Da fing die Alte doch bei dem Regen glatt an zu rennen! Sie drehte sich um, schrie, ich solle mich zum Teufel scheren, und schmiss ein Bündel Tausendkronenscheine vor mir in die Pfütze. Aber das hat mich nicht aufgehalten. Im Gegenteil, ich bin richtig

ausgerastet.«

»Sie rannten hinter ihr her?«

»Ich war voll, Mann! Und die Alte rannte wie eine Besessene in eine Seitenstraße der Kronprincessegade. Ich hab gerade noch gesehen, wie sie im Park verschwand. Aber als ich zum Eingang kam, war sie weg.«

Carl stieß seinen Assistenten an. »Assad, wach auf! James will uns was erzählen.«

Sein Kollege blickte sich verwirrt um. »Wie spät …«, murmelte er, dann übernahm sein knurrender Magen.

»Rigmor Zimmermann war

verschwunden, als Sie zum Parkeingang kamen, sagen Sie. Wie ging es dann weiter, James?« Er sah Assad an. »Assad, hörst du zu?«

Der nickte mürrisch und deutete auf sein Handy. Das hatte die ganze Zeit aufgezeichnet.

»Ich stand am Eingang und sah mich um. Rigmor war nicht zu sehen im Park, und bis ans andere Ende konnte sie in der kurzen Zeit noch nicht gekommen sein. Irgendwo musste sie noch sein. Also blieb ich einfach stehen, wo ich war, und schärfte meine Sinne. Das hab ich während des Jugoslawienkriegs

gelernt. Die Serben beherrschten die Kunst, sich im Freien zu verstecken, nämlich ganz hervorragend. Dort musste man besonders auf Gebüsche achten, anders als im Irak, wo es die Straße war, die man im Auge behalten musste, die Straßenränder, gelegentlich kleine Vertiefungen neben den Wegen oder kleinere Stichstraßen. Auf dem Balkan war es das Gebüsch. Sonst war man schneller tot, als man bis drei zählen konnte.«

»Sie fanden Rigmor Zimmermann also im Gebüsch?«

»Ja und nein. Ich ging hinaus auf die

Kronprincessegade und stellte mich hinter das schmiedeeiserne Gitter, damit sie mich nicht sofort sehen konnte, wenn sie aus ihrem Versteck kam. Es dauerte etwa fünf Minuten, dann bemerkte ich, wie sich im Gebüsch hinter dem Fahrradständer etwas bewegte.«

»Sie hat Sie nicht gesehen?«

Er lächelte. »Ich schlich mich zurück zum Eingang und um dieses idiotische Schild herum, das einen im Kongens Have willkommen heißt, aber auch ermahnt, auf andere Besucher Rücksicht zu nehmen, damit alle ein schönes Erlebnis haben. Über das Schild habe

ich mich früher schon immer totgelacht. Ich dachte bei mir, ja, auf meine Ex-Schwiegermutter werde ich ganz besondere Rücksicht nehmen und ihr ein wirkliches ultimatives Erlebnis bescheren.«

»Das heißt, Sie haben den Mord vorsätzlich begangen?«

Er nickte. »Zu hundertzehn Prozent vorsätzlich, ja. Ich habe keinen Grund, etwas anderes zu sagen.«

Carl sah Assad an. »Schreibst du mit?«

Er nickte und hielt wieder das Handy hoch.

»Und der Mord selbst? Sie ließen sie bis zum Restaurant laufen?«

»Nein, ich schlug vor dem Gebüsch zu. Sie heulte auf, als sie mich zwischen den Zweigen auftauchen sah, und dann zerrte ich sie heraus und schlug ihr mit der Weinflasche direkt aufs Genick. So einfach war das. Ein Schlag, und sie war tot.«

»Aber Sie ließen sie dort nicht liegen?«

»Nein. Ich hab sie eine ganze Weile angeschaut. Dann habe ich in meinem Suffkopf beschlossen, dass es falsch von mir wäre, sie an dieser stinkenden Stelle

liegen zu lassen, weil sich da doch immer die Betrunkenen zum Pissen hinstellen.«

»Sie haben die Leiche fortbewegt?«

»Ja.«

»Ziemlich waghalsig, wenn Sie mich fragen.«

Er zuckte die Achseln. »Bei dem Scheißwetter war doch keine Menschenseele im Park unterwegs. Da hab ich sie mir über die Schulter geworfen und ein Stück weiter ins Gras geschmissen. Das war noch ziemlich nahe beim Ausgang zur Kronprincessegade. Von dort kam ich

schnell weg.«

»Sie haben sie also mit einer Flasche Kirschwein erschlagen?«

»Ja.« Er lächelte zahnlos. »Die war noch fast voll. Aber eine Stunde später war sie das nicht mehr, und deshalb hab ich sie auf der Frederiksborggade in einem Mülleimer versenkt. Danach bin ich nach Hause gegangen, ich betone: *gegangen*, denn da hatte ich so viel Energie getankt, das glaubt kein Mensch. Zehn Minuten hielt das etwa an, dann bin ich umgekippt. Das war da, wo man mich gefunden hat.«

»Seither haben Sie nicht mehr

getrunken? Warum eigentlich?«

»Weil ich nicht vor einem Richter sitzen und unzurechnungsfähig wirken will. Ich will nüchtern vor einem dänischen Gericht meine Aussage machen. Ich will nicht zurück in die USA.«

»Und warum haben Sie das nicht den Polizisten gegenüber gestanden, die Sie im Krankenhaus vernommen haben?«, schaltete sich Assad ein. Er klang sauer, als hätte ihm das den Hungertod erspart.

Der Mann zuckte die Achseln. »Dann hätten sie mich an Ort und Stelle verhaftet. Aber ich wollte erst Dorrit

aufsuchen und mit ihr reden. Das schuldete ich ihr und mir.«

Carl nickte und sah Assad an. Die Diktiergerät-App zeichnete immer noch auf. Ein geständiger Mörder, serviert auf einem Silbertablett, wie oft erlebte man das schon? Er gönnte sich ein Lächeln. Das musste ja wohl erlaubt sein, wenn man gekommen war, um Denise zu finden, und mit einem oder zwei aufgeklärten Morden wieder abzog.

Und klar doch, als Nächstes sollte Assad seine Höcker auffüllen.

»Was haben Sie dann gemacht?«, fragte Assad. Wenn schon, dann wollte

er es jetzt offenbar auch komplett haben.

»Gestern bin ich in der Nähe von Birgits Wohnung gewesen. Ich sah sie mit mehreren leeren Weinflaschen aus dem Haus kommen. Sie wankte über den Bürgersteig und hat mich nicht erkannt, weil sie einfach sturzbesoffen war. Ich hätte ihr gerne gesagt, dass ich sie immer noch mag. Aber als ich sie sah, habe ich das nicht über mich gebracht.«

Beruht vermutlich auf Gegenseitigkeit, dachte Carl.

»Sonst nichts«, fuhr er fort. »Jetzt wissen Sie alles. Ich bleibe hier, bis mich jemand abholt.«

Das Schawarma ließ Assad wieder aufleben. Zu sehen, wie genüsslich er sich diese nahöstliche Variante einer belegten Stulle einverleibte, war wie Kinder zu erleben, die bei dreißig Grad Hitze Wassereis schlecken. Das Wort »Labsal« fiel Carl ein. Man hätte Assad eine Segeljacht schenken können, in diesem Moment hätte ihn das nicht glücklicher gemacht.

Carl mümmelte vorsichtig seinen Kebab. Hier in Rødovre war das bestimmt einer von der besseren Sorte. Aber für einen Mann aus Vendsyssel

wäre eine gewöhnliche rote Pölserwurst dann doch noch einen Tick willkommener gewesen.

»Glaubst du das, was James Frank so erzählt hat?« Assad hatte schon mal deutlicher gesprochen.

Carl legte den Kebab hin. »Ich glaube, dass er daran glaubt. Unserem Ermessen bleibt überlassen, den Rest passend zu machen.«

»Und glaubst du wirklich, dass er Rigmor Zimmermann umgebracht hat? Dass das nicht etwas ist, was er erfunden hat, um seine Abschiebung zu verhindern?«

»Ja, das glaube ich. Ich bin mir sicher, dass Spuren auf ihrer Kleidung das bestätigen können, die Techniker haben die noch. Und vielleicht finden sich auch Spuren von Rigmor an der Kleidung, die er an dem Abend trug. Das ist wahrscheinlich, würde ich meinen.«

Assads Augenbrauen wölbten sich nach oben. »Und wo hinkt die Geschichte?«

»Ich weiß nicht, ob sie das tut. Aber was ich immer noch höchst eigenartig finde, ist, dass Fritz Zimmermann ausgerechnet am Tag nach Stephanie Gundersen stirbt. Was, frage ich mich,

ist eigentlich zwischen den beiden Todesfällen passiert?«

»Und du glaubst, dass Birgit Zimmermann irgendwas dazu zu sagen hat?«

Carl betrachtete seinen Kumpel, der sich gerade ein weiteres Schawarma bestellte. Tja, gute Frage, dachte er. Das würde sich hoffentlich bald zeigen.

Er griff zu seinem Telefon, um die Zeit zu nutzen und Marcus zu informieren, bis Assad fertig gekaut hatte. Und dann war Stenløse an der Reihe.

44

Montag, 30. Mai 2016

Inzwischen war es kurz vor sieben. Anneli hatte mindestens eine Stunde lang wie eine Verrückte das Blut von Wänden, Regalen, Maschinenteilen und dem Fußboden gewischt. Anschließend hatte sie einen Moment neben Denises Leiche gesessen. Es erfüllte sie mit tiefer Befriedigung, Denise mit starrer

Miene zwischen dem ganzen Werkstattkrempel liegen zu sehen. Die sonst so trotzigen Augen waren jetzt vollkommen matt. Wenn man sich überlegte, wie viel Zeit ihres Lebens das Mädel mit Aufbrezeln vertan hatte – und was hatte es ihr gebracht?

Wohin entsorge ich ein hübsches Mädchen wie dich Püppchen am besten? Was meinst du, soll ich dich irgendwo im Rotlichtmilieu von Vesterbro bei den Flittchen ablegen? Würde doch passen. Oder lieber den sicheren Weg wählen und dich in einen der Nobelparks werfen, wohin sich abends nach acht

sowieso keine Menschenseele mehr verirrt? Was hältst du vom Bernstorffspark? Dort gibt's sehr hübsch gestutzte Hecken. Und morgen früh kann dich gleich einer der vornehmen Pinscher auf seinem Gassigang durch Charlottenlund aufstöbern.

Anneli lachte heiser.

Eigentlich hatte bisher alles wie am Schnürchen geklappt. Denises komische alte Pistole hatte sie im ersten Reflex versteckt und ihr den Revolver mit ihrer beider Fingerabdrücken in die Hand gelegt. Falls jemand den Schuss gehört und die Polizei gerufen hätte, hätte sie

die heillos Geschockte gespielt. Es handele sich um ein entsetzliches Missgeschick, hätte sie gesagt. Die Frau sei hereingestürzt, habe mit diesem merkwürdigen Revolver herumgefuchtelt und gedroht, sie zu erschießen. Offensichtlich eine von diesen Irren, die dem Sozialamtsmitarbeiter die Schuld für ihr eigenes Unvermögen und ihre miserable Situation in die Schuhe schieben. Dabei habe sie, Anneli, immer ihr Möglichstes getan, um der Frau zu helfen. Dass verstörte Verzweifelte ihre Wohltäter umbrachten, sei der Polizei ja sicher nicht unbekannt. Denise

Zimmermann müsse komplett verrückt gewesen sein, das habe sie schon immer geahnt, aber jetzt bestünde ja wohl kein Zweifel mehr.

Bis ins kleinste Detail hatte sie sich die Geschichte zurechtgelegt. Wie die Frau an der Tür geklingelt habe, wie sie hineinkam und unversehens den Revolver auf sie gerichtet habe, wie Anneli versucht habe, sie niederzuringen, um ihr den Revolver zu entreißen … wobei sich dieser unselige Schuss gelöst habe.

Sie würde anfangen zu weinen und mit bebenden Lippen zum Ausdruck

bringen, dass dies das Allerschlimmste sei, was sie in ihrem ganzen Leben mitgemacht habe.

Aber die Polizei kam nicht.

Schließlich holte Anneli Denises Pistole wieder hervor. Denise selbst wollte sie zunächst in der Wohnung ihres Vermieters liegen lassen und erst mal nach Stenløse fahren, um auch Jazmine auszuschalten.

Sie betrachtete den Revolver in Denises Hand.

Aus beiden Waffen waren nachweislich Schüsse abgefeuert worden. Könnte sie daraus einen Nutzen

ziehen?

Oh ja. Mit Genugtuung verfolgte Anneli den Gedanken weiter. Könnte er sich womöglich als der genialste ihrer Schachzüge entpuppen?

Beim ersten Straßenschild nach Stenløse zitterte Anneli vor Aufregung bei dem Gedanken an Jazmines Gesicht, wenn die ihr die Tür aufmachte.

Bestimmt wäre sie total überrumpelt. *Woher weiß denn die Svendsen, wo wir wohnen? Und überhaupt: ist die nicht tot?* So was in der Art würde Jazmine durch den Kopf jagen – und dann endlich

würde sie kapieren, dass sie an der Reihe war.

Anneli würde Jazmine zwingen, ins Wohnzimmer zu gehen, und sie dort ohne Umschweife mit dem Schalldämpferrevolver aus nächster Nähe erschießen. Dann wollte sie das komplette Setting so arrangieren, dass man glauben musste, zwischen Denise und Jazmine sei es zu einer Auseinandersetzung gekommen, bei der Jazmine erschossen wurde. Jazmine würde Denises alte Luger in der Hand halten, die ihr leider nicht geholfen hatte. Später würde die Polizei herausfinden,

dass mit ebendieser Pistole auf Birna geschossen worden war.

Anschließend musste sie nur noch Denises Leiche aus der Webersgade holen, sie irgendwie in ihren kleinen Ford bekommen und zum Bernstorffspark fahren. Den schallgedämpften Revolver wollte sie in Denises Hand stecken, sodass es wie Selbstmord aussah. Damit hätte sie einige Fliegen mit einer Klappe geschlagen. Wenn die Polizei Jazmine und Denise gefunden hatte, würde man früher oder später feststellen, dass Jazmine mit dem Revolver erschossen

worden war, mit dem Denise sich umgebracht hatte.

Damit schloss sich der Kreis, das war doch genial!

Anneli lachte und lachte, sie konnte gar nicht mehr aufhören. Vielleicht könnte sie Denise ja sogar noch die Fahrerfluchtunfälle anhängen? Die Polizei fand sicher heraus, dass auch Michelle in der Wohnung in Stenløse gelebt hatte. Ließe sich daraus nicht irgendetwas Vorteilhaftes basteln? Wenn das alles gelang, dann war sie fein raus. Guten Gewissens könnte sie dann mit ihrer Mission pausieren und sich auf die

Strahlentherapie und aufs Gesundwerden konzentrieren. Ein Jahr oder zwei, in denen sie ihr Projekt ruhen ließ, danach konnte sie ihre Liste in aller Ruhe weiter abarbeiten. Solange musste sie sich eben damit vergnügen, neue, effektive Tötungsmethoden zu ersinnen. Sicher gab es Bücher darüber, was man mit Gift, Feuer, Strom und Wasser alles anstellen konnte. Da würde sie noch mal ganz neu einsteigen.

Sie schaltete das Autoradio ein, ihre Euphorie schrie förmlich nach Musik. Jetzt noch Kerzen und ein Glas Rotwein, das wäre perfekt. Aber bald war sie ja

so weit. Nachher, wenn alles vorbei war, würde sie es sich in ihrer Wohnung schön machen, Beine auf den Couchtisch und eine Fernsehserie streamen. ›True Detective‹ sei ja so wahnsinnig gut, hieß es.

Als sie in Stenløse auf den Parkplatz der Wohnanlage einbog, spielten sie gerade die letzten Strophen von Coldplays ›Viva la Vida‹, welche Ironie! Sie parkte den Wagen an derselben Stelle wie beim letzten Mal. Ihr war sehr bewusst, dass dies der vorletzte Akt in dem spannenden Spiel um Leben und Tod war, das sie vor ein

paar Wochen eingeläutet hatte.

Sie wollte eben aussteigen, da parkte ein ziemlich offiziell wirkender Wagen mit ausgeschaltetem Blaulicht in nächster Nähe ein. Das ungleiche Paar, das ausstieg, war offensichtlich nicht zum Vergnügen hier, das waren ganz unverkennbar Polizisten in Zivil.

Anneli wartete ab. Die beiden steuerten auf die Wohnung links von Jazmines und Denises Wohnung zu.

Solange die hier sind, muss ich stillhalten, aber was soll's, dachte sie. Gut Ding will Weile haben.

Radio24syv brachte die stündlichen

Nachrichten immer leicht zeitlich verschoben. Als Erstes kam ein Fahndungsaufruf der Polizei, Denise Frank Zimmermann wurde als Zeugin in einem Mordfall gesucht. Wer sachdienliche Hinweise zu ihrem Aufenthaltsort habe, möge sich mit der Polizei in Verbindung setzen.

»Dann werft doch morgen in aller Frühe einen Blick in den Bernstorffspark«, kicherte Anneli und lehnte sich bequem zurück.

45

Montag, 30. Mai 2016

Carl parkte den Wagen ein. »Welche von den Schwestern wartet dort auf uns?«

Assad klimperte mit einem Schlüssel und nahm die Füße vom Armaturenbrett. »Keine. Aber ich hab den Schlüssel, den Gordon von Vicky bekommen hat. Falls uns Rose nicht reinlassen will, können wir den benutzen.«

Der Gedanke gefiel Carl nicht.

»Ich weiß nicht, Assad. Was wird Rose sagen, wenn wir so unangemeldet aufkreuzen? Das macht mich gerade etwas nervös.«

Die ganze Situation war ihm unangenehm: Rose war ja nicht nur eine Kollegin, sondern auch eine Frau. Und allein deswegen schon höchst eigen … Warum zum Teufel musste eigentlich mit Frauen immer alles so kompliziert sein? War es nicht immer dasselbe? Man gab sein Bestes, und die Frauen verstanden einen einfach nicht. Umgekehrt würde auch er diese Wesen nie kapieren.

Vielleicht lag das an den toughen Mädchen oben in Nordjütland, die ihn geprägt und glauben gemacht hatten, alle Frauen seien so unkompliziert und direkt wie sie. Hardy hatte ihm schon öfter geraten, sich doch mal einen Coach zu nehmen oder zu einer Männergruppe zu gehen, damit er nicht dauernd wieder auf die Schnauze fiel. Er hatte das immer als Bullshit abgetan, aber vielleicht sollte er irgendwann doch mal darüber nachdenken.

»Ich weiß, Carl, ich bin auch nervös«, sagte Assad. »Seitdem sie am Telefon wegen mir so rumgeschrien hat,

macht mich das alles echt traurig.«

Egal. Sie mussten jetzt klingeln. Aber es blieb still.

»Meinst du, sie ist nicht zu Hause? Oder vielleicht schläft sie?«, sagte Assad. »Wenn sie diese Medikamente nimmt, kann's ja auch sein, dass sie ganz weit weg ist.«

»Puh, und jetzt?«, stöhnte Carl. Da waren ihm zwei zugedröhnte Zuhälter, die mit Messern aufeinander losgingen, fast lieber. Bei denen wusste man wenigstens, woran man war. Wer konnte schon abschätzen, was Assad und ihn erwartete, wenn sie so ohne Weiteres in

Roses Wohnung eindrangen.

»Wenn wir nur wüssten, ob sie da ist. Wenn sie sich nun …«

»Wenn sie sich nun was?«

»Nichts, Assad. Klopf noch mal, ruhig fester, vielleicht kann man in der Wohnung die Türklingel nicht hören.«

»Vielleicht könnten wir ja die da fragen, ob sie Rose gesehen hat?«, meinte Assad, nachdem er kräftig geklopft hatte.

»Wen?« Carl sah sich um.

»Die da gerade hinter der Gardine gestanden hat, in Zimmermanns Wohnung.«

»In Zimmermanns Wohnung? Ich hab niemanden gesehen. Bist du sicher?«

»Glaub schon. Siehst du, die Gardine hängt jetzt ganz schief.«

»Na, dann wollen wir mal«, sagte Carl und klingelte an der Nachbartür. Nichts.

»Bist du sicher, Assad? Wer sollte denn da drinnen sein? Die Zimmermann ist doch kein verdammter Wiedergänger.«

Assad zuckte die Achseln und hämmerte jetzt geradezu an die Tür, und da auch das keine Wirkung zeigte, kniete er sich auf die Fußmatte und brüllte

durch den Briefschlitz. »Hallo da drinnen, wir haben Sie gesehen. Wir wollen Ihnen nur ein paar Fragen stellen.«

Carl lächelte. Die Fußmatte hatte so ein zierliches Muster, dass man meinen konnte, Assad knie auf dem Gebetsteppich und schicke sein Gebet durch den Briefschlitz.

»Kannst du was sehen?«

»Nein. Der Flur ist leer.«

Carl beugte sich vor und spähte durch den Gardinenschlitz in die Küche. Viel war nicht zu sehen, nur ein bisschen Abwasch und Geschirr, das weggeräumt

werden müsste. Aber Rigmor Zimmermann hatte ja nicht wissen können, dass sie nie mehr zurückkommen würde, um die Küche zu machen.

Dann klopfte er mit dem Fingernagel an die Scheibe, und Assad rief noch ein paarmal, dass man gern mit der betreffenden Person sprechen möchte, die hinter der Gardine gestanden hatte.

»Ich glaube, du hast dich verguckt, Assad«, sagte Carl nach minutenlangem vergeblichem Klopfen und Klingeln. »Wenn wir schlau gewesen wären, hätten wir den Schlüssel mitgenommen, den uns Birgit Zimmermann überlassen

hat.«

»Im Auto habe ich einen Dietrich.«

Carl schüttelte den Kopf. »Das überlassen wir den Kollegen von der Mordkommission. Irgendwann kommen die bestimmt hier raus, um die Wohnung ein weiteres Mal zu checken. Lass uns noch mal zu Roses Wohnung rübergehen.«

Assad wollte den Schlüssel schon ins Schloss stecken, drückte aber erst mal auf die Türklinke. Die Tür war nicht verschlossen.

Kein gutes Zeichen, dachte Carl.

Angespannt drückte Assad die Tür

auf und rief gleichzeitig Roses Namen, damit sie sich nicht über die Eindringlinge erschreckte.

Aber es blieb totenstill.

»Mannomann, die ist auf jeden Fall hier gewesen, Carl«, sagte Assad geschockt. Was auch immer auf Regalen oder Fensterbänken gestanden haben mochte, lag jetzt auf dem Fußboden. Zerbrochene Kaffeetassen und Teller, Blumentopferde auf dem Sofa, umgekippte und beschädigte Stühle. Die reinste Katastrophe.

»Rose!«, brüllte Assad plötzlich und rannte wie ein Besessener von Zimmer

zu Zimmer. »Sie ist nicht hier, Carl«, stellte er Sekunden später fest. »Aber komm mal mit ins Bad.«

Carl riss sich vom Anblick des Laptops auf dem Esstisch los und folgte Assad.

»Sieh dir das an.« Beklommen deutete Assad auf den Abfalleimer voller Pflaster, Verpackungen, Tampax-Schachteln, Wattestäbchen und Arzneimittel.

»Puha, das sieht übel aus, Assad.«

»War es das, was du vorhin gemeint hast?«, fragte er. »Dass sie sich das Leben genommen haben könnte?«

Carl brachte kein Wort heraus. Mit zusammengepressten Lippen ging er zurück ins Wohnzimmer. Er wusste es nicht.

Sein Blick fiel auf die Glasvase auf dem Tisch, in der sich eine undefinierbare braune Flüssigkeit befand. Er schnupperte daran. Alkohol war auf jeden Fall auch dabei. Dann sah er wieder auf den Laptopmonitor.

»Schau mal hier, Assad. Rose ist in unserem Intranet gewesen.«

Er deutete auf den gesplitterten Bildschirm. »Sie hat sich offensichtlich für den Fall Zimmermann interessiert,

und das heißt, sie weiß Bescheid. Das wird sie total fertiggemacht haben, fürchte ich.«

Er öffnete die Chronik und sah sich den Browserverlauf an.

»Sie hat nur sehr oberflächlich recherchiert. Als hätte sie sich nur über die Grundzüge des Falls informieren wollen«, sagte er.

»Das beruhigt mich, Carl. Dann hat sie die Zimmermann nicht umgebracht.« Assad sprach leise.

Carl starrte ihn verständnislos an. Was meinte er damit?

»Natürlich hatte ich überhaupt keinen

Grund zu der Annahme, aber dass die Zimmermann ihre unmittelbare Nachbarin war, das war schon komisch, fand ich.«

»Zum Teufel, Assad, so was darfst du nicht mal denken, klar?«

Der schob die Unterlippe vor. Das wusste er doch selbst. »Im Bad habe ich leider auch das hier gefunden.«

Assad legte einen Gillette-Rasierer zu dem Mantel auf den Esstisch. »Auseinandergeschraubt, die Rasierklinge fehlt.«

Carl zog sich das Herz zusammen. Das durfte einfach nicht sein.

Flüchtig untersuchte er den Rasierer und ließ ihn dann wieder auf den Mantel fallen. Darunter hörte er ein gedämpftes Klicken.

Er stutzte und hob den Mantel hoch.

Dort fanden sie Roses Smartphone und ein paar andere Sachen, die ihnen das Blut in den Adern gefrieren ließen. In einem Plastikkörbchen lag ein Sammelsurium von Medikamenten, aus dem sich garantiert ein todbringender Cocktail herstellen ließ, daneben die Klinge aus dem Rasierer und, besonders unheilvoll, ein Brief in ihrer Handschrift.

»Scheiße!«, entfuhr es Assad, und im gleichen Atemzug murmelte er ein kleines Gebet auf Arabisch.

Carl musste sich dazu zwingen, den Brief laut vorzulesen.

Liebe Schwestern,
der Fluch, der über meinem Leben liegt, will kein Ende nehmen. Deshalb verzweifelt nicht über meinen Tod.

Ohne abzusetzen und fast ohne Luft zu holen, las er den Brief vor.

Sprachlos sahen sie sich an. Was gab es da noch zu sagen?

»Der ist vom 26. Mai«, unterbrach Assad das Schweigen. Nie hatte Carl seine Stimme so kraftlos gehört. »Also von Donnerstag, dem Tag, an dem sie sich selbst entlassen hat. Und ich glaube nicht, dass sie danach noch mal hier war.« Er seufzte. »Sie kann überall tot liegen, Carl. Und das hat sie …« Er konnte nicht weitersprechen.

Carl sah sich um. Es war, als wollte sie mit diesem Vandalismus die Zerstörung ihrer Seele spiegeln. Als wollte sie der Welt zeigen, dass es nichts zu trauern gäbe, nichts, worüber man erstaunt sein sollte.

»Sie war so klug, Carl, ich glaube nicht, dass wir sie je finden.« Die Lachfältchen um seine Augen waren wie ausradiert, seine Augenbrauen und seine Lippen zitterten.

Carl legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Das ist so wahnsinnig traurig, Assad. Das ist es wirklich, lieber Freund.«

Assad sah ihn an. Sein Blick war unendlich sanft, fast dankbar. Er nickte und nahm den Abschiedsbrief in die Hand, um ihn noch einmal zu lesen.

»Assad, da liegt noch ein Blatt!« Carl nahm es auf und las laut:

STENLØSE, DONNERSTAG, 26.5.2016

HIERMIT STELLE ICH MEINEN LEICHNAM FÜR ORGANSPENDEN UND FORSCHUNGSZWECKE ZUR VERFÜGUNG.

»Das verstehe ich nun überhaupt nicht, Assad. Warum sollte sie sich irgendwohin zurückziehen und sich das Leben nehmen, wenn sie sich als Organspenderin anbietet und ihren Körper der Forschung zur Verfügung stellt?«

Zögernd schüttelte Assad den Kopf.

»Wenn man seine Organe spendet, vergiftet man sie nicht mit einem tödlichen Medikamentenmix, und schon gar nicht versteckt man sich vor der Welt. Aber was für einen Sinn macht dann das hier?« Er schwenkte den Schrieb.

Assad raufte sich die Haare, als könnte ihn das auf einen hilfreichen Gedanken bringen. »Ich verstehe es nicht. Vielleicht hat sie es auf halber Strecke bereut und es doch irgendwo getan.«

»Findest du das logisch? Was tut

man, wenn man sich das Leben nehmen und gleichzeitig seine Organe spenden will? Man sorgt dafür, schnellstmöglich gefunden zu werden! Genau davon will ich jetzt mal ausgehen. Aber wo ist sie? Und warum hat sie ihr Handy nicht mitgenommen, um durchgeben zu können, wo man sie findet? Das ergibt alles keinen Sinn.«

Carl nahm das Telefon und drückte darauf. Der Akku war tatsächlich so leer, wie er Bjørn hatte weismachen wollen.

»Was uns das Handy wohl verraten würde? Glaubst du, sie hat hier

irgendwo ein Ladekabel?«

Sie sahen sich in dem Chaos um, aber genauso gut hätten sie die berühmte Stecknadel im Heuhaufen suchen können.

»In ihrem Büro hat sie ein Ladekabel, Carl.«

Er nickte. Hier konnten sie nichts mehr tun.

»Sie waren bei Rose, ist sie okay?« Als sie hinter sich abschlossen, sprach eine Frau auf dem Laubengang sie an.

»Darf ich fragen, wer Sie sind?«, antwortete Carl.

Sie gab ihm die Hand. »Mein Name

ist Sanne, und ich wohne ein Stück weiter hinten.« Sie deutete in die Richtung.

»Kennen Sie Rose gut?«

»Na, nicht so richtig, aber wir grüßen uns, und ich hab sie neulich mal getroffen. Da erzählte ich ihr, dass Frau Zimmermann tot ist. Ist Rose krank? Mir ist so, als sei sie eine ganze Weile weg gewesen, und sie wirkte irgendwie anders als sonst.«

»Wann war das?«

»Am Donnerstag. Dem Tag, an dem Kevin Magnussen mit seinem Renault-Racer an eine Mauer knallte. Ich bin ein

Riesenfan von Formel 1 und besonders von Kevin, und das hatte ich gerade gehört, als ich Rose traf. Deshalb kann ich mich so genau erinnern.«

»Rose ist im Moment nicht zu Hause. Haben Sie eine Ahnung, wo wir sie finden könnten?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Sie hat mit uns anderen hier in der Wohnanlage kaum Kontakt. Bis auf Rigmor, meines Wissens. Außerdem bin ich das ganze Wochenende nicht zu Hause gewesen.« Sie deutete auf den Koffer neben sich. »Ich habe die Familie besucht.«

Sie lächelte und wollte offenkundig gern ausgefragt werden. Aber den Nerv hatten sie jetzt nicht.

»Sollen wir sie nicht zur Fahndung ausschreiben?«, fragte Assad auf dem Weg zum Auto.

»Doch ja, sollten wir. Aber …« Carl zögerte. Genau wie Assad war er erschüttert über den Abschiedsbrief und die Organspende-Notiz. Auch wenn sie es sich womöglich anders überlegt hatte, bei einem psychisch kranken Menschen wusste man nie. Und psychisch krank war Rose, das war ihnen leider viel zu spät klar geworden. Carl sah Assad

ernst an. »Assad, wenn wir Rose jetzt zur Fahndung ausschreiben, kommt alles über sie ans Licht. Und wenn sie nun in irgendeinem Hotel sitzt und versucht, aus eigener Kraft wieder auf die Beine zu kommen? Dann haben wir ihre Karriere ruiniert.«

»Glaubst du?« Assad klang überrascht.

»Ja. Wenn all ihre Geheimnisse ans Tageslicht kommen, ist sie beruflich erledigt. Da macht Bjørn niemals mit, so auf die Vorschriften bedacht, wie er ist.«

»Das war nicht ganz, was ich meinte, Carl. Glaubst du wirklich, dass sie

irgendwo sitzt und versucht, auf die Beine zu kommen? Selbst wenn das so ist, dann kann es immer noch sein, dass sie sich mit Selbstmordgedanken trägt. *Deshalb* finde ich, wir müssen eine Fahndung einleiten.«

Da hatte er natürlich recht. Aber woher sollten sie das wissen? Wie sollten sie sich entscheiden? Das war ein echtes Dilemma. Carl seufzte tief, als sie an den geparkten Fahrzeugen vorbeigingen. In einem kleinen Ford Ka, nur zwei Autos von ihrem entfernt, saß eine Frau und schlief.

Wie liebend gern hätte Carl mit ihr

getauscht.

46

Montag, 30. Mai 2016

Jazmine war mit den Nerven am Ende. Denise war schon seit Stunden weg, ohne auch nur einmal von sich hören zu lassen. What the fuck war da los? Warum rief sie nicht an? Und was hatte Denise sich gedacht, was sie, Jazmine, jetzt tun sollte? Anzurufen hatte sie ihr ausdrücklich verboten. Weil sie das

verraten könnte, falls sie sich versteckt hatte. Aber was war mit ihr? Die Frau auf der Toilette jammerte leise. Sie hatte inzwischen eine richtig eklig blasse Hautfarbe und fiese rote Flecken an den Beinen, und ihre Finger waren fast schwarz. Sie wirkte so schwach, dass Jazmine ehrlich Angst hatte, die Frau könnte ersticken, wenn sie ihr was zu trinken gab.

Aber den Gedanken schob Jazmine sofort wieder weg, denn wenn die Frau starb, hatten sie auf einmal einen Doppelmord am Hals. Darauf stand lebenslänglich, und damit war das Leben

dann echt vorbei. Denn was sollte sie machen, wenn sie mit fünfundvierzig Jahren entlassen würde, ohne Ausbildung und mit einer Vorstrafe, die auf immer an ihr kleben blieb? Könnte sie im Gefängnis überhaupt irgendwas ansparen? Für ein Ticket ans andere Ende der Welt oder so? Würde sie jemals etwas anderes machen können, als sich zu prostituieren? Denn das wollte sie nicht, auf keinen Fall. Aber was dann? Wenn Denise nicht in einer oder zwei Stunden zurück war, würde sie alleine abhauen. Alles Geld nehmen und einfach weg. Irgendwohin. Dann

war Denise selber schuld.

Sie sammelte das Geld schon mal zusammen und verstaute es in so einer Leinentasche, wie sie ältere Damen vor dreißig Jahren schick fanden. Bei so ’ner biederen Tasche würde niemand Verdacht schöpfen. Sie würde die S-Bahn zum Hauptbahnhof nehmen und an der Ingerslevsgade in den Bus nach Vejle steigen. Sie wusste, dass gegen zehn einer fuhr, das könnte sie gut schaffen.

Wenn sie erst in Jütland war, gab es genug Möglichkeiten, sich unbemerkt nach Süden abzusetzen, und nach Süden

wollte sie. Das Land verlassen, nur weit weg. Verschwinden und nie mehr wiederkommen. Bei Abildskou Busreisen kostete ein grünes Ticket nach Berlin hundertfünfzig Kronen, und von dort kam man an jeden beliebigen Ort der Welt. Gerade lockte Italien sie am meisten. Da gab es jede Menge gut aussehender Typen, und die Orte klangen einfach toll: Sizilien, Sardinien …

Das Gewimmer im Bad ging gerade in eine neue Runde, aber es wurde schon schwächer.

Gab es denn hier im Wohnzimmer nichts, womit sie sich ablenken konnte

von dem, was im Badezimmer passierte? Jazmine sah sich um.

»Soll ich, soll ich nicht …«, wiederholte sie mehrmals leise für sich, dann ging sie in die Küche, um ein Glas Wasser zu holen. Okay, sie würde der Frau noch ein letztes Mal zu trinken geben. Danach musste das Schicksal entscheiden.

Als sie sich gerade über die Edelstahlspüle beugte, um das Glas zu füllen, klopfte jemand an die Tür der Nachbarwohnung.

Jazmine hob die Küchengardine leicht an, zog sich aber blitzschnell

zurück, denn da draußen auf dem Laubengang stand ein dunkelhäutiger Mann und sah in ihre Richtung.

Erschrocken zog sich Jazmine bis in die Ecke zurück, wo der Kühlschrank stand. Ob der mich gesehen hat? Jetzt glitt ein Schatten an der Gardine vorbei. Ihr Herz hämmerte, ihre Hände waren schweißnass vor Angst. Da draußen redeten zwei Männer miteinander, Jazmine konnte sie gut verstehen. Der eine sagte, er habe nichts gesehen. Gleich danach klingelte es an ihrer Tür, aber sie blieb wie angewurzelt stehen.

Jetzt stöhnte die Frau im Badezimmer

wieder, sehr schwach zwar, aber trotzdem war es bis in die Küche zu hören.

Die Männer auf dem Laubengang besprachen sich.

Und dann klopften sie wieder, deutlich kräftiger diesmal. Jazmine fuhr erschrocken zusammen. Einer der Männer rief durch den Briefschlitz, er habe sie gesehen und wolle sie nur kurz etwas fragen. Jazmine hielt den Atem an. Sie wollte von niemandem zu irgendwas befragt werden.

Dann wollte der andere Mann wissen, ob man durch den Briefschlitz

etwas sehen könnte. Was für ein Glück, dass ich nicht im Flur stehe, dachte sie. Und jetzt haut endlich ab!

Wieder bewegte sich hinter der Gardine ein Schatten, so als versuche jemand, einen Blick in die Küche zu werfen, und dann wurde an die Scheibe geklopft. Jazmine sah zum Küchentisch vor dem Fenster. Dort standen schmutzige Teller und ein Krug mit Besteck. Konnte man daraus etwas ableiten?

»Ich glaube, du hast dich verguckt, Assad«, sagte der eine, als das Klopfen endlich aufhörte. Er sprach ganz klar und

deutlich, und er sagte auch, sie hätten den Wohnungsschlüssel mitnehmen sollen, worauf der andere erklärte, er habe einen Dietrich im Auto.

Jazmine wäre fast umgekippt. Wenn er den holte, war sie geliefert. Zwar lebte die Frau im Badezimmer noch, aber trotzdem. Verdammt, eben hatte sie noch von heißen schwarzhaarigen Typen und italienischer Relaxtheit geträumt, und jetzt steckte sie schon wieder bis zum Hals in der Scheiße.

In dem Moment hörte sie den ersten Mann sagen, das sollten sie besser den Kollegen aus der Mordkommission

überlassen, und dann wurden die Stimmen leiser. Jazmine meinte zu hören, dass die beiden in die Nachbarwohnung gingen. Ja, jetzt hörte sie durch die Wand gedämpftes Gemurmel. War sie gerade noch mal mit dem Schrecken davongekommen? Aber vielleicht nicht für lange, wenn die Mordkommission Leute vorbeischickte. Aber was wussten die denn überhaupt? War was mit Denise? Warum rief sie verdammt noch mal nicht an, es war zum Wahnsinnigwerden. Dabei war es doch eigentlich ganz einfach – Denise sollte die Svendsen erpressen und wenn nötig

mit ihr dasselbe machen wie mit der auf dem Klo. Sie fesseln, bis sie den Lottogewinn rausrückte. Kein Grund, sich nicht zwischendurch mal zu melden!

Bitch, selbst schuld. Jazmine konnte nicht länger warten, sie musste hier raus, sofort. Sie würde sich jetzt einfach die Leinentasche mit dem Geld aus dem Victoria schnappen und dann los. Sollte doch Denise einfach die Kohle von der Svendsen behalten. Hatten sie nicht sowieso bei Denises Rückkehr alles teilen wollen? Dann käme es doch aufs Gleiche raus.

Stirnrunzelnd dachte sie noch mal

über das eben Gehörte nach. Was konnten die Männer gemeint haben, als sie sagten, sie würden das ihren Kollegen von der Mordkommission überlassen? War bei der Svendsen zu Hause irgendwas schiefgegangen?

Wenn Denise nicht zurückkam, hatten sie vereinbart, dann sollte Jazmine anonym bei der Polizei anrufen und die Svendsen anschwärzen. Aber traute sie sich das? Man konnte einen Anruf doch zurückverfolgen, bei einem Handy war das sogar kinderleicht. Daran hatte Denise wohl nicht gedacht.

Nee, sorry, so wie sich die Situation

gerade entwickelte, war Jazmine das alles fucking egal. Hauptsache, sie kam irgendwie aus dieser Scheiße raus. Hatte sie nicht ihren Teil erledigt? Hatte sie nicht dafür gesorgt, dass sie schon heute Abend auf dem Weg zur Bushaltestelle neue Pässe bekommen konnten? Tja, Pech für Denise.

Da stöhnte die Frau im Bad wieder.

»Jetzt halt endlich die Klappe!«, zischte Jazmine, als sie an der Badezimmertür vorbeiging. Wenn die Polizisten kamen, konnten die der Frau ja Wasser geben. Außerdem stank die so unfassbar nach Pisse und Kacke, da

konnte sie nicht reingehen, das war echt nicht auszuhalten.

Fünf Minuten später hatte Jazmine ihre Sachen gepackt.

Ein vorsichtiger Blick aus dem Fenster zeigte ihr, dass die Luft rein war. Die Stimmen der Männer in der Nachbarwohnung waren zwar noch zu hören, aber wenn sie schnell war, würden die nichts mitkriegen.

Sie schulterte die Leinentasche, griff sich ihren Koffer und hob noch einmal kurz die Küchengardine an.

Sicherheitshalber sah sie auch hinunter zum Parkplatz. Anscheinend

warteten dort unten keine weiteren Polizisten, denn da stand nur ein Wagen mit Blaulicht auf dem Dach. Die übrigen Autos waren irgendwelche Vorstadtkutschen – nichts im Vergleich zu dem Cabrio mit den weißen Ledersitzen, das sie in Italien fahren würde, ha!

Da wurde plötzlich die Tür der Nachbarwohnung geöffnet und wieder zugeworfen. Draußen auf dem Laubengang unterhielten sich die beiden Männer mit einer Frau.

Okay, dann wartete sie eben noch kurz, bis die weg waren.

Aus dem Badezimmer waren wieder Geräusche zu hören, es klang fast so, als würde diese Rose weinen. Klar, natürlich war es schade um sie, aber was sollte sie denn machen? Wenn Denise zurückkam und sah, dass Jazmine abgehauen war, würde sie die Frau vielleicht sowieso umbringen. Jazmine konnte sich Denises Reaktion ziemlich genau vorstellen, wenn sie merkte, dass kein falscher Pass hier auf sie wartete. Die Frau im Badezimmer war dann zu gefährlich, die wusste zu viel.

Aber das war Denises Sache, nicht ihre.

Jetzt fuhr der Streifenwagen los, das hörte sie. Sicherheitshalber lugte sie noch einmal durch den Gardinenschlitz.

Da fiel ihr auf, dass sich in einem kleinen Auto ein paar Parkplätze weiter rechts eine Gestalt bewegte. Und als die Frau die Sonnenbrille abnahm und zu ihr hochsah, wurde es Jazmine eiskalt.

Verdammt, das war Anne-Line Svendsen! Aber wo war Denise?

Jazmine spürte, wie ihr die Magensäure in der Speiseröhre hochstieg. Scheiße, Scheiße, Scheiße, was mach ich jetzt? Was mach ich bloß?

Die Gestalt im Auto sah direkt zu ihr

nach oben. Und ihr Blick sagte alles: Die Svendsen hatte keine Angst. Was war denn schiefgegangen bei Denise? Und wo war sie? Jazmine konnte vor lauter Panik kaum noch klar denken.

Nur weg hier, nichts wie weg. Die Wohnungstür kam nicht infrage, es gab nur den Weg über den Balkon.

Mit einem Satz war sie im Schlafzimmer und zerrte die Laken aus dem Schrank, alle auf einmal.

Sie band zwei davon zusammen, in der Hoffnung, das würde bis unten reichen, dann rannte sie ins Wohnzimmer, schlang das Laken um eine

Türklinke, schob eines dieser Balkonschiebefenster auf, warf Laken und Koffer hinunter und ließ sich, mit der Leinentasche über der Schulter, langsam nach unten.

Es war die Hölle, ihre Finger brannten, jeder einzelne Muskel tat weh und das Laken schaukelte wie verrückt.

Trotzdem schaffte sie es irgendwie, sich auf dem Weg nach unten einmal kurz umzublicken. Weit und breit war niemand zu sehen, auch nicht auf dem Rasen, und die Leute in der unteren Wohnung schienen auch nicht zu Hause zu sein. Aber der Koffer hatte sich beim

Aufprall geöffnet und alle ihre Klamotten lagen verstreut herum.

Scheiße, dachte sie, dafür hab ich jetzt echt keine Zeit. Also ließ sie die Sachen liegen, als sie endlich auf dem Rasen stand, und rannte wie eine Besessene los.

Als sie die Wohnanlage hinter sich gelassen hatte und auf den Bürgersteig Richtung S-Bahnhof zusteuerte, wusste sie, dass sie es geschafft hatte.

Ein paar Meter vor ihr fiel ihr eine Stelle auf, wo die Rabatte wie umgepflügt aussah. Ob hier Michelle umgekommen ist?, dachte sie – und noch

im selben Moment hörte sie, wie hinter ihr ein Auto beschleunigte.

47

Montag, 30. Mai 2016

»Komm schon, Rose, ich bin's, Vicky! Kannst rauskommen, Vater ist zur Arbeit gegangen, er hat diese Woche Nachtschicht.«

Zitternd streckte sie ihre Finger der Zimmertür entgegen, aber sie drehte den Schlüssel nicht um. Hatte er wirklich Nachtschicht? War es schon Donnerstag?

Und wer rief da draußen?

Die Stimme sagte, sie sei Vicky, aber wie konnte das angehen, wenn sie selbst das doch war? Wieso bildete die da draußen sich ein, dass sie stattdessen Rose wäre? Wer wollte schon gern Rose sein? Niemand konnte Rose doch leiden, aber Vicky dagegen … das war etwas anderes.

Wenn ich rauskomme, werde ich ein Hemd anziehen, dachte sie. Heute ziehe ich ein gelb-schwarz-kariertes Holzfällerhemd an und lasse es so weit aufgeknöpft, dass man ordentlich Dekolletee sehen kann. Sie kicherte. Die

würden glotzen, dass ihnen die Augen aus dem Kopf fielen.

Aber ich werde einfach nur lächeln, wenn die glotzen, und dann werde ich ihnen sagen, dass ich diesen Schauspieler heiraten werde. Wie heißt er doch noch gleich? Egal, fällt mir gerade nicht ein. Aber er weiß ja, dass er mich haben soll. Klar weiß er das.

Vicky ist so hübsch, das sagen alle, und deshalb bin ich hübsch. Rose ist nur Rose, schade für sie, sie kann ja nichts dafür, sie ist halt so geboren. Vater sagt das immer, und er hat recht, und deshalb freue ich mich, dass ich nicht sie bin.

Wer will denn überhaupt Rose sein? Gibt es da irgendjemanden? Hab ich das übrigens schon mal gefragt? Na, ich auf jeden Fall nicht. Und wenn Vater jetzt auf Nachtschicht ist, geh ich einfach zum Tanzen. Das ist zum Glück nichts, wo sie sich einmischen können. Niemand von denen.

Zack, da war es wieder, dieses schneidende Gefühl in der Speiseröhre. Sie wusste nicht genau, ob das zu dem eben Gedachten gehörte. Jedenfalls hoffte sie es nicht, denn gerade ging es ihr so gut. Noch vor einer Sekunde hatte es nirgendwo wehgetan, aber jetzt kamen

die Schmerzen zurück.

Aua, eben hab ich wieder gewürgt. Wann hört das bloß auf?

Oh Gott, tut das weh.

Rose schlug die Augen auf. Um sie herum war alles verschwommen. Ihre Augen waren trocken, und der ganze Körper schmerzte. Oder doch nicht? Brannten nur die Speiseröhre und die Zunge?

Ein Stück entfernt fluchte eine Frauenstimme. War die real oder war das wieder ein Traum?

Bin ich schon wieder dabei, in mich selbst zurückzufallen? Das passierte ihr

jetzt immer häufiger, stundenlang. Tatsächlich hatte sie kein Gefühl mehr für die Zeit, und den Ort erkannte sie auch nur vage.

Dass sie gefesselt war, war das Einzige, was klar war. In ihrem Unterleib und in der Speiseröhre brannte es entsetzlich, aber den übrigen Körper spürte sie überhaupt nicht mehr. Soweit sie wusste, hatte sie ihre Beine und Hände vor mindestens vierundzwanzig Stunden zuletzt gespürt. Oder war das noch länger her?

Jetzt redete die Frau da draußen wieder, und sie klang wütend. Fluchte

und verfluchte eine Denise. Aber dann war das hier wohl eigentlich Wirklichkeit, und wenn das stimmte, hoffte sie, in dieser Wirklichkeit zu bleiben. Sobald sie nämlich verschwand, sah sie ihren Vater wieder auf dem Boden liegen, das Fleisch und die Knochen zerquetscht, höhnisch in ihre Richtung grinsend. Sein Blick durchbohrte sie, seine kalten Augen verblassten nie, leuchteten nur jedes Mal intensiver, wenn sie in den Traum abglitt. Ihre Schwestern kamen ihr natürlich immer zu Hilfe, das wusste sie. Plötzlich waren sie in ihr und sie war in

ihnen, und dann hatte sie Frieden. Und etwas anderes als Frieden suchte sie ja nicht. Mochte der Frieden ruhig in der Gestalt kommen, die ihm gerade passte.

»Verdammt, wo bleibt sie?«, hörte Rose die Stimme aus der Wohnung.

Wie hieß die, die da redete, noch mal? War das Michelle? Nein, von der hatten sie doch gesagt, die sei tot. Oder hatte sie das auch nur geträumt?

Sie sagte hinter dem Klebeband »Mmmmm«, was »Ich bin durstig« bedeutete. Aber die Frauenstimme übertönte sie und redete einfach weiter. Die hatte ihr sowieso nicht so oft das

Saugröhrchen in den Mund gesteckt, das erinnerte sie. Vielleicht ein-, zweimal, aber bestimmt nicht öfter.

Jetzt krampfte sich ihr Magen zusammen, also funktionierte er immer noch, und plötzlich brannte es wieder in der Speiseröhre. Das hing irgendwie alles zusammen.

Rose riss die Augen weit auf. Dieser letzte Salzsäureschwall holte sie endgültig aus der Benommenheit.

Sie sah sich um. Das Licht im Flur war dämmerig. Hieß das, es war früh am Morgen oder spät am Abend? In dieser Jahreszeit, wenn es fast nicht dunkel

wurde, war das schwer zu entscheiden. Jedenfalls stand der Sommer vor der Tür, die Zeit im Jahr, wo die Augen von Paaren in einem Blick verschmolzen und der ganze Körper innerlich zu tanzen begann. Ein einziges Mal hatte sie das in der Wirklichkeit erlebt, darüber war sie froh. Oft sprach man vom Verliebtsein als etwas, das nur von allein kommen konnte und gern immer wieder aufs Neue. So hatte Rose es nicht erlebt, aber den innerlichen Tanz hatte sie probiert, auch wenn Tanzen zu den Dingen gehörte, die ihr der Vater zerstört hatte.

Jetzt schrie die Frau da draußen fast.

Rose runzelte die Stirn. Nein, das stimmte nicht, da rief keine Frau. Sie sah durch die Türöffnung zum Flur. Dort war niemand, und trotzdem füllte eine Stimme den Raum. Die Stimme war dunkel, viel dunkler als die der Frau, und sie kannte sie. Das war doch Assads Stimme, oder? Aber warum sollte ausgerechnet der gerade kommen? Warum sollte der auf einmal rufen, er wüsste, dass jemand zu Hause sei, er wolle nur ein paar Fragen stellen?

Träumte sie, oder wollte Assad ihr tatsächlich erzählen, er wisse, wer da drinnen sei? Und wollte er ihr Fragen

stellen? Warum kam er nicht einfach rein und fragte? Sie würde Assad seine Fragen gerne beantworten, er war doch ihr Freund.

Sie grunzte »Mmmmm«, und das hieß dieses Mal, er solle einfach kommen. Er solle einfach reinkommen und das Klebeband von ihrem Mund entfernen, damit sie die Magensäure ausspucken und seine Fragen beantworten könnte. Das würde sie wirklich gerne tun.

Komm schon und frag mich was, Assad, dachte sie, und ihre trockenen Augen wurden ein wenig feucht, und aus ihrem Brustkorb stieg unwillkürlich eine

Art Weinen auf. Es fühlte sich gut an.

Jetzt hörte sie eine weit entfernte Stimme, die klang fast wie Carls. Als sie die hörte, war sie plötzlich ganz gerührt. So gerührt, dass richtige Tränen kamen. Stimmte das wirklich? Waren die dort draußen irgendwo und wussten, dass sie hier war?

Dann würden sie vielleicht in die Wohnung eindringen und sie in aller Unwürdigkeit, in aller Erniedrigung erleben. Aber sie vielleicht trotzdem an sich drücken?

Das würden sie doch?

Sie lauschte und strengte sich an,

Geräusche zu produzieren, die lauter und bedeutungsvoller waren als nur unartikuliertes Stöhnen. Sie war jetzt hellwach, und die Adrenalinpumpe oder etwas anderes, worauf sie keinen Einfluss hatte, katapultierte ihren Körper unerwartet in eine andere Wirklichkeit.

Jäh schoss ihr der Schmerz in die Schultern und den Rücken. Ihre Gelenke und Muskeln rebellierten, alle Nerven erwachten und Rose ächzte laut hinter dem Klebeband.

Da huschte der Schatten der Frau an der Badezimmertür vorbei. Sie bewegte sich anders als sonst. Hektisch,

angespannt, so kam es ihr vor. »Jetzt halt endlich die Klappe«, zischte sie im Vorbeigehen ins Bad. Ein paar Minuten später war aus dem Wohnzimmer Lärm zu hören. Ein Klick und ein paar dumpfe Schläge, und dann wurde es still.

Ganz still.

48

Montag, 30. Mai 2016

Diese letzte Stunde hatte Anneli in einem Maß erschüttert und geschockt, wie sie es nie zuvor erlebt hatte. Gleichzeitig hatte sie ihr aber auch tiefe Erkenntnisse beschert.

Wäre sie nur wenige Minuten früher zum Sandalspark gekommen, hätte die ganze Aktion höchstwahrscheinlich in

einem Fiasko geendet. Man hätte sie in Denises Wohnung auf frischer Tat ertappt und festgenommen.

Denn kurz bevor sie aus dem Auto steigen wollte, war ein Einsatzwagen mit zwei Polizisten vor ihr auf den Parkplatz eingebogen. Anneli hatte sich instinktiv auf ihrem Sitz zusammengekauert und die beiden beobachtet. Erst schienen sie in die Nachbarwohnung gehen zu wollen, und als hätten sie sich dann anders entschieden, waren sie weiter zur Zimmermann-Wohnung gegangen, wo sie klingelten und an die Tür klopften. Der

eine schien irgendetwas durch den Briefschlitz zu rufen und der andere klopfte an die Fensterscheibe. Das Ganze wirkte ausgesprochen merkwürdig. Beunruhigend.

Was hatte die Polizei auf diese Spur geführt? Der Überfall auf die Diskothek und der Schuss auf diese Isländerin? Galten die Frauen als tatverdächtig oder sollten sie nur als Zeuginnen aussagen? Hatte die Polizei vielleicht herausgefunden, dass Michelle in der Wohnung untergeschlüpft war? Denkbar war so einiges. Vielleicht hatte Michelle ja irgendeine Rechnung oder

Telefonnummer oder so bei sich gehabt, irgendetwas, das indirekt auf die Wohnung hinwies. Aber warum gaben die Polizisten ihr Vorhaben dann so schnell auf und verschwanden in der Nachbarwohnung? Und überhaupt, was hatte die mit alldem zu tun?

Als sie das Haus endlich verließen und an Annelis Auto vorbei zu ihrem eigenen Wagen gingen, hielt Anneli die Luft an. Zu allem Überfluss drehte der Größere von beiden, so ein typischer Däne, auch noch den Kopf in ihre Richtung und sah sie durchs Seitenfenster direkt an. Kurz fürchtete

sie, er würde stehen bleiben und fragen, warum sie immer noch dort saß. Also stellte sie sich schlafend, was er offenbar nicht durchschaute.

Hinter ihrer Sonnenbrille beobachtete sie die Szenerie weiter. Und so sah sie, dass sich oben in der Wohnung die Gardine bewegte, als die Polizisten endlich abfuhren, und ein Gesicht in dem Gardinenspalt auftauchte. Anneli nahm die Sonnenbrille ab, konnte aber auf die Entfernung nicht eindeutig erkennen, ob es tatsächlich Jazmine war. Doch als die Frau zurückzuckte, war sie sich ziemlich sicher. Zwar konnte auch Jazmine sie auf

die Entfernung kaum erkannt haben, aber sie wusste, dass sie einen Ford Ka fuhr. Das hatte sie ihr ja selbst erzählt.

Anneli wägte die Situation ab. Jazmine hatte sich den Polizisten nicht zu erkennen geben wollen. Aber waren die so leicht hinters Licht zu führen? Waren die nicht viel eher unterwegs, um Verstärkung zu holen?

Irgendetwas sagte Anneli, dass die Zeit drängte, und deshalb überlegte sie nicht lange, sondern stieg aus. Sie vertraute auf ihr Schicksal. Das hatte ihr in letzter Zeit so oft geholfen, wieso sollte es diesmal anders sein?

Als sie das Treppenhaus betrat, von dem aus man auf den Laubengang kam, stand eine Frau vor den Briefkästen und sah in aller Seelenruhe ihre Post durch. War die auf dem Weg nach oben oder nach draußen? Falls sie nach oben wollte, wäre es schlauer zu warten, bis die Luft rein war.

Anneli tat deshalb so, als wollte sie das Treppenhaus nur durchqueren, um durch die Hintertür auf die gemeinsame Wiese zwischen den Häuserblocks zu kommen.

Schon von der Tür aus sah sie den geöffneten Koffer im Gras liegen, der

Inhalt war ringsum verstreut. Ahnungsvoll rannte sie auf den Rasen und guckte nach oben zu Denises Wohnung. Wirklich erstaunt war sie nicht beim Anblick der herabhängenden Laken.

Ganz am Ende des Karrees konnte sie die Flüchtende sogar noch sehen. Ja, das war zweifellos Jazmine! Anneli verfluchte sich, dass sie diese Möglichkeit nicht bedacht hatte. So schnell es ihr untrainierter Körper erlaubte, eilte sie zurück zu ihrem Wagen.

Wahrscheinlich wollte Jazmine zum

Bahnhof. Nur gut, dass ich mich in Stenløse mittlerweile auskenne, dachte Anneli, während sie den Motor anließ.

Ja, sie hatte richtig getippt: Einige hundert Meter voraus, fast an derselben Stelle, wo Michelle ihr Leben gelassen hatte, entdeckte Anneli Jazmine. Aber leider war diesmal mehr los in der Gegend. Vom Bahnhof her kam eine Gruppe lärmender junger Männer. Sie hatten Bierdosen in der Hand und schwenkten ihre Jacken.

Hier konnte sie Jazmine beim besten Willen nicht überfahren.

Aber eigentlich war das ja auch gar

nicht ihr Plan.

Anneli ging etwas runter vom Gas und tastete mit einer Hand nach Denises Pistole in ihrer Tasche. Die jungen Kerle kickten ihre Bierdosen über den Rasen und schubsten sich.

Als Anneli die Waffe zu fassen bekam, beschleunigte sie. Sekunden später hatte sie Jazmine eingeholt, trat auf die Bremse, warf sich auf die Beifahrerseite und drückte die Tür auf.

Jazmines Blick erlosch, als sie Denises Pistole sah.

»Denise ist bei mir zu Hause«, sagte Anneli, »und wie Sie sehen, habe ich ihr

die Pistole abgenommen. Wir müssen reden, Jazmine. Ich will endlich wissen, was hier gespielt wird.«

Mit einer herrischen Kopfbewegung bedeutete sie Jazmine einzusteigen und rutschte selbst zurück auf den Fahrersitz.

Jazmines Verwandlung hätte nicht augenfälliger sein können. Von der arroganten jungen Frau, die noch vor gar nicht langer Zeit im Warteraum über Anneli gelästert und sie Monat für Monat mit dummdreisten Forderungen genervt hatte, war nichts mehr übrig.

»Ich hab Ihnen nichts getan«, sagte Jazmine leise, als Anneli den Wagen

wendete.

»Das habe ich auch gar nicht gesagt, Jazmine. Jetzt fahren wir zurück zu dem Haus, aus dem Sie gerade gekommen sind, und holen erst mal Ihren Koffer aus dem Garten. Dann gehen wir nach oben und sprechen bei einer Tasse Tee alles durch, bevor wir zu Denise fahren.«

Jazmine schüttelte den Kopf. »Ich will nicht wieder in die Wohnung.«

»Tja, aber das hab ich nun mal so entschieden, da können Sie sagen, was Sie wollen.«

»Ich hab nichts gemacht, das war Denise.« Ihre Stimme wurde immer

leiser.

Anneli wusste nicht recht, worauf Jazmine hinauswollte. Aber das spielte eigentlich auch keine Rolle.

»Klar war das Denise«, antwortete sie diplomatisch. »Ich bin doch Ihre Sachbearbeiterin, da sollte ich Sie doch wohl alle ein bisschen kennen, oder?«

Jazmine sah so aus, als wollte sie noch etwas sagen, doch dann schwieg sie und fügte sich in die Situation. Anneli war’s egal. In zehn Minuten würde eh kein Hahn mehr nach ihr krähen.

Sie sammelten Jazmines Sachen vom Rasen und gingen dann mit dem Koffer nach oben. Auf dem Laubengang, zehn Meter vor ihrer Tür, blieb Jazmine stehen.

»Ich hab keine Ahnung, wie wir reinkommen sollen. Ich bin über den Balkon geklettert, und die Tür ist abgeschlossen. Der Schlüssel ist in der Wohnung. Können wir nicht woanders reden? Bei Ihnen zu Hause?«, schlug Jazmine vor.

Anneli kniff die Augen zusammen. Wollte sie sie austricksen? Zeit gewinnen? Andererseits klang es

plausibel. Und eben, beim Koffereinpacken, hatte Anneli den Schlüssel tatsächlich nicht gesehen.

»Taschen leeren!«, befahl sie.

Jazmine gehorchte. Ein paar Hundertkronenscheine und ein Kondom, das war alles. Dann forderte Anneli Jazmine auf, die Leinentasche zu öffnen, die sie über der Schulter trug. Aber die weigerte sich und zog die Tasche weg. Da war sie wieder, diese bockige Miene. Sie habe den verfluchten Schlüssel nicht, blaffte sie, und ob sie ihr nicht verdammt noch mal glauben könnte.

Im Prinzip glaubte Anneli ihr ja auch, zumal sie die Laken selbst gesehen hatte. Sie hatte nur ein Problem: Zum ersten Mal hatte sie keine Ahnung, wie der nächste Schritt aussehen sollte. Dabei hatte sie sich so einen ausgeklügelten Plan zurechtgelegt, und wenn sie mit Jazmine nicht genau nach dem verfuhr, klappte das Szenario mit dem Mord und dem vorgetäuschten Selbstmord nicht. Sie *musste* Jazmine hinter dieser Tür erschießen, alles andere funktionierte nicht.

Ratlos ließ sie ihren Blick über den Laubengang schweifen. Wie karg und

schmucklos der aussah, erstaunlich! Keine Pflanzen neben den Türen, keine Blumenkästen am Geländer, keinerlei schmückendes Beiwerk. Und nur eine einzige Fußmatte – die vor Denises Wohnung.

»Treten Sie mal einen Schritt zurück, Jazmine«, sagte sie intuitiv und hob die Matte hoch. Darunter lag der Schlüssel.

»Sie haben wohl geglaubt, Sie könnten mich täuschen, was?«

Jazmine wirkte verstört, fast so, als sei die Überraschung für sie mindestens ebenso groß.

Anneli schloss auf und schob Jazmine

vor sich in den Flur. Puh, wie stank es hier nach Urin und Kot! Aber die letzten Wochen hatten sie abgehärtet. Krebserkrankung, Operation, Bestrahlungen, das Ausarbeiten und Durchziehen ihres Projekts, all das hatte ihr das Ende aller Empfindlichkeiten beschert. Inzwischen schien nichts mehr sie erschüttern oder vom Kurs abbringen zu können.

Dachte sie zumindest kurz. Doch dann sah sie durch die offene Badezimmertür und erschrak: Auf der Toilette hockte eine gefesselte Frau in ihren eigenen Exkrementen. Das war selbst ihr zu viel.

»Wer … wer ist das?«

Jazmine zuckte entschuldigend die Achseln. »Ich weiß es nicht. Das war Denise. Keine Ahnung.«

Anneli stieß die Frau an, ohne dass eine Reaktion kam.

»Die ist tot, oder?«

»Ich weiß es nicht.« Jazmine presste die Leinentasche an sich.

Anneli registrierte das sofort. »Geben Sie mir die Tasche!« Misstrauisch griff sie danach, aber Jazmine ließ nicht los. Da knallte ihr Anneli die Waffe ins Gesicht.

Jazmine schrie auf, ließ die Tasche

fallen und fasste sich mit beiden Händen an den Kopf. Klar, ihre Schönheit war das letzte Pfund, mit dem sie wuchern konnte. Mit einer zerbeulten Visage wäre alles vorbei.

»Von jetzt an tust du besser, was ich dir sage, sonst knall ich dir gleich noch eine.«

Anneli hob die Tasche auf.

»Wahnsinn, was ist denn …?« Ihr gingen die Augen über. Dieser Tag war weiß Gott voller Überraschungen. »Wie viel ist das? Ist das das Geld aus der Disko?«

Jazmine hatte immer noch die Hände

vorm Gesicht und nickte. Weinte sie?

Anneli schüttelte den Kopf. Was für ein Coup! Was für ein Glückstag! Nicht nur hatte sie Jazmine endlich da, wo sie dem Plan gemäß sein musste, jetzt hatte sie auch noch das Geld!

Anneli musterte die schlaffe Gestalt im Badezimmer. Inwieweit würde es ihre Pläne stören, dass die da saß? Wenn sie tot war, würde sie als Rätsel zurückbleiben. Wenn nicht, könnte es ein Problem werden. Wie hatte einer ihrer Exfreunde, der Langweiligste von allen, immer gesagt? Das Glück zerrinnt, wenn wir es nicht mit allem, was wir haben,

verteidigen.

Vielleicht war der ja doch nicht so doof gewesen? Mittlerweile war jedenfalls schon viel zu viel Zeit vergangen, und sie musste zusehen, dass sie mit Jazmine zum Ende kam – bevor das Glück sie womöglich tatsächlich verließ.

»Komm mit ins Esszimmer, Jazmine.«

Sicherheitshalber ging sie das Szenario noch einmal im Geiste durch. Sobald sie Jazmine mit dem Revolver erschossen hatte, würde sie ihr Denises alte Waffe in die Hand drücken. Die Polizei sollte glauben, dass ein Konflikt

zwischen den Frauen eskaliert war und dass beide zur Waffe gegriffen hatten. Nur dass sich Jazmines Schuss aus der alten Pistole nicht gelöst hatte, sodass Denise mit dem schallgedämpften Revolver zuerst zum Zuge kam. Den Revolver würde sie später im Park der toten Denise in die Hand drücken – um einen Selbstmord nahezulegen.

»Setz dich an den Tisch, da, neben das Regal«, befahl sie und nahm selber am anderen Tischende Platz, die Tasche auf ihrem Schoß. Verdeckt von der Tischplatte ließ sie die Pistole in die Tasche fallen und zog den Revolver

heraus.

Jazmine bekam hektische rote Flecken im Gesicht, als sie die Waffe sah, und ihre scharf nachgezogenen Augenbrauen rutschten panisch nach oben. »Was wollen Sie damit? Wollten wir uns nicht unterhalten?«

»Ja, aber sicher doch. Und du erzählst mir bitte alles, jedes Detail. Warum hast du geglaubt, Jazmine, dass ich Michelle angefahren habe?«

Anneli hielt den Revolver wieder unter die Tischplatte und tastete in ihrer Tasche nach dem Schalldämpfer.

»Michelle hat Sie gesehen, bevor Sie

in sie reingefahren sind, das hat sie uns gesagt.«

Anneli nickte. »Tja, da hat sie sich wohl geirrt. Ich war das jedenfalls nicht.«

Jazmine runzelte ihre faltenlose Stirn. »Aber sie hat Sie auch gesehen, als …«

»Als was, Jazmine? Ich versichere dir, dass sie sich geirrt hat. Das muss jemand anders gewesen sein, jemand, der mir ähnlich sieht.«

Anneli bemerkte, wie Jazmines Blick zur Tischkante flackerte und dann schnell zur Seite. Offenbar spürte die, dass etwas Drastisches geschehen würde.

Und ausgerechnet jetzt ließ sich der verdammte Ölfilter nicht auf den Revolverlauf stecken.

»Was fummeln Sie da unter dem Tisch, Frau Svendsen?« Völlig überraschend sprang Jazmine auf und schnappte sich ein ovales Ding aus dem Teakregal.

Anneli riss den Revolver hoch, Schalldämpfer hin oder her. »Leg das sofort weg!«, brüllte sie entsetzt.

Doch Jazmine entfernte die Kappe von diesem Ding, ließ eine kleine Kugel an einer Schnur herausfallen, zog daran und schleuderte sie über den Esstisch

nach Anneli, alles in einer einzigen Bewegung. Instinktiv hatte Jazmine sich zur Seite geworfen und im Wohnzimmer in Sicherheit gebracht.

Anneli sah das Ding entsetzt an und ließ sich instinktiv zu Boden fallen. Jazmine rannte weiter in den Flur.

Doch nichts passierte.

Das Teil, Anneli vermutete, dass es eine Handgranate war, explodierte nicht.

Sie griff sich beim Aufstehen an die Schulter und hörte Jazmine an der Wohnungstür rütteln.

»Kannst du dir sparen, ich hab hinter mir abgeschlossen.«

Dann hob sie den heruntergefallenen Revolver vom Boden auf, steckte den Ölfilter auf die Mündung, jetzt passte er endlich, und trat in den Flur.

Jazmine flüchtete panisch ins Bad und drehte den Schlüssel um.

Als ob ihr das helfen würde.

Anneli richtete den Revolver auf die Tür und drückte ab. Das Loch war ziemlich bescheiden, fand sie. Der Schrei jenseits der Tür war dafür umso gewaltiger.

Fehlt nur noch, dass die hier das ganze Haus zusammenbrüllt, dachte Anneli und schoss erneut. Danach blieb

es still.

Verdammt, und jetzt? Sie musste doch wissen, ob sie die Frau erledigt hatte. Ob sie die Tür eintreten konnte? Das war doch bestimmt nur dünnes Sperrholz. Aber dann durfte sie anschließend nicht vergessen, den Fußabdruck abzuwischen. Überhaupt musste sie am Ende alles durchgehen und abwischen. Warum hatte sie nur nicht daran gedacht, Handschuhe anzuziehen?

Das Schloss gab bereits beim ersten Tritt nach.

Die Tür ließ sich einen Spalt öffnen,

durch den sich Anneli hindurchquetschte. Jazmine lag mit weit aufgerissenen Augen in einer Blutlache auf dem Terrazzoboden und wimmerte kaum hörbar.

Anneli beobachtete, wie das Blut in den Abfluss lief. Wie praktisch, dass sie sie hier im Bad erschossen hatte.

Als sie sich umdrehte, sah sie sich selbst im Spiegel.

Da stand sie also, Anne-Line Svendsen, eine Frau mittleren Alters, Schatten unter den Augen, mit offenem Mund. Zum zweiten Mal sah sie sich jetzt so, kalt, zynisch, ohne jedes Gefühl.

Unwillkürlich zuckte sie zusammen. Wer war sie denn, dass sie so ruhig hier stehen und den Menschen betrachten konnte, der durch ihr Tun gerade verblutete? War sie vielleicht doch im Begriff, verrückt zu werden? Der Gedanke war ihr schon einmal gekommen. Na, und wenn schon.

Sie kehrte ihrem Spiegelbild den Rücken und beobachtete wieder Jazmine. Deren Beine zuckten noch in Krämpfen, während das Leben aus ihr wich. Erst als sie vollkommen still lag, den leeren Blick an die Decke gerichtet, wandte sich Anneli der gefesselten Frau

auf der Toilette zu.

Sie schlang den Arm um deren Leib und betätigte die Spülung. Dafür waren sich die Damen wohl zu fein gewesen.

»So«, sagte sie und strich dem armen Wesen über das Haar, »jetzt habe ich dich gerächt, wer auch immer du sein magst und warum du hier sitzen musst.«

Dann wickelte sie sich Toilettenpapier um die rechte Hand und ging durch die Wohnung, wo sie peinlich genau alles abwischte, was sie berührt hatte.

Am Ende griff sie mit einem Stück Toilettenpapier nach Denises Pistole und

ging ins Bad, um sie Jazmine in die Hand zu drücken. Aber in welche? Die blutige linke oder die saubere rechte? Mit welcher Hand hatte Jazmine die Handgranate geworfen? Mit rechts?

Anneli schloss die Augen und versuchte, sich die Situation zu vergegenwärtigen. Sie wusste es einfach nicht.

Da presste sie kurzentschlossen die Finger der rechten Hand um den Pistolenschaft, senkte die Hand wieder auf den Fußboden, machte das Licht aus und zog die Tür halb zu.

Als sie ihre Sachen in die Tasche

gepackt hatte, wickelte sie sich etwas Küchenkrepp um die Hände, legte Jazmines Koffer im Schlafzimmer aufs Bett und öffnete ihn. Falls jemand sie unten auf dem Rasen mit dem Koffer gesehen hatte – was sie nicht glaubte –, würde derjenige Jazmine als eine etwas sonderbare junge Frau beschreiben, der eine ältere Frau geholfen hatte. Wer war die Dame?, würde die Polizei fragen, und man würde antworten, man habe sie noch nie hier gesehen.

Als Denise kam, um mit Jazmine abzurechnen, war diese folglich wieder beim Auspacken gewesen. Wäre das

nicht absolut plausibel, auch für die Polizei?

Anneli musste lachen. Hatte sie womöglich zu viele Thriller gelesen? Schon möglich.

Prüfend ging sie noch einmal durch alle Räume. Im Wohnzimmer fiel ihr Blick auf die Handgranate. Was für ein Wahnsinnsglück, dass die nicht detoniert war!

Vorsichtig nahm sie das Teil in die Hand.

»Vor Gebrauch Sprengkapsel einsetzen« stand unten drauf, dafür reichte ihr Deutsch dann doch noch. Das

hatte die gute Jazmine wohl nicht getan. Ein Versäumnis, das sie mit dem Leben bezahlt hatte. Wieder musste Anneli lachen. Tja, wer sich nicht die Mühe macht, Fremdsprachen zu lernen …

Vorsichtig stellte Anneli die Handgranate auf den Kopf und steckte die Schnur und die Kugel zurück in den hohlen hölzernen Schaft. Mochte ja sein, dass die Granate nicht mehr funktionierte, aber sie sah immer noch bedrohlich aus.

Bisschen unhandlich, aber vielleicht noch mal ganz nützlich für ein späteres Projekt, befand Anneli, schraubte das

Bodenteil fest und steckte die Waffe zu dem Geld in die Leinentasche.

Als sie auf den Laubengang trat, den Schlüssel mit einem Stück Küchenkrepp abwischte und ihn zurück unter die Fußmatte schob, schwelgte sie in Gedanken an ihre Mission. War ihr je etwas besser gelungen als ihr kleiner Feldzug? Jetzt musste sie nur noch Denises Leiche entsorgen, und dann würde sie erst mal Urlaub machen. Den hatte sie sich mehr als verdient.

Zufrieden klopfte sie auf die Leinentasche und marschierte zu ihrem Auto.

Eine Mittelmeerkreuzfahrt, ging es ihr durch den Kopf, ja, das wär's. Das könnte nach der Strahlentherapie genau das Richtige sein.

49

Montag, 30. Mai 2016

Nur eine Minute brauchte Carl, um Gordon über das zu informieren, was sie in Roses Wohnung gefunden hatten. Am anderen Ende blieb es still. Gordon brachte kein Wort heraus.

Bedrückt sah Carl zu Assad hinüber, dem fehlte sogar die Energie, die Beine aufs Armaturenbrett zu legen.

Ein langer Abend für alle kündigte sich an.

»Bist du noch dran, Gordon?«, fragte Carl.

Hatte er ja gesagt?

»Leider haben wir keine Ahnung, wo Rose steckt, aber wir müssen einfach davon ausgehen, dass sie noch am Leben ist, hörst du?«

Immer noch keine Reaktion.

»Wir hatten überlegt, nach ihr fahnden zu lassen, aber zuerst, finde ich, sollten wir selbst noch mal überlegen, wo sie sich aufhalten könnte.«

»Okay«, sagte Gordon kaum hörbar.

Dann informierte Carl ihn kurz über den Besuch bei James Frank und dessen Geständnis, was für den Fall Zimmermann einen Durchbruch bedeutete.

Aber von Gordon kam kein Zeichen, dass das seine Stimmung auch nur im Entferntesten aufhellte. Ihn hatte es wirklich hart erwischt.

»Assad und ich haben leider noch einen weiteren Job zu erledigen. Auch wenn uns das nach dem mit Rose schwerfallen wird. Wir suchen gleich noch mal Birgit Zimmermann auf, denn es gibt da ein paar Dinge, über die wir

Klarheit bekommen müssen. Wie steht's mit dir, bist du bereit, durchzuarbeiten?«

»Natürlich. Sag mir, was ich tun soll.«

Okay, das klang, als käme er ein bisschen aus dem Schockzustand heraus.

Carl sah Gordons Gesicht vor sich. Er wusste ganz genau, was Rose ihm bedeutete. Sie war vielleicht der einzige Grund, warum er noch für das Sonderdezernat Q im Keller arbeitete. Tja, was tat man nicht alles für einen geliebten Menschen, selbst wenn man ihn vielleicht nie bekam und immer nur von ihm träumen konnte.

»Ich möchte dich bitten, Roses Schwestern anzurufen und sie über den Stand der Dinge zu informieren. Aber bitte dramatisiere nicht zu sehr, wenn du kannst.« Letzteres würde er nicht hinkriegen, das war Carl klar. »Frag sie, ob sie irgendwelche Ideen haben, wo sich Rose aufhalten könnte. Ob sie zum Beispiel jemanden in Malmö oder in Schonen kennt? Ob es ein Sommerhaus oder frühere Freunde gibt, wo sie Zuflucht gesucht haben könnte? Tut mir leid, Gordon, dass du das alles bis ins Letzte aufwühlen musst, aber es geht nicht anders.«

Auch hierzu kam kein Kommentar.

»Wir bleiben in Kontakt, Gordon, okay? Lass uns wissen, was du herausfindest, damit wir entscheiden können, ob wir eine Fahndung rausgeben.«

In Birgit Zimmermanns hohen Räumen schienen sämtliche Deckenlampen zu brennen, dabei war es immer noch hell. Das bedeutete doch wohl, dass sie zu Hause war?

Sie klingelten und wurden zu ihrer Überraschung schon nach wenigen Sekunden eingelassen.

»Tatsächlich hab ich mit Besuch dieser Art gerechnet.« Sie hatte feuchte Augen, was sich diesmal nicht ohne Weiteres auf ihren Alkoholkonsum zurückführen ließ. Irgendwie wirkte sie nüchterner als am Vormittag, als sie mit ihr über Stephanie Gundersen gesprochen hatten. Sie bat Carl und Assad, Platz zu nehmen, noch ehe die etwas gesagt hatten.

»Haben Sie Denise gefunden, kommen Sie deshalb?«

»Sie wissen also, dass inzwischen nach ihr gefahndet wird?«

»Ja, und ich bin auch ein paarmal von

der Polizei angerufen worden. Hat man sie gefunden?«

»Leider nein. Wir hatten gehofft, dass Sie uns weiterhelfen könnten.«

»Ich habe Angst«, sagte sie. »Sie ist ein schreckliches Mädchen, aber trotzdem will ich nicht, dass ihr etwas zustößt. Glauben Sie, dass sie diese Isländerin erschossen hat? Und dass sie an dem Überfall auf diese Diskothek beteiligt war, wie es die Medien andeuten?«

»Wir wissen es nicht, Birgit. Aber es gibt einen Verdacht, und um Klarheit zu erhalten, müssen wir sie finden. Die

Polizei in Slagelse hat sich überall in der Stadt nach ihr erkundigt, bisher ohne Erfolg. Kann es sein, Birgit, dass Sie selbst auch nicht so ganz daran glauben, dass sie dort ist?«

»Wenn sie an dem Abend in der Diskothek in Sydhavn war, dann kann sie zu dem Zeitpunkt doch nicht in Slagelse gewesen sein, oder?«

Carl nickte. Sie war deutlich klarer im Kopf als sonst, gut so.

»Wir haben jetzt einige ganz konkrete Fragen an Sie, Birgit. Heute früh schien mir, Sie deuteten an, dass Denise etwas über den Tod ihrer Großmutter wissen

könnte. Warum haben Sie das gesagt?«

»Und warum, glauben Sie, sollte ich Lust haben, mit Ihnen darüber zu sprechen? Ich war betrunken, nicht gemerkt? Sie müssen doch wissen, dass man viel dummes Zeug redet, wenn man getrunken hat.«

»Das stimmt. Dann lassen Sie uns das Thema wechseln. Es ist nämlich so, dass wir Ihren Exmann ausfindig gemacht haben.«

Die Reaktion war absolut unglaublich. Die Sehnen an ihrem Hals strafften sich, die Kinnlade fiel herab. Dann atmete sie tief ein, hielt die Luft an

und ballte die Fäuste. Sie war völlig überrumpelt und versuchte verzweifelt, sich das nicht anmerken zu lassen.

»Er ist noch immer in Dänemark, Birgit. Sie haben wahrscheinlich geglaubt, er wäre verschwunden, damals, als das mit Stephanie Gundersen passierte?«

Sie antwortete nicht, aber das heftige Auf und Ab ihres Brustkorbs sprach Bände.

»Ich kann mir vorstellen, dass Ihre Mutter Ihnen erzählt hat, er sei nach dem Mord abgehauen. Wenn jemand unter Verdacht geriete, dann müsse er das

sein. Und sie sei willens, der Polizei zu erzählen, dass es sich so verhalten habe, falls die Ermittler Ihnen auf die Pelle rückten. Stimmt das? Sie hatte eine Geschichte vorbereitet.«

Sonderbarerweise schüttelte Birgit den Kopf.

»James wohnt in der alten Ladenwohnung Ihres Vaters«, erklärte Carl. »Aber das ist Ihnen sicher längst bekannt, nicht wahr?«

Wieder schüttelte sie den Kopf.

»Birgit, hören Sie zu. Ich werde Sie nicht mit James Franks Geschichte ermüden, die er uns über seine

Absprache mit Ihrer Mutter erzählt hat. Er ist in Afghanistan desertiert und kam 2003 zurück nach Dänemark, und er versprach, sich von Ihnen und von Denise fernzuhalten. Ihre Mutter hat ihn dafür bezahlt. Aber das wissen Sie bestimmt?«

Null Reaktion, also war das nicht sicher.

»James ist der Meinung, Ihre Mutter habe ihn zusammen mit Stephanie Gundersen in der Stadt gesehen. Er nannte das einen Zufall, aber das glaube ich nicht. Zwar spielen Zufälle bei Verbrechen oft genug eine Rolle, aber

ich glaube viel eher, dass Sie James zusammen mit Stephanie in der Nähe von Denises Schule sahen und dass Sie Ihrer Mutter davon erzählten. Ich denke, Ihre Mutter folgte den beiden und wurde von James gesehen. Und wissen Sie, warum ich diese Sache bis zu Ihnen zurückführe? Weil es bei dem Elterngespräch zwischen Ihnen und Stephanie Gundersen zum Streit über Gundersens Umgang mit Männern kam. Ich glaube, dieser ganze Fall hat viel mit einer verletzten, frustrierten und auf merkwürdige Weise auch eifersüchtigen Frau zu tun, die plötzlich die hübsche

Lehrerin ihrer Tochter zusammen mit ihrem Exmann sieht. Sie hassten Stephanie Gundersen schon vorher, weil Denise so begeistert von ihr war, und nach und nach kam dann auch noch die Verzweiflung hinzu. Können Sie mir bis dahin folgen, Birgit? Sie fühlten nicht nur, wie Ihre Wut und Eifersucht aus alten Tagen wieder aufbrachen. Sie sahen auch Ihren Exmann und eine beliebte Lehrerin, die für Ihre Tochter immens wichtig geworden war. Und das war zu viel für Sie.«

Jetzt tastete sie auf dem Tisch nach ihren Zigaretten, aber Assad kam ihr

zuvor, nahm die Packung und bot ihr eine an, er gab ihr sogar Feuer. Smarter Zug von ihm.

»Wir bedauern, Sie auf diese Weise schockieren zu müssen, Birgit«, schaltete sich Assad ein. »Es muss für Sie erschütternd sein zu hören, dass sich Ihr Exmann plötzlich wieder einen Weg in Ihr Leben gebahnt hat. Er kam tatsächlich gestern hierher, um Sie in Ihrer Wohnung aufzusuchen. Er sah Sie auf der Straße, aber Sie waren so betrunken, dass er keine Lust hatte, mit Ihnen zu reden.«

Assad schwieg, und beide warteten

auf Birgit Zimmermanns Reaktion. Früher oder später musste sie zu reden beginnen, aber sie stützte nur den Ellbogen auf ihre andere Hand, steckte sich die Zigarette zwischen die Lippen und nahm einen tiefen Lungenzug.

»Wollen Sie meine Version hören?«, fragte Carl.

Wieder keine Reaktion.

»James wartete oft in der Nähe der Schule auf Stephanie. Er stand beim See hinter den Bäumen und beobachtete den Schulausgang. Auf die Weise konnte er selbst entscheiden, von wem er gesehen werden wollte und von wem nicht. Er

wusste allerdings nicht, dass Sie dann und wann auch diesen Weg gingen, wenn Sie Lust hatten, Denise von der Schule abzuholen. Sie kamen von der Borgergade, manchmal gingen Sie über die Dag Hammerskjölds Allé und weiter das kleine Stück am See entlang, um an genau derselben Stelle auf Denise zu warten wie James. Und dann kam Stephanie Gundersen aus der Schule, und die beiden küssten sich, während Sie sich schockiert hinter einem Baum versteckten und aufgewühlt zusahen. Auf einmal war Ihr Exmann wieder in Dänemark, und damit für Ihren

Geschmack viel zu nahe, war es nicht so?«

Da passierte es endlich. Birgit Zimmermann nickte kaum merklich.

»Ich kann Ihnen sagen, dass James Frank ganz sicher war, dass Ihre Mutter Stephanie Gundersen getötet hat. Ich glaube, wegen der Art, wie es geschah. Ihr Vater hatte doch ständig damit geprahlt, was für einen Schaden ein Schlag auf den Hinterkopf anrichten kann. Glauben Sie nicht, dass Ihre Mutter das nicht auch wusste?«

Sie drehte den Kopf weg. Zitterten ihre Lippen? Wenn ja, dann folgten sie

der richtigen Fährte.

Da drehte Birgit Zimmermann den Kopf und sah ihnen direkt ins Gesicht. Sie hatte Tränen in den Augen und ihre Lippen zitterten tatsächlich leicht. Jetzt wurde es spannend!

»James Frank hat uns heute gestanden, er habe Ihre Mutter umgebracht. Es sei die Rache für Stephanies Ermordung durch Ihre Mutter gewesen. Aber wissen Sie, Birgit, was ich eigentlich glaube?«

Ihr Gesicht zog sich zusammen. Also hatte er recht.

»Er hat die falsche Person

umgebracht, stimmt's?«

Die Frage schien irgendeine innere Schleuse bei ihr zu öffnen, wobei ihnen nicht klar war, was für Gefühle dabei herausfluteten. Es konnte Ohnmacht, aber auch Erleichterung sein, genauso gut Wut oder irgendeine Art von Freude. Carl und Assad tauschten einen Blick, und dann warteten sie. Warteten, bis sie sich den Rotz vom Kinn gewischt hatte und sich wieder aufrichten und ihnen in die Augen sehen konnte.

»Sie haben tatsächlich geglaubt, Denise habe Ihre Mutter getötet, nicht wahr, Birgit? Aber warum haben Sie das

geglaubt?«

Sie zögerte einen Moment, ehe sie antwortete. »Weil sich meine Mutter und Denise an diesem Tag wieder so fürchterlich gestritten hatten. Sie hassten sich, konnten sich aber in der Regel beherrschen. Doch an dem Tag wollte uns Mutter kein Geld für die Miete geben, wie sie es sonst tat, und da ist Denise total ausgerastet. Als Mutter dann gefunden wurde und sie kein Geld bei sich hatte, dachte ich, Denise habe es genommen. Unter anderem deshalb, weil ich beobachtet hatte, wie Denise mit einer Flasche in der Hand aus der

Haustür trat, nur wenige Minuten, bevor Mutter ging. Es war so eine schwere Lambrusco-Flasche, und Sie können mir glauben, dass mein Vater nicht nur meine Mutter mit Anekdoten darüber unterhalten hatte, wozu sich so eine Flasche alles anbot. Da mussten wir alle durch, sobald wir alt genug waren, Denise genauso wie ich. Mein Vater war verrückt, ja, das war er.«

Carl runzelte die Stirn. Wäre James Frank nur ein paar Minuten früher zur Wohnung in der Borgergade gekommen, hätte er also seine Tochter herauskommen sehen, und dann wäre die

Geschichte sicher ganz anders ausgegangen. Er hätte sie angesprochen, Rigmor wäre vielleicht nicht ermordet worden und die alte Geschichte mit Stephanie Gundersen wäre nicht ans Tageslicht gekommen.

»Danke, Birgit«, sagte Carl.

Irgendwie sah sie erleichtert aus, so als meinte sie, jetzt sei alles vom Tisch. Als gäbe es keinen Grund, ihr Gespräch fortzusetzen. Sie wirkte vielleicht ein bisschen zu sicher.

»Ihr Vater, Birgit, starb einen Tag nach Stephanie. Er ertrank in unmittelbarer Ufernähe, wo das Wasser

einen halben Meter tief ist. So wie wir ihn charakterlich einschätzen, scheint es uns allerdings höchst unwahrscheinlich, dass er sich das Leben genommen hat. Ein Mann, der mit kaum zu übertreffender Verschlagenheit den schlimmsten Anklagen entkam, derer man bezichtigt werden kann. Ein Mann, dessen Überlebensinstinkt so stark war, dass er den Kopf noch aus jeder Henkersschlinge gewunden hat. Ein Mann, der wie kaum ein anderer Experte darin war, sich am Leben festzuklammern. Oder sehen Sie das anders?«

Sie nahm sich noch eine Zigarette, und diesmal gab Assad ihr kein Feuer.

»Ich kenne diesen Typ Mann«, sagte Assad. »Solche Schweinehunde gab es zu allen Zeiten und in allen Kriegen. Und es gibt sie immer noch und wird sie immer geben.«

Carl nickte. »Ja, das stimmt. Und bezeichnenderweise muss dieser Typ Mann, sobald er sich in Sicherheit fühlt, mit seinen Heldentaten aufschneiden. So auch Ihr Vater. Doch es war dumm von ihm, die Vergangenheit nicht ruhen zu lassen. Warum musste er nach so vielen Jahren noch immer mit seinen Untaten

prahlen? Warum musste er seiner eigenen Familie ständig unter die Nase reiben, wie man Böses tut? Jederzeit und mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln? Das war unverzeihlich.«

Sie nickte. Sie stimmte ihm zu.

»Ihre Mutter kümmerte sich um Ihren Vater, und ich glaube, sie hatten eine Übereinkunft, und die hieß: absolute Diskretion. Denn Ihre Mutter wusste ja, dass die Familie verloren war, wenn er sich außerhalb der eigenen vier Wände produzierte. Niemand durfte doch wissen, wer er war, denn das hätte Sie alles gekostet. Das Geschäft, Ihr gutes

Leben, alles.«

Carl nickte in Richtung ihrer Packung Prince, und sie nickte ebenfalls. So ging es ihm immer, wenn ein Fall so gut wie abgeschlossen war. Dann kam die Nikotinsucht.

»Ich bin mir sicher, Ihre Mutter hat Ihren Vater um Ihretwillen geopfert. Ihr Vater wurde alt. Es war anstrengend, ihn zu pflegen, und anstrengend, mit ihm zusammen zu sein. Er hatte seine Mission erfüllt, nämlich eine Familie zu versorgen, und jetzt war stattdessen Ihre Mutter an der Reihe. Vielleicht hatte er auf offener Straße damit geprahlt, wer

Stephanie einen Genickschlag verpasst hatte, und da beschloss Ihre Mutter kurzerhand, ihn in den See zu stoßen. Habe ich recht?«

Birgit seufzte tief. Mehr gab es dazu wohl auch nicht zu sagen.

»Es war nicht Ihre Mutter, die Stephanie Gundersen umgebracht hat, nicht wahr? Nicht mit Ihrer Mutter hat Ihr Vater geprahlt, sondern mit Ihnen, stimmt's? Denn Ihr Vater war unglaublich stolz. Stolz auf seine Tochter, die solche Tatkraft bewiesen und die Person ausgelöscht hatte, die ihr das Leben verpestete.«

Sie sah weg. Lange äußerte sie sich weder in der einen noch in der anderen Richtung. Nach einer ganzen Weile drehte sie den Kopf langsam in Carls und Assads Richtung und hob das Kinn, als wäre sie stolz, in dieser Angelegenheit das letzte Wort zu haben.

»Wie geht es James denn?«, fragte sie völlig überraschend.

Carl beugte sich vor und streifte die Asche in den Aschenbecher. »Er ist todkrank, Birgit. Ein sterbender Mann, der nicht wollte, dass sich die Welt mit einer Frau wie Ihrer Mutter weiterdreht.«

Sie nickte.

»Wenn Sie Denise gefunden haben, unterschreibe ich mein Geständnis, keinen Augenblick früher«, sagte sie dann.

50

Montag, 30. Mai 2016

Als Anneli in die Webersgade einbog, erwartete sie eine böse Überraschung. Vor den Genossenschaftshäusern gab es nicht einen freien Parkplatz. Damit hatte sie nun gar nicht gerechnet! Wieso mussten ausgerechnet heute Abend alle Leute zu Hause hocken? Lief was Besonderes im Fernsehen?

Das durchkreuzte ihre Pläne völlig. Sie konnte ja schlecht in der zweiten Reihe halten und Denise über Bürgersteig und Radweg und zwischen den parkenden Autos hindurch zum Wagen schleppen.

Mit laufendem Motor blieb sie stehen und überlegte.

Schließlich fuhr sie zum Ende des Parkstreifens, manövrierte den Wagen um das letzte parkende Auto herum auf den Radweg und rollte halb dort, halb auf dem Bürgersteig bis vor das eigene Haus. Das Manöver war riskant, aber wenigstens konnte sie so den Wagen

direkt vor ihrer Tür abstellen.

Solange die Nachbarn im Haus blieben und nicht rummeckerten, hatte sie kaum etwas zu befürchten.

Sie stieg aus und schloss die Haustür auf. Das Wohnzimmer ihres Vermieters zu betreten kostete sie zu ihrer Überraschung echt Überwindung. Rechts von der Tür lag Denises Leiche neben dem Regal.

Seit ihrem Tod waren mehrere Stunden vergangen. Ein Blick reichte und Anneli wurde nervös.

Hatte die Totenstarre etwa schon eingesetzt?

Mit leichtem Unbehagen zog sie die Leiche vom Regal weg und fand ihre Befürchtung bestätigt. Denises Kopf war zur Seite geneigt und der Hals in unnatürlicher Haltung nach hinten verdreht. Anneli umfasste den Kopf mit den Fingerspitzen und versuchte, ihn zurechtzurucken. Aber außer einem ekligen Knacken in der Wirbelsäule tat sich nichts. Sie holte tief Luft und packte die Leiche unter den Armen. Überrascht stellte sie fest, dass auch die Schultern schon steif wurden. Unter Mühen zwängte sie Denise erst den Schalldämpfer, dann den Revolver in die

Hand und drückte den Zeigefinger vorsichtig auf den Abzug. Die Fingerabdrücke waren damit erledigt.

Verwundert merkte Anneli, dass sie es schon ein bisschen trist fand, einen so jungen, gesunden Menschen in einer so grotesken Haltung liegen zu sehen. Denise selbst, eitel wie sie immer gewesen war, hätte sicher auch nicht mehr allzu viel Freude an ihrem Spiegelbild.

Obwohl es inzwischen fast dreiundzwanzig Uhr war, war es draußen noch immer nicht ganz dunkel.

Aber konnte sie noch länger warten?

Nein, unmöglich, dann würde sie die Tote gar nicht mehr ins Auto bekommen, dann wären auch die unteren Gliedmaßen starr.

Also zog Anneli die Leiche aus dem Wohnzimmer – wenn man das Chaos überhaupt als Wohnzimmer bezeichnen konnte – und lehnte sie im Flur neben die Haustür.

Es war immer noch erstaunlich viel los auf der Webersgade, aber vor den zügig vorbeifahrenden Autos musste sie sich wahrscheinlich weniger in Acht nehmen als vor Radfahrern und Fußgängern.

Durch die angelehnte Haustür beobachtete sie den Verkehr. Wo zum Teufel wollten die ganzen Radfahrer um diese Zeit noch hin?

Von der Ecke Øster Farimagsgade hörte sie Gelächter. Zwei Frauen tauchten auf und steuerten direkt auf Annelis Haus zu. Die eine schob ihr Fahrrad, die andere ging neben ihr, beide unterhielten sich angeregt und schienen es in keiner Weise eilig zu haben.

Und vor allem schienen sie Annelis Auto auf dem Bürgersteig nicht zu sehen, so vertieft waren sie in ihr Gespräch.

Als die Fußgängerin mit dem Knie gegen die hintere Stoßstange stieß, zog Anneli die Haustür bis auf einen kleinen Spalt zu.

»Aua! Scheiße, was für ein Idiot parkt seine Karre denn hier?« Voller Wut haute die Frau mehrfach mit der Faust aufs Autodach und umrundete dabei einmal den Wagen.

Anneli, zur Untätigkeit verdammt, sah mit zusammengepressten Lippen zu und bekam gleich Mordfantasien.

Im Weitergehen zeigten die beiden Frauen den Stinkefinger in alle Richtungen und sahen sich noch

mehrmals nach dem Ford um.

Erst als sie in die Nähe der Fredensbro-Brücke kamen, traute sich Anneli, die Beifahrertür zu öffnen, Denise um den Brustkorb zu packen und zum Auto zu schleppen.

Inzwischen war der Oberkörper so starr in seiner Haltung, dass sie den Sitz ganz zurückschieben und die Leiche mit aller Kraft in den Innenraum zwängen musste, damit der rechte Arm mit durch die Türöffnung ging.

Als Anneli die Beifahrertür zuknallte, hing die tote Denise deshalb fast über dem Schaltknüppel. Gott, so darf die

niemand von außen sehen, dachte sie.

Sie nahm hinterm Steuer Platz, drückte leicht gegen den starren linken Arm und ruckelte die Leiche so zurecht, dass sie in eine halbwegs aufrechte Haltung kam.

Sie begutachtete das Resultat. Bis auf die unnatürlich im Fußraum verkeilten Beine, den starren Blick und den unnatürlichen Winkel von Hals und Kopf wirkte ihre Beifahrerin jetzt relativ normal.

Anneli stieg wieder aus und öffnete die Beifahrertür, um der Leiche den Gurt umzulegen, was ein relativ kompliziertes

Unterfangen war.

Als sie endlich fertig war und aufsah, musste sie feststellen, dass ein junger Typ auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig die Aktion beobachtete.

Sekundenlang starrten sie sich an.

Dann nickte sie ihm zu, umrundete das Auto mit wenigen Schritten und sah ihn lächelnd an.

»Ist sie okay?«, rief er herüber.

»So weit schon. Aber ohne Magen-Auspumpen wird es kaum gehen.« Sie lachte, während ihr das Herz bis zum Hals klopfte.

Er lachte zurück. »Dann ist es ja gut,

dass das Rigshospital gleich um die Ecke liegt.« Damit ging er weiter.

Anneli wischte sich die schweißnassen Hände an ihrem Pulli ab. Wie kam sie jetzt am geschicktesten vom Bürgersteig und Radweg wieder auf die Fahrbahn? Sie blickte die Häuserreihe entlang. Gut hundert Meter müsste sie bis zum Ende des Parkstreifens zurücklegen – extrem dicht an den Häusern entlang. Wenn da plötzlich jemand aus der Haustür trat, stand er direkt vor dem Auto.

Aber egal, es half ja nichts. Sie legte den ersten Gang ein und fuhr los.

Etwa dreißig Meter vor der Stelle, wo sie auf die Straße überwechseln konnte, hupte plötzlich ein Streifenwagen.

Anneli hielt an und ließ das Seitenfenster hinunter. »Tut mir leid, ich weiß ja!«, rief sie. »Aber meine Schwiegermutter ist so schlecht zu Fuß. Ich liefere sie im nächsten Haus ab!«

Der Polizist auf der Beifahrerseite wollte schon aussteigen, aber sein Partner hielt ihn an der Schulter fest. Sie wechselten ein paar Worte, dann nickte er.

»Aber bitte kein zweites Mal, junge

Frau!«, rief er ihr aus dem offenen Fenster zu. »Und sehen Sie zu, dass Sie die Dame abliefern, ehe einer der Kollegen kommt.«

Anneli sah dem Wagen nach, bis er verschwunden war. Dann knuffte sie die Leiche in die Seite, um sicherzugehen, dass der Gurt richtig saß, und fuhr weiter.

Als sie endlich den Lyngbyvej erreichte, atmete sie erleichtert auf. Jetzt nur noch den Bernstorffsvej hinauf, dann war sie am Bernstorffspark. Um diese Zeit waren die Gassigeher garantiert schon

zu Hause, da dürfte es keine Parkplatzprobleme mehr geben. Natürlich war Denise in diesem Zustand nicht gerade ein Leichtgewicht, sie würde ordentlich schleppen müssen, aber wenn sie am Kreisverkehr um die Säule herum auf den Femvejen fuhr, stimmte wenigstens schon mal die Richtung – und die Beifahrertür öffnete sich zum Park hin. Dann musste sie die Leiche nur noch irgendwie über den Radweg und Bürgersteig auf den Parkweg wuchten.

Sie würde Denise von Gebüsch zu Gebüsch schleifen und immer wieder

Pausen einlegen, um zu verschnaufen und sich zu vergewissern, dass die Luft rein war. Sobald sie weit genug von der Straße entfernt war, würde sie die Leiche mit dem Revolver in der Hand unter einer besonders dichten Sträuchergruppe ablegen. Höchstwahrscheinlich würde schon früh am Morgen ein schnüffelnder Hund die Tote finden. Egal, das war nicht zu ändern. Wichtig war nur, dass kein knutschendes Paar oder irgendein bescheuerter Jogger darüber stolperte, ehe Anneli zurück in der Stadt war, das Auto gesäubert, ihre Schuhe in einen

Container versenkt und sich selbst unter die Bettdecke verzogen hatte.

Noch zwei Ampelkreuzungen, dann war sie da. Eigentlich lief doch alles bestens.

»Jetzt bringt dich Tante Anneli zu einem kleinen Ausflug in den Park. Freust du dich?« Sie untermalte ihre Worte mit einem gönnerhaften Tätscheln von Denises Schulter – ein fataler Fehler. Denn entgegen allen Gesetzen der Schwerkraft kippte die Leiche in ihre Richtung, mit dem Ergebnis, dass der Kopf mit den starrenden Augen plötzlich auf ihrer Brust lag.

Mit der rechten Hand versuchte Anneli, die Leiche zurückzudrücken, vergebens.

Da fiel ihr auf, dass der Gurt verrutscht war.

Sie beugte sich zur Beifahrerseite hinüber, um den Gurt zu lösen und die tote Denise zurück auf ihren Platz zu bugsieren. Das gelang ihr zwar, aber sie war abgelenkt und fuhr viel zu schnell und bei Rot über die Kreuzung am Kildegårdsvej.

Viel zu spät nahm sie die kreischenden Bremsen des anderen Autos und den schwarzen Schatten wahr,

der metallisch krachend längsseits mit dem Kühler ihres Fords verschmolz. Glas splitterte, und die ineinander verkeilten Karosserien drehten sich im Kreis. Als der Airbag gegen ihren Brustkorb knallte und ihr der Sicherheitsgurt die Rippen quetschte und die Luft aus den Lungen presste, wurde es Anneli kurz schwarz vor Augen. Doch die zischenden Geräusche des Autos, in das sie hineingefahren war, rissen sie aus ihrer Benommenheit, und schlagartig begriff sie das Ausmaß der Katastrophe.

Mit einem entsetzten Seitenblick stellte sie fest, dass der Airbag auf der

Beifahrerseite geplatzt war – und dass die tote Denise nicht mehr auf dem Platz neben ihr saß.

Panisch stieß sie sich frei, löste ihren Sicherheitsgurt, drückte die Tür auf und taumelte hinaus. Es stank nach Benzin, versengtem Gummi und Öl.

Die Autowracks waren fast direkt vor einer Hausmauer zum Stehen gekommen.

Fassungslos sah Anneli sich um.

Sie befand sich auf dem Bernstorffsvej. Der lag zwar im Augenblick wie ausgestorben da, aber schon öffneten sich in den Wohnungen

über ihr Fenster, und besorgte Stimmen riefen etwas.

Wie in einem Reflex drückte sich Anneli an der Hauswand entlang, dabei kam sie an dem zerknautschten schwarzen Golf vorbei, mit dem sie zusammengekracht war. Der Fahrer – wie es aussah, ein ziemlich junger Typ – hing angegurtet und mit geschlossenen Augen hinter dem Airbag. Zum Glück bewegte er sich etwas.

Nein, hier konnte sie nichts weiter ausrichten. Sie musste sehen, dass sie wegkam.

Mit der Leinentasche über der

Schulter bog sie um die Ecke zum Hellerupvej. Im Weggehen blickte Anneli noch einmal zurück zu Denises Leiche auf der Motorhaube des schwarzen Golfs.

51

Montag, 30. Mai 2016

Carl war zwar müde nach dem langen Tag, aber zufrieden. Drei Fälle waren aufgeklärt, sodass sich unter die Sorge um Rose das äußerst seltene Gefühl mischte, Polizeiarbeit sei vielleicht doch zu etwas gut. Assad ging es vermutlich ähnlich, nur äußerte sich das bei ihm anders: Er lag in seinem

Besenkammerbüro auf der Pritsche und schnarchte.

»Was sagst du dazu, Gordon? Drei Fälle gelöst an einem einzigen Tag! Das nenne ich Teamwork.«

Gordon setzte sich ihm gegenüber an den Schreibtisch und Carl legte ihm Assads Notizen hin.

»Ja, Carl, das ist fantastisch«, murmelte er, sah aber nicht so aus, als reiße ihn das vom Hocker. Solange sie Rose nicht gefunden hatten, konnte sich keiner von ihnen auf den Lorbeeren ausruhen. Trotzdem, vielleicht war es für heute an der Zeit, die Zelte

abzubrechen und eine Mütze voll Schlaf zu nehmen, um morgen früh einigermaßen frisch wieder loszulegen.

»Erzähl doch mal, womit du dich heute Abend beschäftigt hast. Gibt es eine Spur, der wir nachgehen können?«

»Ja, vielleicht.« Gordon wirkte irgendwie betreten. »Ich hab einen aus der IT-Abteilung überredet, sich in Roses private Mails reinzuhacken.«

»Äh, okay.« Carl wusste nicht so recht, ob er Details hören wollte. Wenn das bekannt wurde, würde sich der Beschwerdeausschuss einschalten, und dann Prost Mahlzeit. Die kannten bei so

was keine Gnade.

»Keep cool, Carl. Ich hab ihm was zugesteckt, der hält die Klappe.«

Das wurde ja immer besser.

»Bitte keine weiteren Einzelheiten, Gordon. Erzähl mir lieber, was du in ihren Mails gefunden hast.«

»Dass ich die Rose überhaupt nicht kenne, die …«

»Die was, Gordon?«

»Du machst dir keinen Begriff, wie viele Mailadressen von Männern sie gespeichert hat. Wie oft sie sich mit ihnen geschrieben hat. Und mit wie vielen sie sich verabredet hat, nur um

Sex zu haben. Sie schreibt das ganz unverblümt, Carl.« Er schüttelte den Kopf. »Allein in dem Zeitraum, seit ich sie kenne, hat sie …« Er brachte es kaum über die Lippen. »… hat sie mit mindestens hundertfünfzig Männern geschlafen, wenn ich richtig gezählt habe.« Gordon biss sich in die Wange, um nicht von seinen Gefühlen übermannt zu werden.

Carl wusste nicht so genau, was er davon halten sollte. Vielleicht beeindruckte ihn das Ausmaß der Aktivität ein bisschen, aber woher sie die Zeit genommen hatte, war ihm ein

Rätsel.

»Gordon, es tut mir leid, dass ich dich das fragen muss, aber hattest du das Gefühl, dass darunter Typen waren, denen sie sich näher verbunden fühlte?«

Er verzog das Gesicht. »Ein paar, ja. Also wenn du mit ›verbunden gefühlt‹ meinst, dass sie mit denen mehr als einmal ins Bett gegangen ist.«

»Ich weiß nicht, was ich meine. Jemand, zu dem sie aus irgendeinem Grund zurückgegangen sein könnte.«

»Ja, da gab es ein paar. Vier, um genau zu sein, und ich hab sie alle vier angerufen.«

»Gut gemacht, Gordon.«

»Die waren vielleicht geschockt. Ich glaube, bei ein paar von denen hab ich den häuslichen Frieden empfindlich gestört, mit Familie vorm Fernseher und so. Als ich sagte, worum es ging, waren sie ruckzuck in der Küche oder sonst wo, aber sie haben nicht gewagt, mich abzuwimmeln, weil ich mich als Ermittler der Kripo vorgestellt hatte.« Ein Lächeln zog über sein Gesicht, als er an diese kleine Finte dachte, aber die Schwermut legte sich sofort wieder darüber. »Sie war aber bei keinem von ihnen, und drei sagten spontan ›Gott sei

Dank nicht‹. Ich muss ziemlich verblüfft geklungen haben, und weißt du, was sie dann erzählten? Sie sagten, beim Sex sei Rose wie besessen gewesen. Sie hätte sie wie Sklaven behandelt, und sie sei so dominant und rücksichtslos gewesen, dass sie Tage gebraucht hätten, um sich davon zu erholen.«

»Und der vierte?«

»Der konnte sich überhaupt nicht an sie erinnern. ›Verdammt, nein‹, sagte er. Er hätte immer zig Weiber an der Hand, um da den Überblick zu behalten, bräuchte er ein verdammtes Rechenzentrum.«

Carl seufzte. Die Desillusionierung, deren Zeuge er gerade wurde, war herzzerreißend. Ihm gegenüber saß ein Mann, der Rose aus tiefstem Herzen liebte und der sich plötzlich fühlte, als hätte man ihn mit einem Tritt in den Arsch über eine Klippe gestoßen. Nach jedem Satz musste er innehalten und die Lippen fest zusammenpressen, um ja nicht die Kontrolle zu verlieren. Für diesen Job war er eindeutig nicht der Richtige gewesen, aber jetzt war es zu spät.

»Es tut mir echt leid, Gordon. Ich weiß, was du für Rose empfindest. Das

muss hart für dich gewesen sein. Aber jetzt weißt du, welches Chaos jahrelang in ihrem Kopf geherrscht haben muss. Ich bin sicher, dass sie sich dem nur ausgesetzt hat, um diesen ganzen Scheiß zu vergessen.«

Gordon war verbittert, das sah man ihm an. »Das ist eine verdammt beschissene Art, zu vergessen, finde ich. ZUM TEUFEL, SIE HÄTTE DOCH MAL MIT EINEM VON UNS REDEN KÖNNEN, ODER NICHT?«

So aufgebracht hatte Carl ihn noch nie erlebt. Er schluckte. »Vielleicht, Gordon. Vielleicht hätte sie es mit dir

gekonnt. Aber sicher nicht mit Assad und mir.«

Die Augenbrauen des Langen stellten sich schräg, er konnte die Tränen nicht länger zurückhalten. »Warum sagst du so was, Carl?«

»Weil Typen wie Assad und ich zu gefährlich sind, Gordon. Sobald wir erst irgendeinen Verdacht haben, bohren wir nach, das weiß Rose genau. Aber mit dir ist das was anderes, denn Rose und du, ihr seid nicht nur Kollegen. Ihr habt eine andere Beziehung. Dir kann sie sich anvertrauen. Und hätte sie das getan, dann hättest du ihr zugehört und sie

getröstet. Und vielleicht hättest du ihr wirklich helfen können. Ja, ich glaube, das hättest du.«

Gordon wischte sich über die Augen. »Carl, ich sehe es dir doch an, du verheimlichst etwas vor mir, was Rose betrifft. Was?«

»Tief in dir drinnen weißt du es, Gordon, oder? Es wird einem doch nach und nach immer klarer: Die Wahrscheinlichkeit ist nicht gering, dass Rose – möglicherweise sogar schuldhaft – in den Tod ihres Vaters verstrickt ist. So ganz unschuldig scheint sie jedenfalls nicht zu sein.«

»Und was wirst du jetzt machen?«

»Was ich jetzt machen werde? Die Wahrheit aufdecken und Rose helfen. Ist es nicht das, was wir tun müssen? Ihr die Chance geben, ein besseres Leben führen zu können?«

»Meinst du?«

»Ja.«

»Und Assad?«

»Meint dasselbe.«

Ein kleines Lächeln erhellte Gordons Gesicht. »Wir werden sie finden, Carl.«

»Dann glaubst du also auch, dass sie noch lebt?«

»Ja.« Seine Lippen zitterten. »Weil

ich einfach nicht glauben kann, dass sie tot ist.«

Carl nickte. »Glaubst du, dass sich einer von den anderen hundertsechsundvierzig Männern an sie erinnern kann?«

Er seufzte. »Den Gedanken hatte ich auch, nachdem ich mit den vieren gesprochen hatte. Und da ich nicht wusste, wo ich anfangen sollte, habe ich sie mir einen nach dem anderen vorgenommen. Die meisten hab ich erwischt. Jeweils vielleicht eine Minute, glaube ich. Ich habe einfach gesagt: ›Kriminalpolizei. Es gibt Hinweise

darauf, dass eine Person, nach der gefahndet wird, Rose Knudsen, womöglich bei Ihnen untergeschlüpft ist. Können Sie das bestätigen?‹‹

»Die hätten dir doch sonst was für Lügen auftischen können.«

»Verdammt, nein! Die waren alle so dermaßen blöd, die hätten nicht die simpelste Lügengeschichte zusammenstricken können, nicht mal grobmaschig. Vielleicht hat mich das am meisten verletzt. Abgesehen von den drei Ersten wirkten sie allesamt so, als hätten sie ihr Gehirn im Schwanz zwischengelagert. Die waren so

unterbelichtet, Carl, du glaubst es nicht. Die konnten nicht mal anständig lügen.«

»Okay.« Carl war sprachlos. So viel Selbstgewissheit war er nicht mehr aus nächster Nähe begegnet, seit er als Sechzehnjähriger vorm Spiegel gestanden und entdeckt hatte, dass er einen Bart bekam.

»Hatte Rose auch schwedische Mail-Kontakte?«

»Keinen einzigen. Und im Übrigen auch keine mit ausgesprochen schwedischen Namen.«

»Wie steht's mit den normalen Mails? An die Schwestern und die Mutter? An

Rigmor Zimmermann? Oder irgendwelche Orga-Mails? Hotelbuchungen und so.«

»Nichts, das uns irgendwie weiterhelfen würde. In den wenigen Mails zwischen ihr und der Zimmermann ging es um absolute Banalitäten. Um ein Kochrezept, das Rose von ihr haben wollte, oder umgekehrt. Ob Rose dieses oder jenes wüsste. Ob sie einen Ersatzschlüssel von Rigmor bei sich deponieren könne. Ja, überhaupt ging es insgesamt viel um Schlüssel, Rigmor Zimmermann schien diesbezüglich ein hoffnungsloser Fall zu sein. Und um

irgendeinen neuen Kinofilm und die Eigentümerversammlung der Wohnanlage Sandalspark, ob sie zusammen hingehen würden und solche Sachen. Nichts, wo man einhaken könnte. Nicht einmal die Mails, in denen die Zimmermann über Tochter und Enkelin meckert, geben irgendwas her.«

Carl klopfte ihm auf die Schulter. Eifersucht und Sorge nagten an dem Mann. Und nachdem er sich bereits die Hoffnung auf eine Beziehung mit Rose abgeschminkt hatte, musste er sich nun auch noch von dem Bild verabschieden, das er sich von ihr gemacht hatte.

Kaum war Carl zu Hause im Rønneholtpark durch die Tür getreten, da stürzte ihm schon Morten entgegen.

»Ich hab den ganzen Abend versucht, dich anzurufen, Carl. Hat dein Handy keinen Saft mehr?«

Carl holte es aus der Tasche. Mausetot.

»Häng es doch bitte gleich ans Ladekabel. Es ist echt blöd, wenn wir dich nicht erreichen können. Hardy ging's heute Abend hundsmiserabel.«

Oh Gott, was denn jetzt noch? Carl holte tief Luft. Noch mehr schlechte

Nachrichten verkraftete er nicht.

»Er hat über heftige Schmerzen im linken Arm und auf der linken Brustseite geklagt. Wie Stromstöße, sagte er. Weil ich dich nicht erreichen konnte, musste ich Mika anrufen. Ich hatte einfach Angst, dass es vielleicht ein Herzinfarkt sein könnte.« Demonstrativ nahm er Carl das Handy aus der Hand und stöpselte es im Flur ein.

»Was macht ihr zwei denn noch so spät?« Carl versuchte zu scherzen, als er ins Wohnzimmer trat. Es war nicht zu übersehen, dass Mika alles unternommen hatte, um eine beruhigende Stimmung zu

schaffen. Räucherstäbchen, Kerzen, dazu Weltmusik mit Sitar und Panflöte. Es fehlten nur noch die Samttapeten, dann hätte es auch ein pakistanisches Restaurant in der Londoner Bayswater Road sein können.

»Was stimmt denn nicht, Mika?« Nervös betrachtete Carl den schlafenden Hardy, dessen Kopf gerade eben über die Bettdecke schaute.

»Hardy stand kurz vor einer Panikattacke, was gut nachvollziehbar ist«, antwortete der weiß gekleidete Athlet. »Ich bin mir sicher, dass er diesmal echte physische Schmerzen

gespürt hat, keine Phantomschmerzen. Und dann hab ich gesehen, wie er im Schlaf ein klein wenig seine Schulterpartie bewegt hat, so als wollte er damit den Druck von der Unterlage lindern. Sieh dir das mal an.«

Carl beobachtete stumm, wie Mika die Bettdecke anhob. Die linke Schulter zitterte kaum merklich. Es war eine minimale Bewegung, wie bei einem Tic am Augenlid.

»Was passiert da, Mika, was glaubst du?«, fragte er ernst.

»Was jetzt passiert? Ich werde mich mit ein paar kompetenten Neurologen in

Verbindung setzen, die ich kürzlich bei einer Fortbildung kennengelernt habe. Hardy ist vermutlich dabei, in gewissen sekundären, sehr kleinen Muskelgruppen Gefühl zurückzugewinnen. Verstehen tue ich es genauso wenig wie du. Denn im Prinzip ist das bei der Diagnose, die er damals bekam, nicht möglich. Ich musste ihm vorhin eine ziemliche Dosis Schmerzmittel verabreichen, damit er überhaupt zur Ruhe kommen konnte. Seit einer Stunde schläft er jetzt.«

Das war zu viel für Carl.

»Glaubst du …?«

»Ich glaube gar nichts, Carl. Ich weiß

nur, dass es für Hardy ungeheuer erschöpfend sein muss, plötzlich zu Teilen seines Körpers Kontakt zu haben, die neun Jahre lang für ihn wie tot waren.«

»Ich hab dein Telefon eingeschaltet, Carl, und schon klingelt es«, rief Morten aus der Küche.

Wieso klingelte um diese Zeit sein Handy? Und was scherte ihn das?

»Auf dem Display steht Lars Bjørn«, rief Morten.

Carl betrachtete seinen Freund. Zu sehen, wie sich selbst im Schlaf sein Gesicht vor Schmerz verzerrte, tat ihm in

der Seele weh.

»Ja«, sagte er nur, ging in die Küche und hielt sich das Telefon ans Ohr.

»Wo bist du jetzt, Carl?«, fragte Lars Bjørn kurz.

»Zu Hause. Wo sonst, um diese Tageszeit.«

»Assad habe ich im Präsidium erwischt, er steht neben mir.«

»Okay, dann hat er dir vielleicht vom heutigen Durchbruch berichtet, wie ärgerlich. Das hätte ich nämlich …«

»Welcher Durchbruch? Wir stehen auf dem Bernstorffsvej an der Kreuzung zum Hellerupvej und sehen vor uns eine

gewisse Denise Zimmermann, nach der ganz Dänemark sucht. Sie liegt auf dem Kühler eines schwarzen Golfs und ist außerordentlich tot. Glaubst du, es könnte mir gelingen, dich schnellstmöglich hierher zu befördern?«

An der Kreuzung wimmelte es von Blaulichtern, und zwar schon seit geraumer Zeit, wie der Polizist berichtete, der Carl half, unter der Absperrung durchzutauchen.

»Was ist passiert?«, fragte er die Gruppe bei den zwei Autowracks und schaute hinüber zu den

Polizeitechnikern, die überall hektisch herumliefen. Neben Assad und Lars Bjørn hatten sich Terje Ploug und Bente Hansen dort versammelt. Mehr kompetente Kollegen auf einen Schlag gab es nicht.

Bjørn nickte ihm zu. »Einer der eher spektakulären Unfälle, würde ich behaupten.«

Carl besah sich die ineinander verkeilten Fahrzeuge. Der Golf musste mit solcher Wucht auf den linken Kotflügel des Ford Ka aufgefahren sein, dass der Motorblock freigelegt worden war und die Fahrzeuge um die eigene

Achse rotiert waren. Die Airbags waren ausgelöst. Die auf der Motorhaube liegende Frau musste durch die völlig zerstörte Windschutzscheibe des Ka geflogen sein.

»Die war sicher auf der Stelle tot«, folgerte Carl.

Bjørn grinste. »Ja, definitiv war sie das. Nur ist sie nicht hier gestorben. Die Kugel steckte bereits vorher in ihrem Kopf.«

»Ich verstehe nicht?«

»Sie wurde erschossen, Carl, und zwar einige Stunden, bevor dieser Unfall stattfand. Die Totenstarre ist vollständig

ausgeprägt. Der Unfall passierte vor knapp zwei Stunden, und der Arzt meint, sie sei seit mindestens sieben Stunden tot.«

Erschossen? Carl umrundete die Leiche und den Techniker, der gerade ihre Fingerabdrücke nahm. Bjørn hatte recht. So steif, wie der Arm in die Luft ragte, konnte sie unmöglich bei dem Unfall umgekommen sein. Carl beugte sich vor und betrachtete die offenen Augen der Frau. Sie war wirklich sehr tot.

»Hallo, Carl«, begrüßte ihn Assad. Müder hätte er nicht aussehen dürfen –

sonst hätte man ihn ebenfalls für tot gehalten. Assad deutete warnend über seine Schulter, und Carls Blick folgte der Richtung. Na großartig, wenn das nicht Olaf Borg-Pedersen und sein Kamerateam waren, die ihm zuwinkten.

»Ja, Carl«, sagte Bjørn. »Deshalb habe ich dich angerufen. Du musst die kleine Gruppe dort unterhalten, und diesmal machst du es bitte ordentlich, habe ich mich klar ausgedrückt?« Für einen so inkarnierten Stockfisch wie Lars Bjørn war sein Grinsen etwas zu breit. »Von mir aus kannst du auch darüber faseln, was an diesem Unfall

das Spannendste ist. Nämlich dass der Wagen auf eine gewisse Anne-Line Svendsen zugelassen ist. Und falls du nicht weißt, wer das ist, kann dir Pasgård, der dort drüben steht und vor sich hin lächelt, erzählen, dass sie die für Michelle Hansen und Denise Zimmermann zuständige Sachbearbeiterin beim Sozialamt war und früher auch die zwei anderen Unfallopfer betreut hat. Sprich mit den Fernsehleuten und sag Borg-Pedersen, wenn er noch ein bisschen dranbleibt, bekommt er mehr Fakten. Sobald wir sie haben.« Ganz unerwartet klopfte Lars

Bjørn Carl auf die Schulter. »Wenn wir ins Präsidium zurückkommen, treffen wir uns gleich unten in eurem sogenannten Lagebesprechungsraum. Dadurch, dass ihr die Fälle verknüpft habt, wurden meine Gedanken echt in Schwung gebracht. Aber jetzt ab und rüber zum Fernsehteam, Carl.«

Carl runzelte die Stirn. Was sollte er den Deppen hinter den Kameras anderes erzählen, als dass sie sich an Pasgård, den Held des Tages, halten sollten? Er selbst wusste doch nichts.

»Eins noch, Lars. Was habt ihr der Presse denn zur Identität der Toten

gesagt?«

»Die Wahrheit. Dass es sich um die gesuchte Denise Zimmermann handelt.«

Carl sah Denises Mutter vor sich, Birgit Zimmermann. Wenn sie erfuhr, dass ihre Tochter tot war, würde sie ihr Geständnis dann immer noch unterschreiben?

Carl begrüßte kurz die übrigen Kollegen und zog dann Assad beiseite.

»Was weißt du noch über das hier?«

Assad deutete auf den Innenraum des Ford Ka. »Dass im Beifahrerfußraum ein Revolver mit einem selbst konstruierten Schalldämpfer liegt, von dem man nicht

genau weiß, woraus er zusammengebastelt ist. Sie vermuten, dass es ein Ölfilter ist und dass sich daran die Fingerabdrücke der Toten finden, aber auf das genaue Ergebnis warten wir noch.«

»Wo ist denn die Fahrerin oder der Fahrer des Wagens?«

Assad zuckte die Achseln. »Die Leute oben in den Wohnungen sagen, auf der Fahrerseite habe sich eine Frau befreit und sei in diese Richtung verschwunden.« Er deutete um die Ecke.

»War das diese Sachbearbeiterin?«

»Mit Sicherheit wissen wir das nicht,

aber im Augenblick geht man davon aus. Die Polizei ist vor einer halben Stunde zu ihrer Wohnung gefahren. Dort war sie nicht. Unsere Leute sind dran, aber sie ist noch nicht offiziell zur Fahndung ausgeschrieben.«

»Und der Fahrer des Golfs?«

»Der ist mit einem Schock ins Krankenhaus Gentofte gebracht worden.«

»Alles klar. Und was hast du den anderen von Birgit Zimmermann und James Frank erzählt?«

Die Frage schien Assad zu überraschen.

»Nichts, Carl. Absolut nichts. Eilt das etwa?«

Eine Weile durften sie auf ihren Schreibtischstühlen schlafen, ehe Lars Bjørn sie zu sich nach oben rief. Natürlich hatte auch er ein Schlafdefizit, aber wer scherte sich um schwarze Augenringe und darum, dass es null Uhr fünfundvierzig war, wenn ein Fall kurz vor der Aufklärung stand und genügend andere schon in der Pipeline warteten?

»Nehmt euch einen Kaffee«, sagte Bjørn erstaunlich freundlich und deutete auf eine Thermoskanne, bei der die

Hälfte des Inhalts an der Außenseite zu kleben schien.

Beide bedankten sich.

»Rückt schon raus damit! Ich sehe es euch beiden doch an«, sagte er erwartungsvoll.

Carl lächelte etwas gequält. »Aber dann bitte keinen Anschiss, weil ich mich eingemischt habe.«

»Das kommt darauf an, wie weit ihr gekommen seid.«

Carl und Assad tauschten einen Blick. Also kein Anschiss diesmal.

Sie ließen sich mit ihren Erklärungen Zeit, und Lars Bjørn unterbrach sie mit

keinem Wort. Lediglich an seiner Körpersprache ließ sich ablesen, wie komplett abgefahren er die Geschichte fand. Carl jedenfalls hatte ihn noch nie zuvor mit aufgerissenen Augen und offenem Mund dasitzen sehen, sodass ihm fast der Geifer vom Kinn tropfte. Den Kaffee hatte er total vergessen.

»Nicht zu fassen«, lautete sein trockener Kommentar, als sie mit ihren Ausführungen fertig waren. Er ließ sich schwer gegen die Rückenlehne seines Schreibtischstuhls fallen.

»Gute Arbeit, ihr beiden. Habt ihr Marcus schon unterrichtet?«

»Nein, Lars. Zuerst wollten wir dich informieren«, antwortete Carl.

Der Chef der Mordkommission sah fast gerührt aus.

»Aber ihr habt Birgit Zimmermann und diesen James Frank noch nicht festgenommen?«

»Nein, die Ehre wollten wir dir überlassen.«

Bjørns Augen funkelten plötzlich wie Christbaumkerzen.

»Okay. Dafür sollt ihr dann die Ehre haben, Anne-Line Svendsen festzunehmen.«

»Wissen wir denn, wo sie sich

aufhält?«

»Nein. Das ist ja gerade das Schöne. Ihr sollt doch auch noch was zu tun haben.« Saß er wirklich da und feixte?

Es klopfte, und ohne eine Antwort abzuwarten, platzte Pasgård herein.

»Ach, ihr seid hier?«, stellte er mürrisch fest, als er Carl und Assad entdeckte. »Aber okay, ist vielleicht ganz gut. Dann könnt ihr mal sehen, wie man als Polizist ins Ziel einläuft.«

Carl konnte es gar nicht abwarten.

»Hier, meine Herren! Hier haben wir das vollständige Geständnis für die Ermordung von Stephanie Gundersen

und Rigmor Zimmermann. Unterschrieben und fix und fertig. Hab's heute Nacht alles runtergetippt.«

Er knallte einen ultradünnen, höchstens dreiseitigen Bericht auf den Tisch.

Lars Bjørn betrachtete die Zettel und nickte seinem Ermittler anerkennend zu. »Ausgezeichnet, Pasgård, das muss ich schon sagen. Und wer war jetzt der Mörder und wie bist du auf ihn gestoßen?«

An dieser Stelle wackelte Pasgård kokett mit dem Kopf. »Nun ja, man könnte sagen, er sei von sich aus

gekommen. Aber mir ist es rasch gelungen, die ganzen Perspektiven, Zusammenhänge und Details auseinanderzusortieren und passend zu ordnen.«

»Famos. Und der Name des Mannes?«

»Mogens Iversen. Heute wohnhaft in Næstved, aber immer noch eng verbunden mit Kopenhagen.«

Er konnte vor lauter Stolz kaum gerade stehen.

Carl erinnerte sich an den Blick von ebendiesem Iversen und wie er ihm hoch und heilig versprochen hatte, ihn nie

mehr mit falschen Geständnissen zu belästigen. Mit diebischer Freude sah er hinüber zu Lars Bjørn und Assad. Die hielten bereits die Luft an, wobei sich ihre Gesichter langsam von müder Blässe über die gesamte Rotskala hinweg zu einem satten Violett verfärbten. Als keiner der drei mehr an sich halten konnte, brachen sie in schallendes Gelächter aus, ein Gelächter, wie es das Chefbüro noch nicht gehört hatte. Pasgård glotzte wie ein Mondkalb.

52

Montag, 30. Mai 2016

Schwer atmend lehnte sich Anneli gegen einen grauen Stromkasten. Sie spürte, wie ihr die Tränen in die Augen stiegen. Wie hatte das alles nur so schiefgehen können!

Die Sekunden, als sie sich aus dem Sicherheitsgurt befreit hatte und abgehauen war, hatte sie aus ihrer

Erinnerung gelöscht. Geblieben waren der Anblick von Denises leblosem Körper auf der Motorhaube und der des bewusstlosen jungen Mannes hinterm Steuer.

Dann war sie gerannt wie eine Besessene. Besonders sportlich war sie auch früher nicht gewesen, aber jetzt hatte sich ihr Körper so schwer und schlaff angefühlt, dass sie selbst erschrocken war. Innerhalb kürzester Zeit war sie komplett nass geschwitzt und ihr Hals brannte. Eine Folge der Bestrahlung, hatte sie sich einzureden versucht.

Wie hatte sie so unaufmerksam sein und ihre gesamte Zukunft aufs Spiel setzen können? Nicht zu fassen! All ihre Visionen waren zunichtegemacht. Wie ein Bumerang hatte ihr eigener Übermut sie getroffen, und jetzt stand sie auf dieser gottverlassenen Straße und hatte keinen blassen Schimmer, wie es weitergehen sollte.

Wie hatte sie nur so blöd sein können, ihr eigenes Auto zu benutzen? Warum hatte sie nicht kurz am Straßenrand gehalten, um die Leiche ordentlich anzuschnallen? Warum hatte sie sich von ihrer Euphorie davontragen lassen?

Eine Viertelstunde war seit dem Unfall vergangen, und die Sirenen der Polizei- und Rettungswagen schrillten über die Hausdächer. Fieberhaft suchte sie nach einem Ausweg aus dem Dilemma oder wenigstens nach einer plausiblen Erklärung, die sie den Ermittlern geben konnte, falls sie als Fahrzeughalterin vernommen wurde.

Sie hatte keine Zeit zu verlieren.

Ein Stück weiter Richtung Lyngbyvej entdeckte sie einen älteren beigefarbenen Lieferwagen. Keine drei Minuten brauchte sie, um ihn

aufzubrechen und die Zündung mithilfe ihrer Nagelfeile kurzzuschließen. Ihre vielen gründlichen Vorbereitungen waren also nicht ganz umsonst gewesen.

Die Leinentasche mit der Handgranate und dem Geld neben sich auf dem Beifahrersitz war ihr einziger Trost auf dem Weg zurück zur Webersgade.

Dort angekommen, hatte sie ihren Rettungsplan klar vor Augen: Nach einem Abstecher ins Krankenhaus, wo sie sich ihre Krankenakte aushändigen lassen wollte, damit die Behandlung anderswo fortgeführt werden konnte,

würde sie verschwinden. Losfliegen und irgendwo auf der Welt, weit weg von allem, ein neues Leben beginnen. Irgendwo, wo es warm war. Dauerhaft warm.

Bei dem Gedanken warf sie die Wollpullover zurück in den Schrank und beschloss, nur das Beste vom Besten mitzunehmen. Sollte ihr später etwas fehlen, würde sie es vor Ort kaufen.

Als sie mit dem Packen fertig war, suchte sie ihren Pass heraus und musste feststellen, dass er abgelaufen war.

Jetzt rächten sich die vielen Jahre ohne Reisen und Abenteuer. Sie saß fest.

Anneli sank auf das Sofa und begrub ihr Gesicht in den Händen. Und jetzt? Soweit ihr bekannt war, kam sie ohne gültigen Pass nicht mal nach Schweden. Auch dafür hatten die inkompetenten Politiker gesorgt.

Damit rückte das Gefängnis unversehens an die erste Stelle ihrer Zukunftsoptionen. Sie gab sich redlich Mühe, ihre frühere Gleichgültigkeit dieser Möglichkeit gegenüber wiederzugewinnen, aber ohne Erfolg. Die Wirklichkeit hatte sie eingeholt – und die zeigte gerade ihr allerhässlichstes Gesicht.

Aber gab es denn überhaupt eine Alternative? Sie konnte sich ja noch nicht mal erschießen, denn sie hatte weder die Pistole noch den Revolver!

Anneli schüttelte den Kopf und musste plötzlich lachen. Irgendwie war das Ganze doch auch urkomisch.

Dann richtete sie sich energisch auf.

Das Geld würde sie erst mal verstecken, für später. Am besten, sie legte es in den Lieferwagen, zusammen mit der Handgranate. Dann würde sie in der Wohnung sämtliche Spuren der letzten Wochen beseitigen, alles, was auch nur im Entferntesten auf ihre

Mission hindeuten könnte. Vielleicht kam sie ja tatsächlich noch einmal davon? Ihr Auto konnte sie doch als gestohlen melden, warum denn nicht? Aber vielleicht sollte sie damit besser bis zum Morgen warten? Dann wirkte es plausibler. Sie sei krankgeschrieben, könnte sie sagen, und es sei ihr nicht gut gegangen und sie habe seit gestern gelegen und sei immer wieder eingeschlafen. Erst als sie am Morgen aus dem Wohnzimmerfenster geblickt habe, hätte sie das Fehlen ihres Autos bemerkt.

Bestimmt würde man sie nach einem

Alibi fragen, und dann würde sie sagen, dass sie sich am Abend zum x-ten Mal ihren Lieblingsfilm angesehen hatte, um sich von den Schmerzen abzulenken. Dabei sei sie eingeschlafen. Die DVD stecke noch im DVD-Player.

Sie stand auf, wählte mit Bedacht ›Love Actually‹ aus und steckte die DVD in den Player.

Das war ihr Alibi.

Dann sah sie sich um. Legte die Kleidung wieder in den Schrank und räumte den Koffer weg. Sammelte alles zusammen, was sie ausgeschnitten und ausgedruckt hatte und was sich mit den

Themen Unfall, Fahrerflucht und Autodiebstahl in Verbindung bringen ließ, ging hinaus zum Lieferwagen und legte sämtliche Unterlagen sowie die Leinentasche in den Laderaum.

Anschließend zog sie sich um, stopfte ihre Klamotten in einen Sack und ging zum zweiten Mal zum Lieferwagen, um den Sack zu verstauen.

Sie musste schleunigst aufbrechen, um all das belastende Material in Mülleimern kreuz und quer in der Stadt und den Vororten zu versenken.

Blieb noch ihr Computer. Den musste sie wohl ebenfalls opfern. Aber selbst

wenn sie ihn in einen See warf, mussten vorher sämtliche Daten gelöscht werden. Mit anderen Worten, sie musste noch einmal ins Internet, denn sie hatte keinen blassen Schimmer, wie man so etwas machte.

Als nach etwa einer Stunde alles erledigt und sie sicher war, dass sich in ihrer Wohnung nichts Kompromittierendes mehr befand, fuhr sie los.

Und falls die Polizei sie fragte, ob sie einen Verdacht habe? Dann würde sie die Vermutung äußern, die sie sich schon nach Denises Ermordung

zurechtgelegt hatte. Dass diese jungen Frauen dahintersteckten, und zwar vermutlich zusammen mit ihren Freunden. Dass sie ihr etwas anhängen wollten. Sie würde einräumen, geahnt zu haben, dass sie sie hassten, aber nicht, in welchem Ausmaß.

Schon um zwei Uhr fünfundzwanzig war sie wieder zu Hause und ging zu Bett. Sie brauchte dringend ein paar Stunden Schlaf, um den Herausforderungen des kommenden Tages gewachsen zu sein.

Das iPad legte sie neben sich auf die Bettdecke und wiederholte zur

Sicherheit noch ein paarmal, was sie sich überlegt hatte: »Aufgrund meiner Erkrankung arbeite ich ja zurzeit öfter von zu Hause. Seit mir mein Computer abgestürzt ist, muss ich mich mit dem iPad begnügen. Aber zum Akten-Aktualisieren reicht's, die Dateien speichere ich dann ohnehin auf dem Server im Büro.«

Anneli stellte sich den Wecker auf halb sechs. Dann würde sie den Diebstahl ihres Autos anzeigen, anschließend den Lieferwagen irgendwo in die Pampa bringen und mit öffentlichen Verkehrsmitteln zurück in

die Stadt fahren.

Wahrscheinlich wäre es klug, sich ein Fahrrad mit Fahrradkorb zu leihen. Dann wäre sie mobil und könnte die Leinentasche gut transportieren. Im Gasværksvej gab es einen Fahrradverleih, der bereits um halb neun öffnete. Von dort aus wollte sie durch Kopenhagen radeln und alle Politessen, denen sie begegnete, fragen, ob man ihr Auto gesehen habe. Einigen würde sie ihre Handynummer geben. Sie sollten sie anrufen, falls sie den Ford Ka irgendwo sichteten. Einige Namen wollte sie sich einprägen.

Außerdem musste sie daran denken, bei der Arbeit anzurufen und den Kollegen zu sagen, dass ihr Auto gestohlen wurde und sie deshalb erst nach der Bestrahlung um dreizehn Uhr käme. Ob die Polizei dann schon in ihrem Büro auf sie wartete? Höchstwahrscheinlich.

Na, falls es derselbe Beamte von neulich war, müsste sie sich keine Sorgen machen. Der würde alles schlucken, wenn sie es nur gut verpackte. Sie würde einfach mit der Geschichte von der krebskranken Frau anfangen, die frühmorgens durch

Kopenhagen radelte, um ihr geliebtes kleines Auto wiederzufinden, dann würde er ihr aus der Hand fressen.

53

Dienstag, 31. Mai 2016

Um zwanzig nach sechs klingelten Carl und Assad in der Webersgade an Anne-Line Svendsens Tür und warteten, dass jemand öffnete.

Vor zehn Minuten hatten sie vom Präsidium die Nachricht erhalten, Anne-Line Svendsen habe ihr Auto als gestohlen gemeldet. Leider habe sie

keine genaueren Angaben machen können, wann das geschehen sei, vermutlich wohl am Vorabend gegen acht oder neun Uhr, genauer habe sie es nicht sagen können.

Im Präsidium war man nicht sicher, ob die Anzeige echt oder gefakt war.

Als Reaktion auf ihr schallendes Gelächter über den Flop mit dem falschen Geständnis hatte Pasgård postwendend eine Retourkutsche gefahren und erklärt, er habe Anne-Line Svendsen schon vor einer Woche im Visier gehabt und längst vernommen.

Aber selbst wenn einiges sie mit den vier umgekommenen Frauen verbinde, habe er doch entschieden den Eindruck gewonnen, dass sie eine »reine Weste« habe. Diesen vom Polizeijargon doch recht weit entfernten Ausdruck hatte er tatsächlich benutzt.

Weiter hatte Pasgård empfohlen, sich intensiver mit der Frau zu befassen, die angeblich mit Denise Zimmermann und Michelle Hansen in Verbindung gestanden habe. Jazmine Jørgensen hieße sie, und Patrick Pettersson habe bei seinen Vernehmungen ausgesagt, er habe diese Jazmine zusammen mit Denise

Zimmermann und Michelle Hansen sowohl im Krankenhaus als auch auf einem von Michelles Selfies gesehen.

Darüber hinaus könne man nicht ausschließen, dass es sich bei Jazmine um eine der beiden Frauen handele, die am Raubüberfall auf das Victoria beteiligt gewesen seien. Von den hundertfünfzigtausend Kronen fehlte noch immer jede Spur. Wo waren die? Hatte sich jemand die Hände blutig gemacht wegen dieser Summe? Und wäre es nicht logisch, sich zuallererst mal diese Jazmine Jørgensen vorzuknöpfen?

Es gebe nur ein Problem, hatte Pasgård gemeint: Keiner wusste, wo sie steckte. Man hatte in der Wohnung angerufen, wo sie gemeldet war, und eine Frau am Apparat gehabt, die sich als Jazmines Mutter ausgab und erklärte, sie habe die Nase voll von Leuten, die sich nach dem Verbleib ihrer Tochter erkundigten. Sie wisse doch selbst nicht, wo die sich herumtrieb, und ob sie glaubten, sie sei eine Art Informationsbüro?

Aber gut, hatte Pasgård eingeräumt, bisher hätten sie auch noch nicht sonderlich intensiv gesucht. Das werde

sich aber ab dem nächsten Morgen ändern, wenn alle zu Hause gewesen seien und etwas Schlaf bekommen hätten. Nachdem die Fahndung nach Denise Zimmermann jetzt nicht mehr relevant sei, könnten sie stattdessen ihr Augenmerk auf Jazmine Jørgensen richten.

»Carl, die Frau ist nicht zu Hause«, konstatierte Assad, nachdem sie hinlänglich auf Anne-Line Svendsens Haustür gestarrt hatten. »Die ist aber echt früh unterwegs. Ob die schon zur Arbeit gefahren ist?«

Carl schüttelte den Kopf und sah noch einmal auf die Uhr. Warum sollte sie dermaßen früh mit der Arbeit beginnen? In einer Behörde? Nein, da war es doch wesentlich wahrscheinlicher, dass sie zu Hause war, sie aber nicht reinlassen wollte. Tja, aber falls sie sich einen Hausdurchsuchungsbefehl beschaffen wollten, mussten sie noch ein paar Stunden warten, bis die Angestellten im öffentlichen Dienst ihre Computer hochfuhren.

Er kaute an verschiedenen Vermutungen herum. Welche

Beweggründe könnte die Frau haben, sie nicht reinzulassen? Sie hatte sich doch zuvor kooperativ gezeigt, und da sie jetzt ihren Ford Ka als gestohlen gemeldet hatte, verringerte sich der Verdacht gegen sie sogar. Außerdem hatte niemand wirklich gesehen, wer nach dem nächtlichen Unfall aus dem Wagen geklettert war. Es hieß lediglich, dass es eine weibliche Person gewesen sein sollte.

»Vielleicht ist sie heute Nacht gar nicht zu Hause gewesen? Immerhin ist sie eine erwachsene Frau«, meinte Assad. »Um welche Uhrzeit hat die

Polizei es gestern bei ihr versucht?«

»Ich meine, die hätten gesagt, vor Mitternacht.«

»Und anschließend haben sie ihr Haus nicht überwacht?«

»Nein.«

»Ich wiederhol's noch mal: Ich glaube, sie war gar nicht zu Hause.«

Carl trat zurück auf den Bürgersteig. Er versuchte, trotz des wenigen Schlafs einen klaren Gedanken zu fassen.

»Okay. Sollen wir uns, während wir darauf warten, dass wir einen Durchsuchungsbefehl bekommen, mal diese Jazmine Jørgensen vornehmen?«

Assad zuckte die Achseln. Er sah sich vermutlich in zwei Minuten tief schlafend auf dem Beifahrersitz. Aber das würde Carl zu verhindern wissen, und wenn er den nervigsten aller Frühstücksradiosender bis zum Anschlag aufdrehen musste.

»Was haben wir denn eigentlich gegen diese Jazmine?«, fragte Assad erstaunlich wach, während Carl am Senderknopf drehte.

»Was wir haben? Äh, eigentlich nichts. Aber an dem Tag, als Pasgård auf dem Sozialamt war, um die Svendsen zu vernehmen, hat deren Chefin ihm eine

Liste von Svendsens Klienten in die Hand gedrückt. Bisher hat die nur in seinem Büro rumgelegen und Staub angesetzt. Aber jetzt hat Lars Bjørn ihn aufgefordert, die Liste zu scannen und umgehend an alle beteiligten Ermittler zu mailen, zusammen mit Michelle Hansens Selfie, das die IT-Abteilung aus ihrer Foto-Cloud gezaubert hat. Zu Pasgårds großem Ärger hat Bjørn unterstrichen, dass er die Liste auch an uns mailen solle. Check das doch mal auf deinem Handy.«

Assad brauchte nur wenige Sekunden, dann nickte er und scrollte durch das

Dokument.

»Auf der Liste stehen übrigens zwei Jazmines«, sagte er. »Aber hier haben wir sie. Angegeben sind einzig und allein ihre Personennummer, eine Handynummer und die Anschrift. Dann gibt es noch eine Anmerkung: Die Handynummer gehört ihrer Mutter, mit der sie im Übrigen auch die Adresse teilt.«

»Okay, worauf warten wir? Wo ist das?«

»Borgmester Christiansens Gade, Sydhavn. Aber können wir sie nicht einfach anrufen?«

Carl musterte ihn. Ganz klar, Assad wollte die Geschichte so schnell wie möglich abhaken, damit er im Präsidium noch ein Nickerchen machen konnte, bis der Durchsuchungsbefehl fertig war.

»Nein, Assad! Denn falls Jazmine sich tatsächlich unter der angegebenen Adresse aufhält und Grund hat, der Polizei aus dem Weg zu gehen, dann ist es doch so sicher wie das Amen in der Kirche, dass ihre Mutter wieder die Ahnungslose mimt und sie verleugnet. Vielleicht taucht sie nach unserem Anruf sogar ganz unter, weil sie fürchtet, dass wir trotzdem vorbeischauen. Nein, ich

denke, wir sollten als Überraschungsgäste an der Tür klingeln.«

»Sie kann immer noch den Hinterausgang nehmen, oder?«

Carl seufzte. »Okay. Dann parken wir eben so dicht wie irgend möglich vor der Haustür und behalten die im Auge, während wir anrufen. Sie wird kaum den Hinterausgang nehmen, wenn sie glaubt, der Anruf käme von sonst wo, oder?«

»Ach Carl«, seufzte Assad, und im nächsten Moment sah man nur noch ein von Bartstoppeln umrahmtes Gähnen. »Ich bin zu müde für was auch immer.

Entscheide du.«

Hatte er so etwas schon jemals gesagt?

Bis zum Eingang des Hochhauses waren es nicht mehr als fünfundzwanzig Meter, und über diese Strecke sollten sie doch wohl einen Spurt schaffen, falls Jazmine unverhofft auftauchte.

Aber wie sieht die Frau eigentlich aus, überlegte Carl. Er musste doch müder sein, als er geglaubt hatte.

»Zeig mir mal kurz das Selfie, Assad.«

Assad reichte ihm das Handy.

»Schon komisch«, sagte Carl versonnen, als er das Foto betrachtete. »Das ist erst vor gut zwei Wochen aufgenommen worden, und jetzt sind zwei von denen tot. Wenn so junge Leute sterben, also das ist etwas in unserem Beruf, an das ich mich nie gewöhnen werde.« Carl schüttelte den Kopf. »Wunderschönes Wetter, Sonne, knallblauer Himmel und drei hübsche Mädels, die zusammen Spaß haben. Und peng, auf einmal gibt es sie nicht mehr. Da kann ich nur sagen, wie gut, dass wir unsere Zukunft nicht kennen.«

»Jazmine ist die rechts mit den

längsten Haaren. Glaubst du, dass die echt sind?«

Carl kannte sich mit so was nicht aus, aber Assad hatte natürlich recht mit seiner Andeutung. Sie mussten die Augen offen halten, denn junge Frauen von diesem Schlag konnten wahre Chamäleons sein. Heute blond mit Stilettos, morgen dunkel mit Turnschuhen. Nicht mal mehr auf die Augenfarbe war noch Verlass.

»Ich bin mir sicher, dass ich sie trotz allem wiedererkennen werde.« Assad tippte sich vielsagend auf die Nasenspitze.

»Na gut, dann mal los«, sagte Carl und rief die Handynummer von der Klientenliste an. Es dauerte ewig, bis jemand abnahm.

»Sag mal, weißt du nicht, dass es noch nicht mal sieben ist?«, blaffte eine Frauenstimme.

»Tut mir leid, Frau Jørgensen. Sie sprechen mit Vizepolizeikommissar Carl Mørck. Ich hoffe, Sie können mir mit Informationen zum Aufenthaltsort Ihrer Tochter weiterhelfen.«

»Ach, halt doch den Rand«, sagte sie und legte auf.

Sie warteten eine Viertelstunde und

beobachteten die Haustür, aber die blieb geschlossen.

»Okay, auf geht's!«, rief Carl schließlich, und Assad zuckte zusammen. Da hatte es also doch für ein Nickerchen gereicht.

Nachdem sie Karen-Louise Jørgensens Namen endlich auf dem Klingelbrett neben der Haustür entdeckt hatten, drückten sie eine gefühlte Ewigkeit auf die Klingel, ohne dass etwas passierte. Wenn das kein Misstrauen weckte.

»Behalt das Tor zum Hof im Auge und bleib bis auf Weiteres dort, Assad.«

Dann drückte Carl ein paar andere Klingelknöpfe, und endlich, nachdem er gesagt hatte, woher er kam, betätigte jemand den Summer. Vielleicht hatte diesen Jemand das Wort Kriminalpolizei eingeschüchtert.

Als Carl vor die Tür mit dem Namensschild »Jørgensen« trat, hatten sich bereits etliche Frauen im Morgenrock auf der Treppe versammelt.

»Könnte ich Sie vielleicht überreden, für uns bei Frau Jørgensen zu klingeln?«, fragte er eine grauhaarige Dame, die mit festem Griff den obersten Knopf ihres bunten Bademantels zuhielt. »Wir

machen uns große Sorgen um die Tochter von Frau Jørgensen und müssen ihre Mutter deshalb um Mithilfe bei der Suche bitten. Aber es scheint, als habe sie ein etwas gespaltenes Verhältnis zur Polizei, und da wären Sie uns eine große Unterstützung.« Er lächelte, wie er es gelernt hatte, und zog als vertrauensbildende Maßnahme seine ID-Karte aus der Tasche.

Die ältere Dame nickte freundlich, drückte vorsichtig auf Jørgensens Klingel und legte die Wange an die Türfüllung. »Karen-Louise«, sagte sie ganz ruhig, »ich bin's nur, Gerda aus

dem Vierten.«

Frau Jørgensen musste Ohren wie ein Luchs haben, denn augenblicklich raschelte es, dann klickte es zweimal und die Tür ging auf.

»Er ist gekommen, um dir mit Jazmine zu helfen«, sagte die Bademanteldame lächelnd. Doch ihr Lächeln wurde nicht erwidert, als Carl vortrat und der Jørgensen seine Polizeimarke vor die Nase hielt.

»Ihr Idioten gebt doch echt keine Ruhe«, schnaubte sie mit einem vernichtenden Blick in Richtung ihrer Nachbarin. »Waren Sie das, die mich auf

dem Handy angerufen haben?«

Carl nickte.

»Und die mit der Türklingel Nebelhorn gespielt haben?«

»Ja, entschuldigen Sie bitte. Aber wir müssen wirklich dringend wissen, wo sich Jazmine aufhält, Frau Jørgensen.«

»Ach hören Sie doch auf, von wegen Frau Jørgensen. Kapieren Sie nicht, was ich sage? Ich habe keinen blassen Schimmer, wo Jazmine ist.«

»Ist sie in der Wohnung? Wenn ja, dann seien Sie doch bitte so freundlich und sagen es uns jetzt.«

»Sind Sie schwer von Begriff? Ich

würde doch wohl wissen, wo sich meine Tochter aufhält, wenn sie in der Wohnung wäre, oder?«

Die alte Dame zupfte Carl am Ärmel. »Das stimmt schon. Jazmine ist nicht hier gewesen, seit …«

»Danke, Gerda, du kannst jetzt wieder zu dir rübergehen.« Frau Jørgensen hob den Kopf, die übrigen Neugierigen sahen ans Geländer gelehnt zu. »Dasselbe gilt für euch«, fuhr sie fort. »Und tschüs!«

Sie schüttelte den Kopf. »Na los, kommen Sie schon rein, dann schnallen die Gaffer vielleicht endlich, dass sie

sich verpissen können.« Der Jargon von damals, als Sydhavn noch ein Arbeiterviertel war, hatte in diesem Reservat offenbar einen gesicherten Fortbestand.

»Was hat Jazmine denn gemacht, dass Sie mir dauernd im Nacken sitzen?«, fragte sie durch den Nebel der vermutlich ersten Zigarette des Tages.

Carl hatte Respekt vor der Frau. Wahrscheinlich hatte die Hauptlast, die Familie durchzubringen, immer bei ihr gelegen. Grobe Hände, die Gesichtszüge geprägt von Nachtarbeit, Putzjobs und Jahren hinter irgendeiner

Supermarktkasse. Die Falten in ihrem Gesicht waren jedenfalls keine Lachfältchen, sondern Zeugnisse tief eingegrabener Sorgen, Frustration und Müdigkeit.

»Wir fürchten, dass Jazmine in einige Strafdelikte involviert ist. Aber mit Sicherheit wissen wir das nicht, muss ich betonen. Es ist durchaus möglich, dass wir uns irren, so was kommt vor. Aber um Klarheit zu gewinnen, und für Jazmines eigene …«

»Ich weiß nicht, wo sie ist«, unterbrach sie kurz. »Da haben mal irgendwelche Frauen angerufen. Die

eine hat gesagt, sie schulde Jazmine Geld, da hab ich ihr gesagt, sie sei nach Stenløse gezogen, aber wo dahin? Gott, wie hieß das noch mal? Irgendwas mit Sandal … sonstwie. Mehr weiß ich nicht. Den anderen habe ich das gar nicht erzählt.«

Als Carl den Straßennamen hörte, schnappte er so laut nach Luft, dass die Frau stutzte und ihre Miene milder wurde.

»Was hab ich denn gerade gesagt?«, fragte sie erstaunt.

Carl stand auf. »Sie haben das Richtige gesagt, Frau Jørgensen. Das

absolut Richtige.«

»Verdammt, Carl. Ich bin sicher, dass sie das war, die ich hinter der Küchengardine gesehen habe. Ich weiß es einfach. Wir hätten uns Zugang zu der Wohnung verschaffen sollen!«

»Ja, das hätten wir wohl.« Carl überlegte kurz, das Blaulicht einzuschalten. »Aber leider sagt alles in mir, dass es jetzt zu spät ist. Der Vogel ist ausgeflogen.«

»Carl, ich hab gerade ein schlimmes Gefühl.«

»Geht mir auch so.«

»Roses Tür war doch offen – völlig untypisch für sie. Und jetzt ist sie verschwunden. Und diese Jazmine war die ganze Zeit nebenan, und ich wette, Rigmor Zimmermanns Enkelin, diese Denise, war auch da.«

Genau diese Bemerkung hatte gefehlt, damit Carl das Blaulicht doch aktivierte und das Gaspedal durchdrückte.

Kaum hatte er in Sandalspark direkt vor der Eingangstür auf dem Bürgersteig gehalten, sprangen sie aus dem Wagen und rannten die Treppe hinauf. Assad war schneller und fummelte schon mit dem Dietrich im Schloss, als Carl

schnaufend auf den Laubengang trat.

Er zog seine Dienstwaffe, stellte sich schussbereit neben die Tür, und Assad stieß sie auf.

»Hier ist die Polizei, Jazmine Jørgensen. Kommen Sie auf den Flur, und nehmen Sie die Hände hoch. Sie haben zwanzig Sekunden«, rief Carl. Doch schon nach zehn Sekunden stürmten sie hinein, bereit, als Erste zu schießen.

Die Wohnung wirkte verlassen. Starker Uringeruch schlug ihnen entgegen. Im Flur lag Kleidung herum, durch die Tür zum Wohnzimmer sahen

sie einen umgekippten Stuhl auf dem Teppich liegen.

Sie blieben einen Moment ruhig stehen und horchten auf Geräusche. Es war totenstill.

Dann trat Carl in die Tür zum Wohnzimmer, glitt in den Raum und drehte sich blitzschnell um die eigene Achse, die Pistole im Anschlag. Auch hier nichts.

»Du nimmst den Balkon, Assad, ich das Esszimmer und die übrigen Räume.«

Carl stand im hinteren Schlafzimmer, sah das ungemachte Bett und jede Menge Schmutzwäsche auf dem Fußboden

verteilt. Er wollte gerade die Schränke öffnen, da rief Assad, der Vogel sei tatsächlich ausgeflogen. »Hier flattert ein Laken vom Balkon.«

Was für eine verdammte Scheiße!

Einen Augenblick lang standen sie im Wohnzimmer und sahen sich an. Assad glühte vor Ärger, und Carl konnte ihn verstehen. Seine Augen und seine Intuition waren richtig gewesen, aber Carl hatte ihn ausgebremst.

»Es tut mir leid, Assad. Nächstes Mal werde ich mehr auf deine Wahrnehmung vertrauen.«

Carl blickte sich im Wohnzimmer und

dem angrenzenden Esszimmer um.

Überall Klamotten, Schuhe und schmutziges Geschirr. Stühle waren umgekippt, die Tischdecke auf den Fußboden gezogen. All das deutete auf eine gewaltsame Auseinandersetzung hin.

»Ich nehme das letzte Zimmer«, sagte er. Sofort fiel ihm der kleine Koffer auf dem Bett auf, gepackt und fertig zum Zuklappen.

»Kommst du mal her, Assad?«, rief er.

Er deutete auf den Koffer. »Was sagst du dazu?«

Assad seufzte tief. »Dass die Betreffende in ihren Plänen gestört wurde. Ich hoffe nicht, dass wir sie aufgescheucht haben.«

Carl nickte. »Das wäre hanebüchen.«

»Was heißt hane… Oh, schau mal da.« Er deutete unter das Bett. Carl sah nichts. Da bückte sich Assad und hob mit spitzen Fingern ein Bündel zusammengerollter Geldscheine auf.

»Wollen wir wetten, dass diese fünftausend Kronen aus dem Victoria stammen?« Er wedelte mit dem Geld.

»Aber sicher tun sie das.«

»Okay, und was machen wir jetzt?«,

fragte Assad.

»Jetzt rufen wir im Präsidium an und sagen, sie sollen Jazmine Jørgensen offiziell zur Fahndung ausschreiben. Wir müssen davon ausgehen, dass wir nach einer Mörderin fahnden.«

Auf dem Weg zur Wohnungstür zog Carl sein Handy aus der Tasche. Wenn Assad wütend war, dann richtig. Aber er hatte ja recht. Nicht nur waren sie extrem nahe dran gewesen, die Gesuchte zu ergreifen, nein, sie hätten mit großer Wahrscheinlichkeit auch Denises Ermordung verhindern können. Was nach der Flucht über den Balkon passiert war

und was genau sich zwischen Jazmine Jørgensen und Denise F. Zimmermann abgespielt hatte, war ihm ein Rätsel – aber er hoffte inständig, dass sie dieses Rätsel mit Jazmines Ergreifung noch lösen konnten.

»Warte, Carl. Ich muss kurz aufs Klo.« Vor der angelehnten Toilettentür blieb er abrupt stehen. »Sieh dir das an!« Er deutete auf zwei Löcher in der Tür.

Carl steckte das Handy in die Tasche.

Da schaltete Assad das Badezimmerlicht an und drückte die Tür auf.

Der Anblick, der sich ihnen bot, riss ihnen beiden den Boden unter den Füßen weg.

54

Dienstag, 31. Mai 2016

Unten auf dem Parkplatz standen mindestens zehn Fahrzeuge mit Blaulicht, immer neue Kollegen waren dazugekommen, einige, um Neugierige fernzuhalten, andere, um vor Eintreffen der Kriminaltechniker den Tatort zu checken und zu sichern. Es herrschte angespannte Betriebsamkeit.

Assad und Carl standen neben dem Krankenwagen und beobachteten voller Sorge, wie die Trage mit Rose hineingeschoben wurde. Die Miene des begleitenden Arztes war ernst. Zwar atmete Rose schwach, aber sehr viel mehr hoffnungsvolle Anzeichen gab es nicht.

Assad war kurz vorm Durchdrehen, er marterte sich mit Selbstvorwürfen. »Wären wir doch nur beim letzten Mal in die Wohnung gegangen!«, wiederholte er ein ums andere Mal.

Ja, wären sie doch nur.

»Halten Sie uns auf dem Laufenden!«,

rief Carl dem Arzt zu, dann raste der Krankenwagen los.

Sie drehten sich um und sahen dem Amtsarzt entgegen, der gerade aus der Wohnung kam.

»Die Todesursache sind eindeutig Schussverletzungen. Die Frau ist vermutlich seit mindestens zwölf Stunden tot. Eine exaktere Zeitangabe lassen Sie sich lieber vom Rechtsmediziner geben.«

»Theoretisch könnte also Jazmine Denise erschossen haben. Aber wer hat Jazmine erschossen?«, fragte Assad.

»Tja, an der Leiche findet sich nicht

der Hauch einer Schmauchspur. Sie selbst hat es jedenfalls nicht getan.« Der Arzt lächelte schief. »Wenn Sie mich fragen, dann finden Sie die Schmauchspuren an der Außenseite der Badezimmertür.«

Das sah Carl genauso.

Er ergriff Assads Hand und sah ihm in die Augen. »Hör mal, Assad. Dann ist wenigstens erwiesen, dass nicht Jazmine Jørgensen mit Denises Leiche herumgefahren sein kann. Andererseits ist definitiv eine Frau gefahren. Mehr brauchen wir doch nicht zu wissen, oder? Sollen wir nicht zusehen, dass wir

loskommen?«

So verzweifelt hatte Carl Assad noch nie gesehen.

»Ja, aber du musst mir versprechen, dass wir danach sofort ins Krankenhaus fahren.«

»Natürlich, Assad. Ich hab mit Gordon telefoniert, er war furchtbar aufgewühlt, aber er fährt sofort zum Rigshospital und erwartet dort den Krankenwagen. Wir können ihn jederzeit telefonisch erreichen, sagt er.«

»Aktuell warten vier Aufgaben auf dich, Assad«, sagte Carl auf der Rückfahrt

nach Kopenhagen. »Bitte sorg dafür, dass das Präsidium sofort einen Mann abstellt, um das Haus der Svendsen zu bewachen. Danach schnapp dir Lars Bjørn und informier ihn eingehend über das, was hier draußen passiert ist. Außerdem soll er die Fahndung nach Jazmine Jørgensen abbrechen. Sag ihm, wir seien unterwegs zur Webersgade. Wenn wir ankommen, sollte der Durchsuchungsbeschluss bitte dort vorliegen. Anschließend rufst du noch Anne-Line Svendsens Chefin an und erkundigst dich, ob die Svendsen am Arbeitsplatz erschienen ist.«

Assad nickte. Er wirkte fertiger denn je. »Und zum Schluss rufe ich eine von Roses Schwestern an, oder?«

Carl versuchte sich an einem Lächeln. Auf Assad war wirklich immer und jederzeit Verlass.

Vor Anne-Line Svendsens Haus stand bereits ein Beamter, und zwar ein alter Bekannter von Carl aus der Zeit beim Polizeirevier 1, der inzwischen zur Ordnungspolizei im Präsidium versetzt worden war. Er grüßte gedämpft und bestätigte, der Durchsuchungsbefehl liege vor. Dann beobachtete er, wie sich

Assad nach allen Regeln der Kunst mit dem Dietrich Zugang zum Haus verschaffte.

Dem Klingelschild zufolge wohnte Anne-Line Svendsen oben, während unten eine kleine Firma ansässig war, Ultimate Machines.

Svendsens Wohnungstür im ersten Stock war nicht abgeschlossen. Niemand war zu Hause.

In allen Räumen, sowohl in der ersten Etage als auch im Dachgeschoss, herrschte pedantische Ordnung. Carl schnupperte. Es gab einen bestimmten Geruch, der ihn an die Schlafzimmer von

zwei Frauen erinnerte, in denen er sich vergnügt hatte. War das Lavendel und Seife, vielleicht in Kombination? Er hatte es nie herausgefunden.

Der Abwasch war erledigt, das Bett gemacht. Aber vor allem waren all die Kleinigkeiten peinlich genau beseitigt, nach denen Ermittler gern Ausschau hielten.

»Die hat sich beim Aufräumen aber ziemlich ins Zeug gelegt«, stellte Assad fest, als sie zusammenstanden und versuchten, sich einen Überblick zu verschaffen. »Keine schmutzige Wäsche im Wäschekorb, selbst Papierkorb und

Abfalleimer sind geleert.«

»Ja. Und schau mal. Das Zimmer hier hinten ist abgeschlossen. Wollen wir da nicht mal einen Blick reinwerfen?«

Assad kam mit dem Werkzeug und schloss auf.

»Merkwürdig«, sagte Carl, als sie den kleinen Raum betraten, an dessen Wänden Metallregale bis unter die Decke standen, vollgepackt mit Schrauben, Nägeln, Beschlägen und anderem Handwerkerzeug.

»Ich glaube nicht, dass dieser Raum zur Wohnung von Anne-Line Svendsen gehört. Du hast doch unten auf dem

Schild gelesen, was der andere Bewohner macht«, entgegnete Assad.

»Okay, dann werden wir hier nichts finden.« Carl bat Assad, hinter ihnen abzuschließen.

»Und sonst, was fällt dir auf? Was fehlt hier, wenn du dich in der Wohnung umschaust, oder was ist zu viel?«, fragte Carl, als sie wieder im Wohnzimmer standen.

»Also vieles. Zuerst mal fehlt ein Computer, denn da unten auf dem Fußboden steht ein Bildschirm. Und merkwürdig ist auch, dass mitten auf dem Schreibtisch eine DVD herumliegt,

wo doch sonst alles so aufgeräumt ist. Sieht aus, als wäre die absichtlich dort platziert worden, damit sie einem sofort ins Auge sticht. Würde man die nicht normalerweise neben den Fernseher oder auf den Couchtisch legen? Was hat die mitten auf dem aufgeräumten Schreibtisch zu suchen?«

»Fast so, als wollte die Svendsen damit irgendeine Botschaft senden. Aber welche? Seht her, das ist mein Alibi? Habe während der Tatzeit diesen Film geschaut? Mir ist auch aufgefallen, dass ein Schlüssel mit dem Kennzeichen des Ford Ka als Anhänger am Brett hängt.

Sicher ist das ein Ersatzschlüssel, aber trotzdem frage ich mich gerade, ob eigentlich gestern Nacht ein Schlüssel im Auto steckte?«

»Der Schlüssel steckte. Wir haben sogar darüber geredet, aber Ploug meinte, das wäre kein Beweis dafür, dass tatsächlich der Wagenhalter gefahren ist. Er hat etwas gefaselt von wegen, wie dumm und unvorsichtig Menschen sein können und wie oft ihnen Autoschlüssel aus der Handtasche oder zu nachtschlafender Zeit vom Flurtischchen gestohlen werden.«

Als ob Carl das nicht selber wusste.

Trotzdem: Die Frage musste doch wohl erlaubt sein.

Dann durchsuchten sie die Schränke und Schubladen, aber außer ärztlichen Gutachten fanden sie erstaunlich wenig Persönliches. Das machte nun wirklich stutzig.

»Ich weiß schon, dass der Durchsuchungsbefehl das Erdgeschoss nicht einschließt, und auch, dass die Svendsen das nicht gemietet hat. Aber sollten wir nicht trotzdem mal einen Blick runterwerfen, was meinst du?« Carl sah sich nach Assad um, aber der war schon halb die Treppe runter.

Als Erstes betraten sie einen Raum, der wohl das Wohnzimmer sein sollte. Aber eigentlich sah er eher nach einer Werkstatt aus, vollgestopft mit Werkzeugen, Maschinen- und Motorteilen. Wie konnte ein erwachsener Mann so leben? Kopfschüttelnd ließ Carl seinen Blick über das Metallpanorama schweifen.

»Der ist wohl nicht so oft zu Hause«, folgerte Assad.

Sie stöberten ein bisschen durch das Sammelsurium und wollten eigentlich schon wieder gehen, als ihnen ein ordentlich sortierter Karton mit Ölfiltern

auffiel. Wenn die mal nicht so aussahen wie das Teil, das auf dem Revolver im Ford Ka gesteckt hatte.

»Das gibt's doch nicht!«

Einen Moment lang sahen sie sich verblüfft an, dann zog Assad sein Handy aus der Tasche.

»Ich ruf noch mal schnell ihre Chefin an. Müssten jetzt nicht alle Mitarbeiter am Platz sein?«

Carl nickte und sah sich weiter um. Nicht zu fassen. Da hatte sich die Svendsen hier einen passenden Ölfilter besorgt und einen Schalldämpfer gebastelt! Schon erstaunlich, dass selbst

ihn als alten Hasen die Gerissenheit und der Zynismus seiner Mitmenschen immer noch überraschen konnten. Sollte sich diese biedere, rechtschaffene Sachbearbeiterin tatsächlich als eine der durchtriebensten und kaltblütigsten Mörderinnen entpuppen, auf die er in seiner bisherigen Laufbahn gestoßen war?

Er merkte, dass Assad, immer noch mit dem Handy am Ohr, seine Aufmerksamkeit auf etwas links neben der Tür zu lenken versuchte.

Carl neigte den Kopf. Nein, er sah nichts.

»Danke«, sagte Assad ins Handy, dann beendete er das Gespräch und wandte sich Carl zu. »Anne-Line Svendsen hat gerade auf der Arbeit angerufen und Bescheid gesagt, sie komme erst am Nachmittag. Sie habe um dreizehn Uhr im Rigshospital einen Termin zur Bestrahlung.«

»Gut! Wenn das stimmt, dann haben wir sie. Du hast der, mit der du gerade gesprochen hast, hoffentlich eingeimpft, dass es streng vertraulich ist und sie den anderen nichts sagen darf, ehe wir grünes Licht geben?«

»Ja, natürlich. Aber stell dir vor, die

Svendsen hat der Sekretärin erzählt, sie radele gerade durch Kopenhagen und suche ihr gestohlenes Auto.«

Carl hob eine Augenbraue.

»Ja, eine Sekunde lang hab ich auch geglaubt, wir seien auf dem Holzweg, aber dann hab ich das hier gesehen.«

Assad deutete wieder nach unten auf das Regal links von der Tür.

Carl bückte sich, und da sah er es.

An der Rückwand zwischen zwei Regalböden prangte ein dunkelroter Fleck, mit einem Durchmesser von vielleicht zwei Zentimetern. Experten würden ihnen genau sagen können, wann

und in welchem Winkel das Blut dorthin gespritzt war.

»Tja, den hat sie wohl übersehen«, grinste Assad.

Carl strich sich über den Hinterkopf. »Herr im Himmel!« Damit waren auch die letzten Zweifel beseitigt. Diese Fahrradnummer war genauso ein Ablenkungsmanöver wie die DVD auf dem Schreibtisch. Keine Frage: Die Svendsen war wirklich gerissen. Aber genützt hatte es ihr am Ende nichts. Sie hatten sie am Haken. So gut wie, jedenfalls.

»Du hast echt Adleraugen, Assad.«

Carl sah auf die Uhr. »Uns bleiben noch genau drei Stunden bis zu dem Bestrahlungstermin«, sagte er, wählte Gordons Handynummer und schaltete den Lautsprecher zum Mithören ein.

Wie nicht anders zu erwarten, klang der Lange bedrückt.

»Allzu viel haben sie nicht rausgelassen. Aber sie sind jetzt einigermaßen sicher, dass Rose durchkommt. Leider gibt es schrecklich viele Komplikationen. Das vorrangige Ziel ist es erst mal, dafür zu sorgen, dass sich ihr Zustand nicht noch verschlechtert. Die Menge an

Blutgerinnseln bereitet ihnen große Sorge, und sie befürchten, dass Rose bleibende Schäden an Armen und Beinen davontragen könnte.«

Er atmete schwer und schien zu weinen. Wenn Rose doch nur wüsste, mit welcher Zuneigung sich da jemand um sie sorgte.

»Gordon, kannst du uns ein Foto von ihr schicken?«

»Das weiß ich nicht, warum?«

»Es ist nur zu ihrem Besten, also versuch's. Kann man mit ihr kommunizieren?«

»Nicht in dem Sinne, in dem wir

Kommunikation verstehen. Die Ärzte lassen ja nicht viel raus, aber sie deuten an, dass es einen gewissen Kontakt zwischen ihnen und Rose gibt. Allerdings scheint sie psychisch total abgedriftet zu sein. Wenn ich das richtig verstanden habe, haben die behandelnden Psychiater vom Rigshospital Roses Ärzte in Glostrup hinzugezogen. Irgendwie scheint sich alles um irgendein Trauma zu drehen, das sie unbedingt verarbeiten müsse.« Gordon schluchzte kurz auf. »Sie deuteten an, dass Rose … also dass sie, wenn sie das nicht hinbekommen, …

dass sie dann in ewigem Dunkel … leben wird.«

»Das traumatische Erlebnis verarbeiten, sagst du? Haben sie auch erklärt, wie sie sich das vorstellen?«

»Nein, nicht, dass ich wüsste«, antwortete Gordon.

Es entstand eine Pause, vielleicht, weil er sich erst fassen musste, vielleicht, weil er nachdachte. »Aber gemeint ist wohl alles, was ihr den Druck von den Schultern nehmen kann«, sagte er.

Assad sah Carl an. »Wir müssen uns Gewissheit darüber verschaffen, was

wirklich im Stahlwalzwerk passiert ist, oder?«

Carl nickte. »Wie sagst du doch immer so schön? Zwei Gedanken, eine Seele.«

Leo Andresen öffnete ihnen die Tür mit der oberen Brötchenhälfte in der Hand und bat sie herein – direkt in das Vormittagsparadies eines Rentnerpaars. Im Fernsehen lief lautstark die Sendung ›Guten Morgen, Dänemark‹, die wie immer um überflüssige Kocherei kreiste. Die Kaffeemaschine ächzte, man hörte die Pantoffeln der Hausfrau schlappen

und auf dem Tisch verteilt lagen die Anzeigenbeilagen der Tageszeitung.

»Wir müssen der Sache jetzt endgültig auf den Grund gehen, Leo. Und ich schicke gleich vorweg, dass es mir völlig gleichgültig ist, wen Sie uns als Schuldigen nennen. Unser Besuch hat einzig und allein das Ziel, Rose zu helfen. Also spucken Sie aus, was Sie wissen, und zwar auf der Stelle. Hab ich mich klar ausgedrückt?«

Leo Andresen schielte zu seiner Frau hinüber, und obwohl die sich wirklich anstrengte, es zu verbergen, registrierte Carl, wie sie ganz leicht den Kopf

schüttelte.

Da wandte sich Carl ihr zu und gab ihr die Hand. »An der Tür steht Gunhild Andresen, sind Sie das?«

Ein leichtes Zucken des Mundwinkels sollte wohl ein Lächeln und ein Ja auf seine Frage sein.

»Guten Tag, Gunhild. Ist Ihnen klar, dass Sie Ihren Mann mit Ihrer Geste eben verdächtig gemacht haben?«

Da verschwand das Lächeln.

»Sie haben ihm eine Warnung zukommen lassen, dass er schweigen soll, und in meiner Welt bedeutet das, dass er mehr weiß, als er uns erzählt,

und dass er damit einer der Hauptverdächtigen im Fall der Ermordung Arne Knudsens am 18. Mai 1999 ist.«

Er sah Leo Andresen direkt an. Der Schock spiegelte sich in seinem Gesicht. »Leo Andresen, es ist Dienstag, der 31. Mai, zehn Uhr siebenundvierzig, und Sie sind festgenommen.«

Assad griff nach den Handschellen am Gürtel. Die Wirkung auf die beiden war heftig. Wie gelähmt vor Schreck und Hilflosigkeit starrten sie Carl an.

»Ja aber …«, stieß Andresen hervor, doch Assad zog ihm schon die Hände auf

den Rücken und ließ die Handschellen zuschnappen.

Dann wandte sich Carl an die fassungslose Ehefrau und griff nach seinem Paar Handschellen. »Gunhild Andresen, es ist Dienstag, der 31. Mai, zehn Uhr achtundvierzig, und Sie sind festgenommen wegen des Versuchs, die Beschaffung von Informationen zur Aufklärung eines Mordes zu verhindern.«

Carl konnte gar nicht so schnell hinspringen, wie sie zu Boden ging.

Nach einem Schluck Wasser saßen die beiden fünf Minuten später

zusammengesunken auf ihren gewohnten Plätzen am Küchentisch, die Hände auf dem Rücken fixiert.

»Ich muss Sie leider darauf vorbereiten, dass wir einen sehr langen und strapaziösen Tag vor uns haben.«

Die Ankündigung machte sie nicht munterer.

»Als Erstes fahren wir ins Polizeipräsidium in Kopenhagen, dort werde ich Sie mit dem genauen Tatvorwurf bekannt machen. Dann werden Sie vernommen, und anschließend kommen Sie vorübergehend in Untersuchungshaft.

Morgen früh werden Sie dann dem Richter vorgeführt, der zu unserer Forderung, Sie in Untersuchungshaft zu belassen, Stellung beziehen muss. Wenn er das bewilligt hat und wir nach ein paar Wochen mit unseren Ermittlungen weitergekommen sind, werden wir sehen, was der Prozess ergibt. Ihr Anwalt wird wohl … ja, haben Sie überhaupt einen?«

Beide schüttelten nur den Kopf, zu mehr waren sie nicht fähig.

»Okay, dann wird Ihnen ein Anwalt zugeteilt, der für Sie sprechen und Sie verteidigen wird. Haben Sie den Ablauf

des Verfahrens verstanden?«

Jetzt weinte die Frau hemmungslos. Das könne doch nicht wahr sein. Sie hätten doch immer als anständige Menschen gelebt und sich nur um ihre Angelegenheiten gekümmert. Warum denn ausgerechnet sie?

»Haben Sie das gehört, Leo? ›Warum ausgerechnet *wir*‹, sagt Ihre Frau. Ja, das heißt dann doch wohl, dass außer Ihnen auch noch andere beteiligt waren, oder?«, fragte Carl. »Das wäre natürlich interessant zu wissen, denn wenn sich die Verantwortung für die Tat auf mehrere Personen verteilt, könnte das

das Strafmaß durchaus mildern.«

Das löste Leos Zunge. »Wir tun, worum Sie uns bitten. Hauptsache, Sie …« Er dachte über seine Worte nach. »Wenn Sie nur … Wir haben drei Enkelkinder, die werden das hier nicht verstehen.« Er sah seine Frau an. Aber Gunhild Andresen starrte nur mit leerem Blick vor sich hin. Sie war am Boden zerstört.

»Wenn wir komplett reinen Tisch machen, könnte uns das helfen?«, fragte er. »Könnten wir dann damit rechnen, dass all das, was Sie gerade aufgezählt haben, vielleicht … vielleicht gar nicht

nötig ist?«

»Aber ja, Leo. Darauf haben Sie mein Wort.«

Carl nickte Assad zu, und der bekräftigte Carls Aussage.

»Und das gilt auch für die anderen?«

»Ja, das versprechen wir Ihnen. Wenn Sie uns die Wahrheit sagen, die ganze Wahrheit, dann geht das in Ordnung.«

»Könnten Sie dann die hier aufschließen?« Leo wackelte mit seinen Handgelenken. »Dann könnten wir zu Benny Andersson rüberfahren. Er wohnt ganz in der Nähe.«

Da vermeldete Carls Handy den

Eingang einer SMS. Gordon hatte ein Foto von Roses Gesicht geschickt.

Bei dem Anblick blieb Carl für einen Moment die Luft weg. Es war einfach nur herzzerreißend. Nach einer Weile reichte er Leo das Telefon.

Begeistert sah der Mann wahrhaftig nicht aus, als er die Tür öffnete und Leos blasses Gesicht und dahinter die restliche Abordnung erblickte.

»Sie wissen es, Benny«, sagte Leo Andresen. »Nur noch nicht, wie.«

Hätte der Mann die Tür zuknallen können, dann hätte er das getan.

»Fang mit der Manganvergiftung an, Benny«, bat ihn Leo, als sie um den vollgemüllten Couchtisch saßen. »Egal, was du sagst, Kommissar Mørck hat hoch und heilig versprochen, dass er es nicht gegen dich oder einen von uns verwenden wird.«

»Und was ist mit dem da, gilt das auch für den?«, fragte er und deutete auf Assad.

»Ich weiß nicht, ob Ihnen das zu hoch ist oder zu heilig, aber Sie könnten ja versuchen, mich direkt zu fragen«, sagte Assad ungewöhnlich scharf.

»Ich traue denen nicht«, lautete

Bennys Kommentar. »Sollen sie mich aufs Präsidium schleppen und mit mir machen, was sie wollen, ich sag nichts, und ich hab auch nichts zu verbergen.«

Dass Leo Andresen einmal derjenige gewesen war, der in einem gewissen Bereich des Stahlwalzwerks das Sagen gehabt hatte, zeigte er jetzt. »Bist du blöd? Damit zwingst du mich ja, dich anzuzeigen, Benny«, schnauzte er.

Benny kramte in seinen Taschen, bis er endlich die Streichhölzer gefunden hatte. Er blinzelte ein paarmal, während er sich umständlich einen Zigarillostummel anzündete. »Dann steht

eben mein Wort gegen deins, Leo. Du kannst doch überhaupt nichts beweisen, und es gibt ja auch nichts zu beweisen.«

»Hallo!«, ging Carl dazwischen. »Jetzt hören Sie mal zu. Es geht hier überhaupt nicht um Sie und was Sie getan haben oder nicht, Benny. Es geht ausschließlich um Rose, um die es zurzeit furchtbar schlecht steht.«

Benny Andersson zögerte, und dann zuckte er die Achseln, als wollte er sagen, dass es ihr auch nicht weiterhalf, wenn es ihm danach schlechter ging.

»Was war denn das mit der Manganvergiftung, Leo?«, fragte Carl.

Leo Andresen holte tief Luft. »Wir müssen zurück bis in die späten Neunziger. Damals fanden ein Neurologe und ein Arbeitsmediziner heraus, dass es gesundheitsschädigend war, im Werk zu arbeiten, und zwar wegen der Manganschwebteilchen in der Luft. Mangan wird dem Stahl hinzugefügt, weil es Schwefel fixiert und Sauerstoff entfernt, sodass der Stahl korrosionsbeständiger und fester wird. Aber die Menschen würden davon krank, sagten die Ärzte, und die Symptome ähnelten denen von Parkinson, wobei faktisch ein anderer

Teil des Gehirns geschädigt werde.

In der Folge kam es zu einigen recht hitzigen Diskussionen zwischen den beiden Ärzten und einigen ihrer Kollegen, die meinten, das sei alles Unsinn.

Am Ende bekam dann doch ein Teil der Kollegen eine Entschädigung wegen der Berufskrankheit, darunter Benny, und das verkraftete das Unternehmen finanziell nicht, da es gleichzeitig große konjunkturelle Probleme gab.« Leo sah Benny mit unverhohlener Skepsis an. Die Diskussion darüber, inwieweit er von der Vergiftung betroffen war oder

nicht, würde wohl nie ein Ende nehmen. »Arne Knudsen war zu dem Zeitpunkt schon tot, aber vorher hatte er immer wieder steif und fest behauptet, dass auch er Schädigungen davongetragen habe. Rückblickend betrachtet waren es Mitarbeiter wie Arne und – entschuldige, dass ich das sage – auch du, Benny, die dazu beigetragen haben, dass das Werk den Bach runterging.«

Benny Andersson warf den Zigarillostummel in den Aschenbecher. »Das ist doch Bullshit, Leo, du verdrehst alles.«

»Ach ja? Dann entschuldige.

Jedenfalls wurde es mit Arne und diesem Mangan immer schlimmer, und zwar genau in der Zeit, als Rose da war. Jedes Mal, wenn er in eine Diskussion mit uns geriet und wir ihn auf den Pott setzten, weil wir ja wussten, dass er nicht mal in die Nähe des Manganstaubs kam, stampfte er zurück zu Rose und rächte sich auf übelste Weise an ihr. Er versuchte auch, Benny als Verbündeten zu gewinnen, aber Benny konnte ihn nicht ausstehen.«

Er wandte sich Andersson zu. »Stimmt doch, oder?«

»Doch, ja, verdammt. Ich hab den

Kerl gehasst. So ein Stück Scheiße aber auch. Und er hatte nicht den Hauch einer Manganvergiftung, er war nichts als ein Dreckskerl, der für uns andere, die wir wirklich krank waren, alles zu ruinieren drohte.«

»Und Rose litt unglaublich unter den Psychospielchen ihres Vaters, das konnten wir alle sehen. Deshalb gab es eine Menge Gründe, warum wir Arne Knudsen zum Teufel wünschten, weg aus unserem Alltag.«

»Wollten Sie ihn auch weghaben, Benny?«

»Zeichnen Sie das hier auf?«, fragte

der.

Carl schüttelte den Kopf. »Nein. Aber sehen Sie mal, wir haben zwei Sachen, die wir Ihnen gern zeigen möchten, ehe wir fortfahren. Leo habe ich sie schon gezeigt.« Er hielt Andersson ein Foto von Arne Knudsens Leiche auf einem der Stahltische in der Rechtsmedizin vor die Nase.

»Pfui Teufel«, rutschte es Benny heraus, als er den Mann mit dem vollständig zerquetschten Unterleib sah. Wer nicht schon vorher wusste, was er da sah, hätte es unmöglich erkennen können.

»Und dann dieses Foto. Das habe ich vor einer halben Stunde bekommen.« Carl zückte sein Handy und zeigte Andersson das Foto von Rose.

Während sein Blick auf dem gequälten Gesicht verweilte, tastete Benny Andersson nach der Packung Zigarillos. Das haute echt rein. »Ist das Rose?«, fragte er schließlich erschüttert.

»Ja. Die Zeit zwischen diesen beiden Fotos war für sie ein einziger langer Albtraum, wie Sie sehen. Siebzehn Jahre lang hat sie Tag für Tag das Bild ihres getöteten Vaters vor Augen gehabt. Und über all die Jahre hinweg hat sie sich

die Schuld an seinem Tod gegeben. Momentan ist sie in einem außerordentlich kritischen Zustand: psychisch und physisch. Und es liegt in Ihrer Macht, ihr zu helfen. So zu helfen, dass sie aus den tiefsten Tiefen ihres inneren Dunkels zurück an die Oberfläche kommen kann. Sehen Sie sich dieses Gesicht an und sagen Sie mir: Verstehen Sie jetzt, worum es hier geht?«

Benny und Leo zogen sich zurück, und als sie nach fünf Minuten wiederkamen, wirkte keiner der beiden so, als käme er

mit der Situation auch nur annähernd zurecht.

Leo fing an.

»Wir haben uns darauf geeinigt zu sagen, dass wir nicht bereuen, woran wir mitgewirkt haben, und ich bin sicher, dass das auch für die anderen gilt. Nur dass Sie es wissen. Arne Knudsen war eine Pestbeule, und die Welt ist ohne ihn besser dran.«

Carl nickte. Er hatte zwei verdammt selbstgerechte Männer vor sich, die nicht nur einen Mord begangen, sondern auch Rose das Leben zerstört hatten. Ihre abscheuliche, eigenmächtig angezettelte

»Bestrafung« war durch nichts zu rechtfertigen, aber das würde Carl ihnen tunlichst nicht auf die Nase binden, denn das würde Rose auch nicht weiterhelfen.

»Sie werden von mir jetzt nicht hören, dass das, was Sie getan haben, in irgendeiner Weise in Ordnung gewesen ist. Aber ein Versprechen ist ein Versprechen.«

»Es fällt mir nicht leicht, das zu sagen, aber Rose war unser nützlicher Idiot, auch wenn das jetzt schlimmer klingt, als es eigentlich gemeint ist«, begann Benny. »Unter anderem deshalb war ich anfangs dagegen, denn meine

Beziehung zu ihr war persönlicher als die der anderen. Aber als Arne anfing, die Luft um uns herum zu verpesten, gab ich nach. Sie können sich nicht vorstellen, wie unerträglich er sein konnte.«

Doch, das konnte Carl sehr gut. »So, und jetzt rücken Sie endlich raus damit, wir haben nicht den ganzen Tag Zeit, wir haben gleich einen Termin in der Stadt«, drängte er. »Was genau ist damals geschehen?«

»Okay. Also, bei Rose, und nur bei ihr, konnte sich ihr Vater dermaßen aufregen, dass er nichts anderes mehr

wahrnahm. Er geilte sich daran so auf, dass man hätte meinen können, dass ihm dabei einer abging«, sagte Leo Andresen.

»Wir haben uns den Plan zu fünft ausgedacht«, schaltete sich Benny Andersson ein. »Leo war an dem Tag nicht bei der Arbeit, aber zufällig«, bei dem letzten Wort malte er Anführungszeichen in die Luft, »tauchte er kurz nach dem Unfall auf.«

»Ich hab dafür gesorgt, dass mich niemand von der Wache sah, und anschließend war ich genauso schnell wieder verschwunden«, ergänzte Leo.

»Sinn und Zweck meines Auftauchens: Ich habe sämtliche Daten bezüglich der Stromunterbrechung gelöscht. Einer unserer Kollegen war instruiert worden, den Strom in haargenau dem Augenblick auszuschalten, in dem er auf seinem Beeper Bescheid bekam. Unser Problem war nämlich nicht die Stromunterbrechung an sich, sondern das exakte Timing.«

»Wir hatten vereinbart, dass einer unserer Vorarbeiter, der leider nicht mehr unter uns weilt, unmittelbar vor dem Unfall Roses Vater erzählen sollte, Rose habe schlecht über ihn geredet.

Was sie sich in Wirklichkeit nie getraut hätte«, sagte Benny. »Ihr Vater war also schon auf hundertachtzig, als der Mann, der den Portalkran in der alten Halle steuerte, das Zeichen gab. Da ging Benny zu Rose und erklärte ihr, dass sie ihrem Vater einen kleinen Streich spielen wollten. Sie müsste nur dafür sorgen, an einer bestimmten Stelle in Halle W15 neben dem Band zum Stoßofen zu stehen, wenn ihr Vater anfing, sie zu beschimpfen. Über einen Beeper würde man ihr signalisieren, wann sie dorthin gehen sollte. Mehr wusste sie nicht. Schon gar nicht, was der Streich in

letzter Konsequenz bedeutete. Wir anderen nannten es ein Unglück und beteuerten, dass wir das nicht gewollt hätten, aber Rose ging völlig in die Knie«, schloss Leo.

»Sie waren also zu fünft?«

»Ja, fünf Kollegen und Rose.«

Assad schien mit der Erklärung nicht zufrieden zu sein. »Ich verstehe es nicht ganz, Leo. Bei unserem letzten Treffen sagten Sie, Sie glaubten nicht daran, dass es sich um ein Unglück handele. Sie deuteten an, dass die Stromunterbrechung vorsätzlich und geplant gewesen sei. Warum haben Sie

nicht einfach den Mund gehalten? Sie hätten sich doch denken können, dass wir das nicht auf sich beruhen lassen konnten?«

Er senkte den Kopf. »Mir kann nichts Besseres passieren, als dass endlich alles ans Licht kommt – ohne dass wir eine Strafverfolgung befürchten müssen. Sie glauben vielleicht, Rose habe nach dem Vorfall als Einzige gelitten, aber dem ist nicht so. Ich hab viele Jahre lang nicht schlafen können, und auch die anderen bekamen Probleme. Das Gewissen meldet sich ja auf unterschiedlichste Weise, wenn es nicht

rein ist. Ich habe es irgendwann meiner Frau erzählt, und die anderen haben Ähnliches getan. Benny wurde geschieden, und Sie sehen ja, wohin das geführt hat.« Er deutete auf den ganzen Dreck und Plunder, was Benny aber nicht zu berühren schien. »Und der Werkführer, eigentlich ein ordentlicher, braver Mann, nahm sich schließlich das Leben. Man kommt bei so etwas nicht ungeschoren davon. Und als Sie schließlich auftauchten, zogen die Gewissensqualen in die eine Richtung und die Hoffnung, ungestraft davonzukommen, in die andere.« Er sah

sie flehend an. »Können Sie das nachvollziehen?«

»Können wir«, sagte Assad kurz. Er sah zur Seite, als müsse er Abstand bekommen, dann wandte er sich abrupt an die beiden Männer. »Wie sollen wir Rose die Last der Schuld von den Schultern nehmen? Haben Sie einen Vorschlag?«

Als hätte er auf das Stichwort gewartet, stand Benny Andersson auf, drückte sich zwischen zwei mannshohen Stapeln mit Zeitungen und Plunder hindurch und zog eine Kommodenschublade auf, aus der

irgendwelche Schachteln und Plastikverpackungen hervorquollen.

Er wühlte eine Weile in dem Mist herum, nahm dann ein kleines Teil heraus und legte es Carl in die Hand.

»Hier«, sagte er. »Das ist der Beeper, den Rose an dem Tag bei sich trug. Sie hat ihn fallen lassen, als sie sah, wie ihr Vater zermalmt wurde. Wenn Sie ihr den geben und von Benny Andersson grüßen, dann können Sie ihr den Rest der Geschichte doch selbst erzählen, oder?«

55

Dienstag, 31. Mai 2016

»Olaf Borg-Pedersen hier«, sagte die Stimme am Telefon.

Assad verdrehte die Augen.

»Tut mir leid, Borg-Pedersen«, sagte Carl. »Aber wir können jetzt nicht sprechen.«

»Von Lars Bjørn weiß ich, dass Sie eine ganze Menge Zeug erledigt haben.

Deshalb hätten wir gern noch ein paar Bilder im Kasten, während Sie und Assad unseren Zuschauern erklären, was seit dem letzten Mal passiert ist.«

Dieser Bjørn ließ echt nicht locker.

»Okay. Aber es muss auf jeden Fall bis morgen warten.«

»Morgen senden wir den Bericht, und wir brauchen ein paar Stunden zum Redigieren und Schneiden, deshalb …«

»Wir werden sehen«, sagte Carl und wollte auflegen.

»Uns ist zu Ohren gekommen, dass die Besitzerin des gestrigen Unfallwagens ihr Auto als gestohlen

gemeldet hat. Deshalb haben wir versucht, Anne-Line Svendsen für einen Kommentar zu Hause zu kontaktieren, aber dort ist sie nicht. Und auf ihrer Arbeitsstelle sagen sie nur, sie sei krankgemeldet. Sie wissen nicht zufällig, wo sie sich aufhält?«

»Von wem sprechen Sie?«

»Von der, der das eine Unfallauto gehört, dieser Ford Ka.«

»Nein, wir wissen nicht, wo die sich aufhält. Und wie Sie schon sagen: Der Wagen ist als gestohlen gemeldet worden.«

»Ja, ja. Aber, Carl Mørck, wir

arbeiten doch fürs Fernsehen, und deshalb brauchen wir Bilder und Interviews. Wenn die Verbrechen gewöhnliche Menschen betreffen, wie im Fall von Anne-Line Svendsen, die ihr Auto bei einem so schrecklichen Unfall verloren hat, interessiert das unsere Zuschauer immer sehr. Anne-Line Svendsen ist doch auch eine Art Opfer, nicht wahr?«

Assad schüttelte resigniert den Kopf. Mit einer Geste quer über den Hals bedeutete er Carl, das Gespräch zu beenden.

»Sobald wir was epochal Neues

haben, Herr Borg-Pedersen, rufen wir Sie als Allerersten an.«

Carls und Assads Blicke trafen sich und sie mussten laut lachen. Für wen zum Teufel hielt der Mann sich eigentlich?

Dann steckte Carl das Handy in die Tasche. Überrascht sah er über den Blegdamsvej hinüber zu dem riesigen Neubau beim Rigshospital. War es tatsächlich so lange her, dass er zuletzt hier entlanggefahren war?

»Wo ist denn die Klinik für Strahlentherapie geblieben, der Eingang sollte doch gleich da drüben sein?« Er

deutete auf ein Durcheinander aus Bauwagen und Bauzäunen.

»Ich glaube, irgendwo in dem Wirrwarr, ich sehe jedenfalls ein Schild«, sagte Assad.

Carl scherte in eine der schrägen Parkbuchten ein und hielt halb auf dem Bürgersteig.

»Wir liegen gut in der Zeit, die Svendsen kommt erst in einer Viertelstunde.« Er sah auf die Uhr. »Du wirst sehen, das wird ein Kinderspiel. Wir werden sie uns schnappen wie ein blindes Huhn.«

Sie suchten sich ihren Weg in das

Bauwagenlabyrinth, immer den Schildern »Treppenhaus 39« und »Eingang Strahlentherapie« nach.

»Bist du schon mal hier gewesen, Carl?« Assad fühlte sich sichtlich unwohl, als sie die breite Wendeltreppe zum zwei Etagen tiefer liegenden Zentrum für Strahlentherapie hinabstiegen. Carl konnte das nachvollziehen. Das Wort »Krebs« hing wie eine Drohung in der Luft.

»Hierher kommt man nur, wenn man unbedingt muss«, antwortete er. Und hoffte, dass das nie nötig sein würde.

Er drückte die automatische

Türöffnertaste an der Wand und sie betraten den weiträumigen Empfangsbereich. Hätte man den Grund ausblenden können, weshalb die Leute hier waren, hätte man es fast behaglich finden können. Ein großes Aquarium nahm die ganze Wand ein, die Betonsäulen waren mintgrün gestrichen und die Bepflanzung, auf die durch einen Lichtschacht Sonnenstrahlen fielen, war üpppig und äußerst geschmackvoll. Carl und Assad gingen zur Empfangstheke.

»Guten Tag«, begrüßte er eine der Krankenschwestern und zeigte ihr seine Polizeimarke. »Wir kommen vom

Sonderdezernat Q des Polizeipräsidiums und sind hier, um eine Ihrer Patientinnen festzunehmen, die in wenigen Minuten einen Termin hat. Das wird völlig undramatisch vor sich gehen, es wird keine Unruhe entstehen. Aber uns lag daran, Sie und den Stationsarzt vorab zu informieren.«

Der Blick der Krankenschwester sprach Bände: Er solle sich unterstehen, ihre Patienten zu belästigen.

»Ich möchte Sie bitten, das außerhalb der Abteilung für Strahlentherapie durchzuführen«, sagte sie. »Unsere Patienten befinden sich in einer

kritischen Situation. Wenn Sie bitte so freundlich sein wollen.«

»Tut mir leid, ich fürchte, es geht nicht anders. Wir können nicht riskieren, dass uns die Patientin entdeckt.«

Die Schwester ging zu einer Kollegin, und die zwei berieten sich flüsternd. Eine von beiden griff zum Hörer, vermutlich, um sich beim Stationsarzt rückzuversichern.

Schließlich wandte sich die Kollegin an Carl und Assad. »Um welche Patientin handelt es sich denn?«

»Anne-Line Svendsen. Sie hat um 13 Uhr einen Termin.«

»Frau Svendsen ist schon in Behandlung. Wir hatten eine Absage, deshalb haben wir sie vorgezogen, als sie sich gemeldet hatte. Sie ist in Raum zwei. Ich muss Sie bitten, hier zu warten. Ich schlage vor, Sie stellen sich drüben an die Eingangstür und tun dann diskret, was Sie tun müssen.«

Sie deutete auf die Tür, durch die sie gekommen waren.

Zehn Minuten vergingen, in denen ihnen die Schwestern regelmäßig strenge Blicke zuwarfen. Vielleicht hätte er ihnen den Grund für die Verhaftung sagen sollen? Ob man sie dann etwas

freundlicher behandelt hätte?

Er hing diesem Gedanken noch nach, als Anne-Line Svendsen mit einer großen Leinentasche über der Schulter Raum zwei verließ und direkt auf den Ausgang zustrebte. Eine absolute Nullachtfünfzehn-Frau mit ungepflegten Haaren und ohne jegliche Ausstrahlung. Eine, an der man auf der Straße vorbeigehen würde, ohne sie zu bemerken. Wie viele Menschenleben sie auf dem Gewissen hatte, wussten sie zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht genau, aber fünf waren es mindestens.

Anne-Line Svendsen sah sie direkt

an, ohne zu ahnen, wer sie waren. Und hätte nicht diese Unruhe hinter der Empfangstheke geherrscht und hätten die Krankenschwestern nicht ständig nervöse Blicke zu Carl und Assad geworfen, wäre wahrscheinlich auch alles glatt über die Bühne gegangen.

So aber blieb sie zehn Meter entfernt stehen und blickte stirnrunzelnd zwischen der Empfangstheke und Carl und Assad hin und her.

Assad wollte schon auf sie zugehen, aber Carl hielt ihn auf. Sie hatte Menschen erschossen, und so wie sie jetzt aussah, würde sie das wieder tun.

Langsam zog er seine Marke aus der Tasche und hielt sie hoch, sodass Anne-Line Svendsen sie auch aus der Distanz sehen konnte.

Da geschah das Unerwartete, und die Svendsen lächelte sie an.

»Ach, haben Sie mein Auto gefunden?« Mit einem Blick, der wohl Erleichterung oder erwartungsvolle Freude ausdrücken sollte, trat sie näher. »Wo war es denn? Ist es in Ordnung?«

Was für eine Show. Nur leider etwas zu dick aufgetragen – so zu tun, als nehme sie ernsthaft an, die Polizei würde sie an einem solchen Ort über ihr

wiedergefundenes Auto informieren! Für wie blöd hielt sie sie eigentlich, wenn sie meinte, sie würden ihr diese Naivität abkaufen?

»Ja, dann sind Sie also Anne-Line Svendsen? Es handelt sich um einen Ford Ka, blauschwarz«, ging Carl auf das Spiel ein, um sie näher heran zu locken. Dabei achtete er auf die kleinste Bewegung ihrerseits. Was machte ihre Hand in der Leinentasche? War der Quatsch, den sie von sich gab, nur gedacht, um sie abzulenken?

Carl trat ein paar Schritte vor, um sie zu ergreifen, aber diesmal hielt Assad

ihn zurück.

»Carl, ich glaube, wir lassen sie besser gehen«, sagte er und nickte in Richtung des keulenartigen Teils, das sie aus ihrer Tasche geholt hatte und demonstrativ in die Höhe hielt.

Carl blieb stehen. Jetzt sah er, dass sie langsam an etwas zog, das aus dem hölzernen Schaft baumelte. Es dauerte eine Weile, bis ihm dämmerte, dass es sich um eine alte Handgranate handelte. Assad hatte da offenbar schneller geschaltet.

»Sehen Sie das hier?«, fragte sie und drehte eine kleine weiße Porzellankugel

zwischen ihren Fingern. »Wenn ich daran ziehe, dann haben wir hier innerhalb von vier Sekunden ein Schlachthaus. Also: Weg von der Tür!«, befahl sie und ging selbst zu dem automatischen Türöffner an der Wand. Sie drückte die Taste, und die Glastür öffnete sich.

»Wenn Sie den Versuch machen, sich mir zu nähern, werfe ich Ihnen das Ding vor die Füße. Sie gehen nicht nach oben, sondern bleiben hier, bis Sie ganz sicher sind, dass ich weg bin. Falls Sie zu früh hochgehen, könnte es sein, dass ich oben am Eingang auf Sie warte.«

Sie meinte es ernst, daran bestand nicht der geringste Zweifel. Die Frau, äußerlich so mausgrau, war innerlich eine lodernde Hölle, ein wandelnder Abgrund. In ihren Augen flackerte der Wahnsinn, blitzten Kompromisslosigkeit und Kälte. Mitleid und Angst suchte man darin vergebens. Dieser Frau war alles zuzutrauen.

»Aber Frau Svendsen, wo wollen Sie denn hin?«, fragte Carl. »In ganz Dänemark wird nach Ihnen gesucht. Sie werden sich nirgendwo unerkannt aufhalten können, egal, wie sehr Sie Ihr Erscheinungsbild auch verändern. Sie

werden keine öffentlichen Verkehrsmittel benutzen, keine Grenze überqueren, sich in keinem Sommerhaus verstecken können. Sie werden sich nirgends mehr sicher fühlen. Warum nicht einfach die Kugel loslassen? Dann wer…«

»HALT!«, brüllte sie und schreckte damit auch den letzten ahnungslosen Patienten in dem weiträumigen Empfangsbereich auf.

Dann drückte sie noch einmal die automatische Türöffnertaste und trat ins Treppenhaus.

»Wenn mir jemand folgt, ist er in zwei Sekunden tot. Mir ist es egal, wie

viele Leute hier in die Luft fliegen. Verstanden?«

Und im selben Moment war sie verschwunden.

Carl nahm sein Handy und gab Assad ein Zeichen, er solle die Glastür öffnen, damit sie ihr folgen konnten.

Sekunden später hatte Carl das Präsidium in Alarmbereitschaft versetzt und legte auf.

Sie hörten ihre Schritte oben im Treppenhaus, und als die verklungen waren, nickten sie sich zu und nahmen immer zwei Stufen auf einmal.

Oben sahen sie durch die Glastüren

des Haupteingangs auf einen grünen Bauzaun und einen blauen Container – aber von Anne-Line Svendsen keine Spur.

Carl zog seine Pistole. »Assad, du bleibst hinter mir. Wenn ich sie in Schussnähe bekomme, versuche ich ihre Beine zu treffen.«

Assad schüttelte den Kopf. »Carl, du sollst nicht versuchen zu treffen, du *musst* treffen. Gib sie mir.« Und schon packte er den Lauf der Waffe und zog sie Carl vorsichtig aus der Hand. »Ich versuche nicht erst, ich treffe«, sagte er ruhig.

Was zum Teufel sollte das denn heißen? War er jetzt auch noch Scharfschütze?

Dann traten sie durch die Eingangstür auf den Vorplatz, der auf der einen Seite vom Bauzaun, auf der anderen von einer niedrigen Steinmauer eingegrenzt war. Anne-Line Svendsen war weit und breit nicht zu sehen. Dafür aber jemand anders, mit dem sie nun gar nicht gerechnet hatten: Olaf Borg-Pedersen. Der lehnte lässig am Bauzaun und lächelte ihnen entgegen, während sein Kameramann und sein Tontechniker Aufnahmen machten.

»Ein paar nette Worte und ein kleines Scheinchen, und schon gab uns die Sekretärin den Tipp, dass wir Sie vielleicht hier antreffen …«

»Hauen Sie ab!«, rief Assad, und das taten sie, sobald sie die Pistole erblickten, die er auf sie richtete.

Carl und Assad rannten zu der Stelle, wo der Bauzaun einen Knick machte, und spähten um die Ecke. Da war die Svendsen, am anderen Ende des Zauns. In einem Handgemenge mit einer älteren Frau, die gerade ihr Fahrrad abstellen wollte.

»Sie nimmt sich das Rad!«, rief Carl.

»Dann ist sie weg.«

Carls Lungen pfiffen, als sie am Ende des Bauzauns ankamen und auf die wartenden Taxen, den Verkehr auf dem Blegdamsvej und die vielen erschrockenen Leute starrten, die aus dem Rigshospital kamen und sich plötzlich einem wild entschlossen wirkenden Mann mit Schusswaffe in der Hand gegenübersahen. Manche schrien auf und flüchteten zur Seite, andere blieben wie gelähmt stehen.

»Polizei!«, rief Carl und rannte zusammen mit Assad auf die Fahrbahn.

Von hinten folgte ihnen im Laufschritt

Borg-Pedersen, der seinem Team zurief, sie sollten ja draufhalten, eine bessere Live-Action würden sie nicht bekommen.

»Da hinten«, konstatierte Assad und deutete auf eine Nebenstraße, circa hundert Meter weiter zur Ryesgade hin.

In dem Moment blieb die Svendsen an der Straßenecke stehen, starrte sie herausfordernd an und brach in ein total irres Lachen aus. Offenbar wähnte sie sich in Sicherheit.

»Triffst du sie auf die Entfernung?«

Assad schüttelte den Kopf.

»Was macht die da?«, fragte Carl.

»Steht die da etwa und wedelt mit der Handgranate?«

Assad nickte. »Ich glaube, sie will uns sagen, dass das nur eine Attrappe ist. Dass wir drauf reingefallen sind. Schau, jetzt nimmt sie die Kugel und lässt die Granate fallen. Shit, Carl, das war wirklich nur ein Fake, das …«

Die Explosion brachte sämtliche Fensterscheiben der umliegenden Häuser zum Bersten. Sie war zwar nicht ohrenbetäubend, aber doch so laut, dass die Taxifahrer auf dem Halteplatz neben ihren Autos instinktiv auf die Knie gingen und sich entsetzt umsahen.

Wie ein Atompilz stieg über dem Blegdamsvej eine Wolke aus Geldscheinschnipseln auf – und aus Teilen dessen, was einmal ein Mensch gewesen war. Hinter sich hörte Carl den unsäglichen Borg-Pedersen zufrieden seufzen. Der Kameramann von Station 3 hatte alles im Kasten.

Epilog

Dienstag, 31. Mai 2016

Hinter seinem roten Bart sprühte Olaf Borg-Pedersen Funken vor Zorn, als ihm Lars Bjørn unmissverständlich mitteilte, Station 3 würde niemals die Erlaubnis bekommen, die Aufnahmen der letzten halben Stunde zu zeigen. Und wenn sie alles durchziehen müssten, Ombudsmann, interne Untersuchungen,

Presserat, Gerichtsbeschluss, diverse politische Streitereien und noch allen möglichen Ärger mehr: Station 3 hätte die Speicherkarte abzuliefern, und zwar unverzüglich.

Carl musste grinsen. Also kannte Lars Bjørns Bereitschaft zur Zusammenarbeit doch Grenzen. Ob er dabei an die Reaktionen von Chefpolizeiinspektor und Pressechef gedacht hatte, wenn die dem dänischen Fernsehpublikum erklären müssten, wieso mit Assad ein nicht autorisierter Angehöriger der Polizei ein Fernsehteam mit einer Pistole an der Ausübung ihres Jobs

gehindert hatte, unmittelbar bevor es Geldscheine und Leichenteile zu regnen begann?

»Habt ihr James Frank und Birgit Zimmermann festgenommen?«, flüsterte er.

Bjørn nickte.

»Und sie haben gestanden? «

Wieder nickte er.

»Dann besänftige doch Borg-Pedersen, indem du ihm die beiden Fälle auf dem Silbertablett servierst. Zwei aufgeklärte Morde sind doch besser als nichts.«

Bjørn kniff die Augen zusammen und

winkte dann den Fernsehmann wieder zu sich. »Ich hab einen Vorschlag für Sie, Borg-Pedersen.«

Assad und Carl drehten sich um und ließen das gewaltige Gebäude des Rigshospitals auf sich wirken.

»Gehen wir einfach zu ihr nach oben?«, fragte Assad.

Carl hatte keine Ahnung. Gerade waren sie gezwungen gewesen, undefinierbare menschliche Überreste als derjenigen zugehörig zu identifizieren, die sie eben noch verfolgt hatten. Und gleich würden sie sich

konfrontieren müssen mit einem Menschen, den sie liebten, von dem aber nur noch ein Schatten seiner selbst übrig war.

Schweigend fuhren sie mit dem Aufzug nach oben. Sie versuchten, sich auf das einzustellen, was sie jetzt erwarten mochte.

Gordon war blasser denn je, als er sie an der Aufzugstür begrüßte. Dafür wirkte er zum ersten Mal erstaunlich erwachsen.

»Wie sieht es aus?«, fragte Carl widerstrebend, so sehr grauste ihm vor der Antwort.

»Ich glaube nicht, dass sie euch zu ihr lassen.« Gordon deutete auf den Gang der Intensivstation. »An den Monitoren vor ihrem Zimmer sitzen zwei Krankenschwestern und ein Arzt. Die müsst ihr fragen. Rose liegt im ersten Raum.«

Carl klopfte vorsichtig an die Scheibe zum Überwachungsraum und hielt seine Polizeimarke gegen das Glas.

Sofort kam eine Krankenschwester heraus. »Sie können Rose Knudsen nicht vernehmen, sie halluziniert stark.«

»Wir kommen nicht, um sie zu vernehmen. Sie ist eine enge und liebe

Kollegin. Ihre Schwestern haben uns eine Vollmacht erteilt, dass wir auskunftsberechtigt sind. Wir sind hier, um ihr etwas sehr Wichtiges zu erzählen, von dem wir glauben, dass es ihr helfen kann.«

Die Schwester runzelte auf diese professionelle Art die Stirn, wie nur Menschen es vermögen, die über Schicksale gebieten. »Ich glaube kaum, dass wir das in diesem kritischen Stadium zulassen können. Bitte warten Sie außerhalb der Station, bis ich zu Ihnen komme. Ich muss mich zuerst mit meinen Kollegen beraten. Aber machen

Sie sich nicht allzu viel Hoffnung.«

Carl nickte. Eben gerade hatte er für einen kurzen Moment Roses Gesicht dort drinnen auf dem Kissen sehen können.

»Komm, Carl«, sagte Assad und zog ihn mit sich. »Im Augenblick kannst du nichts tun.«

Dann saßen sie alle drei eine gefühlte Ewigkeit nebeneinander und schwiegen, während der Aufzug rauf- und runterfuhr und die vielen weiß bekittelten Menschen unermüdlich weiter um das Leben der ihnen anvertrauten Patienten kämpften.

»Carl«, hörte er eine Stimme über

sich. Er war schon bereit, aufzustehen und das Urteil der Krankenschwester anzuhören, aber als er den Kopf hob, sah er in Monas schönes Gesicht. Ihre Augen glänzten. Waren das Tränen?

»Ich war vorhin schon mal hier und habe gehört, dass Rose da ist«, sagte sie leise. »Du hast sie also gefunden.«

»Wir drei haben sie gefunden«, präzisierte er und nickte seinen beiden Kollegen zu. »Aber ich fürchte, die lassen uns nicht zu ihr. Dabei haben wir etwas dabei, was ihr sehr helfen könnte, glaube ich.« Er versuchte zu lächeln, schaffte es aber nicht. »Ich weiß, dass

ich dich nicht fragen sollte. Aber könnte es nicht sein, dass sie auf dich hören, weil du Psychologin bist und den Fall kennst? Kannst du denen da drinnen nicht vielleicht sagen, dass wir Rose nur Gutes wollen und dass das, was wir uns überlegt haben, ihr wirklich helfen kann? Würdest du das für uns tun, Mona?«

Sie stand ganz ruhig da und sah ihm in die Augen. Dann nickte sie und strich ihm so sanft über die Wange, dass es kaum zu fühlen war.

Carl schloss die Augen und sank auf seinen Stuhl zurück. Die Berührung weckte so viele Gefühle, aber

erstaunlicherweise vor allem Trauer und eine ihm unerklärliche Wehrlosigkeit. Dann spürte er eine Hand auf seiner. Erst da merkte er, dass er stoßweise atmete. Nachdem ihm die Entwicklungen der letzten Tage geistig und emotional extrem zugesetzt hatten, drehte nun auch sein Körper durch und reagierte mit Erschütterung und einem Gefühl, als stünde seine Haut in Flammen.

»Du musst nicht weinen«, versuchte Assad ihn zu trösten. »Mona kriegt das schon hin.«

Carl öffnete die Augen und sah die Welt durch einen Film aus Tränen, der

alles unwirklich machte. Er tastete in seiner Tasche nach dem Beeper und reichte ihn Assad. »Ich kann nicht«, sagte er. »Wenn sie es uns erlauben, kannst du dann reingehen und ihr alles erzählen?«

Assad starrte den Beeper an, als wäre er ein heiliger Kelch, der sich in Luft auflösen würde, wenn er ihn berührte. Er versuchte die Tränen wegzublinzeln, und seine Wimpern wirkten auf einmal unglaublich lang, das war Carl noch nie so aufgefallen.

Da ließ Assad Carls Hand los. Er richtete sein Hemd, strich sich ein

paarmal über das krause Haar und ging dann auf den Eingang der Intensivstation zu. Einen Moment blieb er vor der Tür stehen, als müsse er sich zusammennehmen, dann verschwand er nach drinnen.

Von dort war gedämpft ein Wortwechsel zu hören und Monas sanfte Stimme, die sich darüberlegte und offenbar irgendeine Unstimmigkeit ausglich. Dann war es still.

Nach einer Weile standen Gordon und Carl wie auf ein unsichtbares Zeichen hin auf. Sie tauschten einen Blick, um sich gegenseitig zu stützen,

und betraten gemeinsam die Intensivstation. Durch die Glasscheibe konnten sie Monas Rücken in dem Raum mit den Monitoren sehen, aber Assad war nicht dort.

»Komm, Carl«, sagte Gordon. »Ich glaube schon, dass wir jetzt reingehen können.«

Reglos standen sie einen Augenblick in der Tür des Überwachungsraums, und als niemand reagierte, traten sie leise ein.

Durch die zweite Scheibe, die den Überwachungsraum von Roses Zimmer trennte, sahen sie deutlich, was gerade

geschah. Die Krankenschwester, die sie eben noch abgewiesen hatte, stand zusammen mit Assad an Roses Bett und beobachtete genau, was Assad tat. Der hatte den Blick fest auf Rose gerichtet, und seine Lippen bewegten sich unaufhörlich. In seinem Gesicht spiegelten sich alle möglichen Gemütsbewegungen, seine Augen kommunizierten genauso intensiv wie seine gestikulierenden Hände. Seine Schilderung der Ereignisse vom 18. Mai 1999 wurde zu einer emotionalen Pantomime, die Carl durch die Glasscheibe eindeutig dechiffrieren

konnte. Assad wirkte unglaublich geduldig in seinem Bericht, die Krankenschwester stand nickend daneben und sah ihn an, als habe er sie verzaubert.

Nach einer ganzen Weile hielt er Rose den Beeper hin, und Carl sah, wie gerührt die Krankenschwester von seiner Sanftheit und Fürsorge war.

Und plötzlich passierte etwas, das Mona nach Luft schnappen und Gordon sich an Carls Schulter abstützen ließ.

Auf dem Monitor sah man, wie Roses Puls unvermittelt anstieg und wie sie ihren Arm zwei, drei Zentimeter von der

Bettdecke hob. Es war deutlich zu erkennen, dass sie mehr nicht schaffte, aber da nahm Assad ihren Arm und legte ihr den Beeper in die ausgestreckte Hand.

Dort lag er eine Weile, bis Assad mit seinen Ausführungen fertig war.

Da krümmten sich Roses Finger fast unmerklich um den Beeper, während ihr Arm zurück auf die Bettdecke sank. Der Arzt und die Krankenschwestern starrten zum Monitor, auf dem Roses Pulskurve langsam und gleichmäßig wieder abflachte.

Alle Anwesenden im

Überwachungsraum nickten sich zu – es wirkte fast so, als seien sie gerade erlöst worden.

Als Assad ins Wartezimmer wankte, schien er kurz vorm Kollabieren. Mona nahm ihn lange und fest in den Arm. Er ließ sich auf einen Stuhl fallen und sah aus, als könnte er auf der Stelle einschlafen.

»Hat sie alles verstanden?«, fragte Carl ihn.

Assad wischte sich über die Augen. »Ich hätte nie geglaubt, dass sie so schwach sein würde, Carl. Ich hatte die

ganze Zeit Angst, dass ich sie verlieren würde. Dass sie ihre Augen schließen und nie mehr aufmachen würde. Ich hatte solche Angst, ich kann's dir gar nicht beschreiben.«

»Wir haben gesehen, wie sie den Beeper genommen hat. Glaubst du, sie hat verstanden, was der für eine Bedeutung hat? Dass die anderen ihr Vertrauen missbraucht haben? Dass er ein Symbol für ihre Unschuld ist?«

Assad nickte. »Sie hat alles verstanden, Carl. Sie hat die ganze Zeit geweint, und ich hab mich kaum getraut weiterzureden, aber die

Krankenschwester hat mir immerfort zugenickt, und da hab ich ihr einfach alles erzählt.«

Carl sah Mona an. »Hat Rose eine Chance, was meinst du?«

Sie lächelte, während ihr die Tränen über die Wangen liefen. »Ich weiß nicht, wie es um ihren körperlichen Zustand bestellt ist. Aber ihr habt uns allen Hoffnung gemacht, Carl. Jetzt muss die Zeit es erweisen. Doch, ja, ich glaube, dass es ihr psychisch langsam besser gehen kann.«

Er nickte. Klar, er wusste doch, dass Mona keine war, die leichtfertig die

Realität beschönigte.

Plötzlich entwich Mona ein leises Stöhnen und ihr Gesicht verzog sich zu einer Maske des Schmerzes, wie er es noch nie bei ihr gesehen hatte. Und da fiel es ihm wieder ein. Warum hatte er sich nicht schon vorhin danach erkundigt?

»Warum bist du eigentlich hier, Mona? Ist es deine Tochter?«

Sie blickte weg und blinzelte, presste dabei die Lippen fest aufeinander. Dann nickte sie und sah ihm in die Augen.

»Halt mich fest, Carl«, sagte sie nur.

Und Carl wusste: Wenn sie ihn jetzt

darum bat, würde er sie ganz nah, ganz fest und sehr lange halten müssen.

Dank

Dank an meine Frau und mein Soulmate Hanne für ihre liebevolle Unterstützung und ihre souveränen Kommentare.

Dank an Linda Lykke Lundgaard für Inspiration und Fachwissen zum Thema des Romans.

Dank an Henning Kure für den guten Überblick und die blitzschnelle Vorredaktion.

Dank an Elisabeth Ahlefeldt-Laurvig für Recherche, Umsichtigkeit und Geistesgegenwart.

Dank auch an Elsebeth Wæhrens und Eddie Kiran, Hanne Petersen, Micha Schmalstieg und Karlo Andersen für ihre klugen Vorab-Korrekturen.

Ein besonderer Dank gilt meiner unentbehrlichen Partnerin im Politikens Forlag, meiner Lektorin Anne C. Andersen, für ihre Loyalität, ihren Enthusiasmus, ihren hellwachen Blick und ihre absolute Kompromisslosigkeit.

Ebenso möchte ich mich bei Lene Juul und Charlotte Weiss vom Politikens

Forlag für ihre Geduld und ihren unerschütterlichen Glauben an mich bedanken, bei Helle Wacher für die PR-Arbeit und bei Gitte und Peter Q. Rannes und dem Dänischen Schriftsteller- und Übersetzerzentrum Hald für die Gastfreundschaft während des Schreibprozesses.

Bei Polizeikommissar Leif Christensen bedanke ich mich wie immer für die polizeirelevanten Korrekturen.

Und bei Kjeld S. Skjærbæk dafür, dass er uns unseren Alltag erleichtert und verschönert hat.

Nya Guldberg danke ich für unsere langjährige Zusammenarbeit und Rudi Rasmussen dafür, dass er mich »adoptiert« hat.

Dank an Laura Russo und ihre wunderbaren Kollegen in Bilbao, Madrid und Barcelona für ihre Hilfe während schwieriger Umstände.

Johan Daniel »Dan« Schmidt und Daniel Struer danke ich für ihre IT-Unterstützung.

Bei Benny Thøgersen und Lina Pillora bedanke ich mich dafür, dass sie mir in Rørvig eine neue Schreibumgebung geboten haben.

Bei Ole Andersen, Abelone Lind Andersen und Pelle Dresler für die interessante Führung durch das Stahlwalzwerk und die Erklärungen zu den dortigen Arbeitsabläufen.

Tina Wright, Zainap Holm und Erik Pedersen danke ich für vertiefende Details.

Dank auch an Eva Marcussen, die mich durch eine Wohnung in der Siedlung Sandalspark in Stenløse geführt hat, und an Malene Thorup und Cecilie Petersen von der Ausländerbehörde.

Jussi Adler-Olsen wurde 1950 in Kopenhagen geboren. Mit seiner Thriller-Serie um Carl Mørck vom Sonderdezernat Q und seinen Romanen ›Das Alphabethaus‹, ›Das Washington-Dekret‹ und ›Takeover‹ stürmt er die internationalen Bestsellerlisten. Seine preisgekrönten Bücher erscheinen in über 40 Ländern und werden mehrfach verfilmt.

www.adler-olsen.de

In einem Park in Kopenhagen wird eine alte Frau ermordet aufgefunden. Fast zeitgleich begibt sich ein durchgedrehter Autofahrer auf die tödliche Jagd nach jungen Frauen. Irgendwo da draußen, so hat es den Anschein, werden weitere perfide Morde geplant. Steht all dies womöglich im Zusammenhang mit einem lange zurückliegenden und noch immer unaufgeklärten Verbrechen?

Das Management des Polizeipräsidiums in Kopenhagen ist höchst unzufrieden mit der Aufklärungsrate des Sonderdezernats Q. Ausgerechnet Rose soll nun das

Ruder herumreißen – doch Rose ist in ihrem aktuellen Zustand weit davon entfernt, diesen Erwartungen gerecht zu werden. Die Wurzeln ihrer desaströsen Verfassung liegen in einem dunklen Kapitel ihrer Vergangenheit: »Zu dem tiefsten inneren Raum in ihrem Dunkel bekamen sie keinen Zutritt, dieser Raum gehörte ihr. Ihr allein.«

Carl, Assad und Gordon stehen vor ihrer bislang größten Herausforderung, und dass Rose ihren eigenen Kampf kämpft, ist für alle schwer erträglich. Doch Scheitern ist keine Option. Es muss

ihnen einfach gelingen, diese schrecklichen Verbrechen in Kopenhagen zu stoppen.

Deutsche Erstausgabe 2017
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2016 Jussi Adler-Olsen / All rights reserved / J.P. / Politikens Forlagshus A/S, Kopenhagen
Titel der dänischen Originalausgabe: ›Selfies‹
© 2017 der deutschsprachigen Ausgabe:
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: dtv unter Verwendung eines Fotos von F1online/Westend61/Stefan Kranefeld

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist nur mit Zustimmung des Verlags zulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

eBook-Herstellung im Verlag (01)

eBook 978-3-423-43129-3 (epub)
ISBN der gedruckten Ausgabe 978-3-423-28107-2

Ausführliche Informationen über unsere Autoren und Bücher finden Sie auf unserer Website www.dtv.de/ebooks